This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

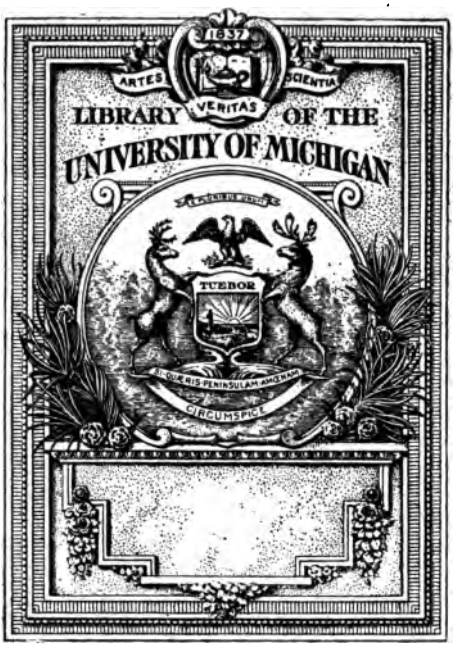
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

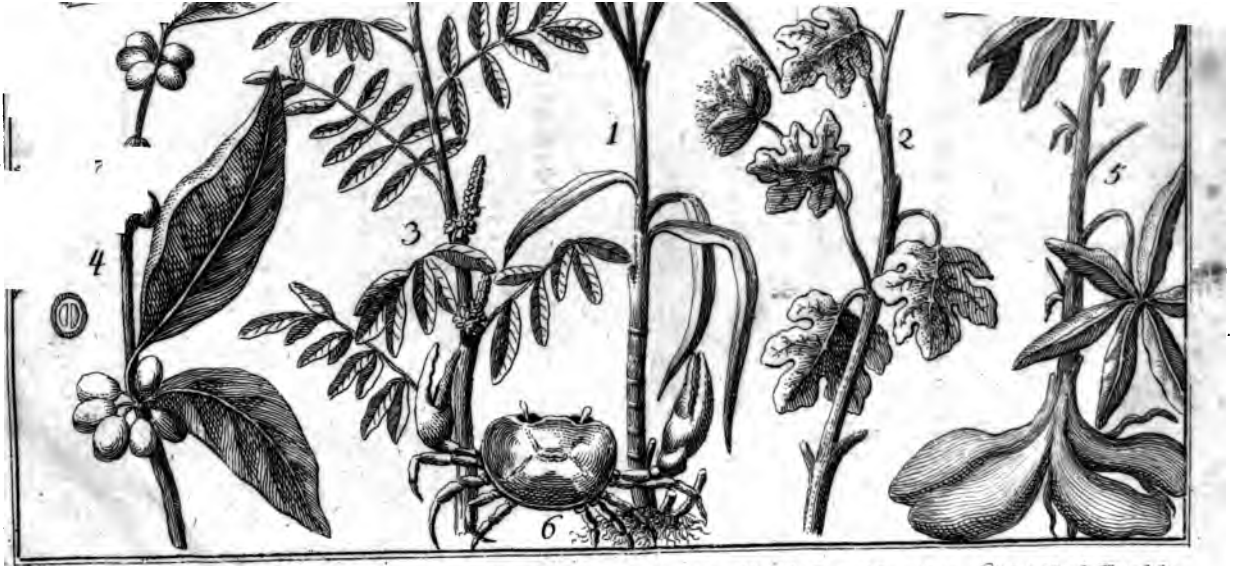
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



THE GIFT OF
Prof. H. H. Bartlett

F
369
.R655



... 2/Die Baumwolle. 3/Der Indigo. 4/Der Kaffee. 5/Der Manihot. 6/Die Erd-Krabbe.

C. C. Robin's

Reiſen

nach

dem Innern von Louiſiana, dem weſtlichen Florida

und

auf die Inſeln Martinique und St. Domingo.

In den Jahren 1802, 1803, 1804, 1805 und 1806.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzt

von

K. L. M. Müller.

Erſter Theil.

Wien, 1811.

In Commiſſion bey B. Ph. Bauer.

Vorerinnerung.

Die Reise, welche hier in einer deutschen Uebersetzung geliefert wird, gehört unstreitig unter die interessantesten und gehaltreichsten, welche nur in der neuesten Zeit erschienen sind. Reich an wichtigen, zum Theil ganz neuen Beobachtungen, im Gebiethe der Menschenkunde, der Naturgeschichte, der Handelsverhältnisse, vorzüglich was das Colonial-System anbetrifft, — einen in dieser Zeit gerade höchst interessanten Punct — zeigt sie zugleich ihren Verf. als einen höchst gebildeten, edelgesinnten, und in der Darstellung seiner Ideen und Beobachtungen gewandten Mann. Deutsche und Französische Blätter haben gleich vortheilhaft darüber geurtheilt, und den daran gerügten Fehler eines oft zu großen Wortreichthums glaubt

33153

der Ueberſetzer durch zweckmäßige Abkürzungen verbeſſert zu haben. Indeſſen hat er ſich ſorgfältig gehüthet, etwas von dem Inhalte ſelbſt wegzulaſſen.

Herr Robin ſelbſt verſichert, daß er dieſe Arbeit als Troſt für das Unglück unternommen habe, wodurch er ſeinen Sohn verloren hatte. Er ſtarb nähmlich in den Armen des Vaters am gelben Fieber.

Leipzig, im May 1808.

Der Ueberſetzer.

Erſchien das Original gleich in drey Theilen, ſo hat man, um den P. T. Herren Pränumeranten dieſer Bibliothek immer eine angemeſſene Bogenzahl zu liefern, ſelbe in zwey Bände eingetheilt.

Der Verleger.

Reiſen

in

das Innere von Louiſiana, dem weſtlichen Florida

und nach

den Inſeln Martinique und S. Domingo.

Erſter Theil.

Erſtes Kapitel.

Abreiſe des Verfaſſers nach Nantes. Bemerkungen auf ſeiner Reiſe. Bemerkungen über dieſe Stadt. Kaufleute. Nützlicher Rath für die, welche ſich einſchiffen. Seekrankheit. Mittel, ſie zu mildern. Anweiſung, ſeine Geſundheit zur See zu erhalten.

Ich verließ Paris im Herbſte des Jahrs 1802, um mich nach Nantes zu begeben, wo ich mich einzuſchiffen gedachte. Verſchiedene, nicht leicht fortzubringende Dinge nöthigten mich, den Weg von Orleans auf der Loire für ſie zu wählen. Ich fuhr den ſchönen Fluß hinauf, der in ſeinem breiten Bette durch jene weiten und reichen Ebenen fließt, die durch einen mehr als ſechzig Stunden langen Damm, das würdige Werk einer großen Nation, gegen Ueberſchwemmungen geſchützt werden. Bald erblickte ich jenes berüchtigte Schloß von Blois, ein Denkmahl der aufblühenden Künſte, wo der ſchwache Heinrich III., der ohnmächtigen Geſetze ſpottend, ſeine Dolche gegen die Guiſen ſchliff. Damahls bildete die Religion eben ſo Parteyen, wie heut zu Tage die Philoſophie. Längſt dieſer Hügel betrachtete ich nun jene unermeßlichen Diſtricte von Weinbergen, mahleriſch untermiſcht mit den ſeltſamen, halb unterirdiſchen, Dörfern, die nur eine Vorderſeite zeigen, und über den ſie bedeckenden Boden nichts hervor

ragen laſſen, als von niedrigen Weinſtöcken umrankte Feuereſſen.

Weiterhin zur Linken entdeckte ich die faſt noch rauchenden Ruinen von Dörfern und Flecken an den Gränzen der Vendee, wo Franzoſen mehr Franzoſen umbrachten, mehr Gefilde verheerten, als jemahls die wilden Schwärme des Nordens in ihren größten Ueberſchwemmungen.

Weiter abwärts entfaltete ſich die Landſchaft äußerſt reich an Abwechſelungen; reitzende Inſeln theilen die nun breitere Loire in mehrere Arme, und die ſie beherrſchenden Hügel treten bald hervor, drohende Felsmaſſen zeigend, bald weichen ſie zurück, und enthüllen plötzlich dem Auge Wälder und Wieſen, Fluren und Flecken und Städte, nebſt der vollen Pracht des reichſten Anbaues.

Ich kam nach Nantes, jener ehedem ſo wohlhabenden Stadt, welche jetzt noch zu trauern ſcheint um ſo viel in ihrer Nähe erwürgte Schlachtopfer. Hier, wie faſt in allen unſern Städten, erinnert eine Menge Unglücklicher, die ehedem durch die Bedürfniſſe des Luxus von einer prachtliebenden Geiſtlichkeit und einem verſchwenderiſchen Adel ernährt wurden, den Weiſen an die Wahrheit: daß die nützlichſten Reformen, gleich den Werken der Natur, um ſo vollkommener ſind, je langſamer ſie vollendet werden.

Was iſt nun aus jenen Handelsleuten geworden, welche durch ihre Speculationen einſt dieſe große Stadt mit den entfernteſten Theilen der Erde verknüpften? Die Revolution hat ſie in ihrem Strudel begraben. Die Ausrüſtung einer einzigen Brick macht heut zu Tage das Zuſammentreten von Mehreren unter drückendem Credit nöthig. Und wenn nur noch Kenntniſſe den Mangel an Kräften erſetzten! Sie ſind doch dem Kaufmanne ſo äußerſt nothwendig! Geographie und Statiſtik allein klären ihn noch nicht genug auf über die Gegenden, wohin ſeine

Operationen gerichtet sind. Er muß auch ihre Erzeugnisse, ihre Bedürfnisse und verschiedenen Verhältnisse kennen. Auf seiner Huth gegen die Concurrenz weiß er zur rechten Zeit langsam und geschwind zu seyn. Die Politik, die so unfruchtbare Wissenschaft der Müßiggänger, ist für ihn das Arcanum, wodurch er seinen Unternehmungen aufzuhelfen weiß. Er kennt das Interesse der verschiedenen Mächte, er weiß, worauf es ruht, er dringt in die Geheimnisse der Cabinette, und sieht die Kriegs- und Friedensplane entwerfen, und so handelt er, ehe andere begreifen, oder tritt zurück, ehe jemand die Gefahr ahndet. Allein hier wußten die Kaufleute nicht einmahl, was zu Paris vorging, und ich erstaunte, als ich hörte, daß Mehrere von ihnen die Havanna für eine Insel hielten, und daß sie nicht wußten, Louisiana sey ein Theil des festen Landes. Die Unwissenheit ist hier äußerst groß.

Wie reich aber ist dafür diese Gegend an allen Lebensbedürfnissen. Kaum wird man noch eine finden, welche zu allen Jahreszeiten eine solche Menge von Producten, nicht nur zur Erhaltung des Lebens, sondern sogar zum angenehmen Sinnenreitz, hervor bringt. Der Ueberfluß daran ist so groß, daß sie nicht bloß der Reiche sich verschaffen kann; die arbeitende Classe selbst kann sich ihrer bey ihrem mäßigen Erwerbe freuen. In allen Städten pflege ich immer zuerst die Märkte zu besuchen. Hier finde ich bessere Aufklärungen über die Industrie, den Handelsflor, den Reichthum oder die Armuth der Städte, über die Wohlhabenheit und das Elend des platten Landes, über den Zustand seiner Cultur und Verschiedenheit und Fruchtbarkeit seines Bodens, als in den Zirkeln der vornehmen Gesellschaft.

Mit Anbruch des Tages sah ich zu Nantes auf dem prächtigen Quai de la Fosse an Markttagen die emsigen Bäuerinnen in weiten Körben die schönsten Früchte, Aepfel

und Birnen mit den herrlichſten Farben auslegen, welche denen, die zu Paris ſo theuer bezahlt werden, weder an Anſehen noch Geſchmack nachſtehen. Darneben ſtanden ganze Säcke voll großer Kaſtanien, eben ſo groß als wohlfeil, und mit drey bis vier Thalern kann eine Familie ſo viel davon kaufen, als ſie den ganzen Winter hindurch bedarf. Der äußerſt mäßige Preis des Hirſen- und Griesmehles, nähmlich von dem Gries aus der Bretagne, den auch der Arzt empfehlen kann, erlaubt eine gewiſſe Erſparung am Brote. Auf anderen Plätzen findet man eine Menge von Hülſenfrüchten zu den niedrigſten Preiſen. Die nur leicht geſalzene Bretagneſche Butter koſtet im Sommer nicht mehr, als acht, und im Winter zwölf Sous.

Das Geflügel, meiſtens mit Buchweitzen genährt, iſt ganz vortrefflich, und ſein Preis den übrigen Lebensmitteln angemeſſen. Allein das meiſte Erſtaunen erregt die außerordentliche Menge von Wildbret aller Art, und die Wohlfeilheit desſelben. Ein großer Haſe koſtet, wenn man das Fell wieder verkauft, nicht mehr als vier und zwanzig Sous, das graue Repphuhn acht, und das bey den Schmeckern ſo beliebte rothe nicht mehr als funfzehn Sous; die ungeheure Menge von Waſſervögeln, von der Aente bis zum Waſſerhuhn, faſt alle davon ſo wohlfeil als das Brot, ungerechnet.

Noch erſtaunenswürdiger aber iſt die unverſiegliche Menge von Fiſchen aus dem Meere, den Flüſſen, Teichen und Seen. Jede Jahreszeit, und oft jeder Markt, bringt andere Arten. Immerwährend iſt die Loire mit Fiſcherkähnen bedeckt, und ich habe deren geſehen, welche ganz mit Rochen angefüllt waren, die man der ungeheuern Menge halben faſt um nichts hingeben mußte.

Als ich die dicken Schleihen, die ungeheuern Hechte, die goldgeſchuppten Karpfen bewunderte, erfuhr ich, daß ein naher See der Stadt dieſe köſtlichen Fiſche liefere.

Sie gelten gleich den ſchönſten Aalen gewöhnlich nicht mehr als fünf und zwanzig bis vierzig Sous. Nantes könnte in der That die Hauptſtadt der zahlreichſten, ausgebreitetſten Menſchen-Race von der Welt, der Leckermäuler mein' ich, ſeyn. Der Wein aus der umliegenden Gegend iſt äußerſt wohlfeil, alle Ufer der Loire erzeugen verſchiedene Arten davon, und zu Waſſer und zu Lande werden der Stadt die von Bourdeaux zugeführt, und zwar mit ſo wenigen Koſten, daß kein beträchtlicher Unterſchied im Preiſe dadurch bewirkt wird.

Des Fleiſches will ich nicht einmahl umſtändlich gedenken, ſondern bloß bemerken, daß außer den an Vieh ſo reichen Gegenden in der Nachbarſchaft einer Seits Bretagne ſeine kleinen, aber köſtlichen Schöpſe, und auf der andern die Vendee die herrlichſten Ochſen von der Welt von ihren Weiden liefern.

Dieſe außerordentliche Wohlfeilheit der Lebensmittel, ſo wie der Ueberfluß daran, ſollten eigentlich die Anlegung von mancherley Manufacturen, und vorzüglich der zum Seehandel erforderlichen, in Wolle, Baumwolle, und ganz beſonders von gedruckter Leinwand, begünſtigen; allein der Mangel daran iſt ſo groß, daß unter allen unſern Häfen zu Nantes die unbedeutendſten Ladungen davon gemacht werden.

Die Rehder bemühen ſich immer ſehr um Paſſagiere, und zwar deßhalb, weil ſie ſie mit äußerſt geringem Aufwande beköſtigen können. Sie und ihre Freunde bedienen ſich daher jedes Mittels, um dergleichen anzulocken; allein man muß ſehr auf ſeiner Huth ſeyn, um nicht zu ſchnell mit ihnen abzuſchließen, denn man wird oft ſehr getäuſcht, vornehmlich in Anſehung des Verſprechens einer baldigen Abfahrt. Am beſten iſt es, man bedingt ſich alles auf das beſtimmteſte ſchriftlich aus, und

überläßt nicht das Mindeste dem guten Willen des Rehders oder Capitäns.

Die Seekrankheit befällt fast ohne Ausnahme alle Reisende, mehr aber noch die Männer, als die Weiber, und zuweilen sind diejenigen, welche schon mehrere Seereisen gemacht haben, kränker auf den spätern, als auf den frühern. Dieses Uebel läßt sich nicht auf einmahl unterdrücken; allein man kann seine Wirkungen und Dauer gar sehr vermindern. Es entsteht eigentlich aus dem Schaukeln des Schiffes, diesem Hin- und Herwanken von einer Seite zur andern, und mehr nach jenem heftigern, wodurch abwechselnd das Vorder- und Hintertheil auf und nieder bewegt werden. Diese Bewegungen erschüttern und stören die Flüssigkeiten des Körpers in ihrem Umlaufe, und je mehr man deren hat, desto schwerer kommen sie wieder in Gleichgewicht und Ordnung. Daher die Uebelkeiten, der Nervenreitz und das wiederhohlte Erbrechen, welches nur erleichtert, um wieder anzufangen. Der Reisende muß sich daher nicht an ein Ende des Fahrzeugs stellen, wo natürlich die Bewegung am stärksten ist, sondern er muß sich, so viel wie möglich, dem Mittelpuncte, oder dem großen Maste zu nähern suchen; auch ist es wichtig, daß er sein Zimmer oder seine Schlafstelle so nahe als möglich an diesem Ort zu wählen sucht. Aus gleichem Grunde muß er auch das Mittelverdeck dem hohen des Hinter-Castells vorziehen. Bedeutender noch ist es, daß man die Luft in seiner Schlafstelle erneuern kann. Nichts verlängert die Seekrankheit mehr, und ist der Gesundheit nachtheiliger, als die dicke, matte, mit unreinen Ausdünstungen erfüllte Luft der Zwischenverdecke.

Die Seeluft, von Salztheilen geschwängert, ist die reinste Luftart unter allen, sie stärkt die Nerven und belebt. Man muß also nicht lange eingeschlossen bleiben oder liegen, sondern oft herum gehen; wenn indessen die

See zu hoch gehet, so rathe ich, ein wenig mehr liegen zu bleiben; das Liegen vermindert die Wirkungen der Erschütterungen beträchtlich.

Diese Seeluft ist außerordentlich öffnend. So bald man sich erbrochen hat, fühlt man von neuem Eßlust. Man muß sie befriedigen, nur mit Behuthsamkeit. Der durch starke Ausleerungen geschwächte Magen darf nicht sogleich zu sehr angefüllt werden. Man muß erst kühlende, leichte und doch ein wenig nährende Speisen wählen; fette Fleischbrühe und Geflügel. Der Bourdeaux-Wein ist unter allen der beste, er gibt Kraft und erhitzt nicht zu sehr; auch pflegt man ihn gewöhnlich auf Schiffen zu führen; Liqueure, die immer gefährlich sind, sind es dann noch mehr. Von Zeit zu Zeit kann man auch mit Vorsicht eine gesalzene Speise genießen, z. B. Schinken. Diese geben dem Magen seinen Thon wieder, den fette Fleischbrühe und Geflügel ihm zum Theil entziehen. Man muß sich auf ein Mahl nicht ganz satt, sondern lieber öfter essen. Denen, die eine schwache Gesundheit haben, rathe ich, sich mit Fleischbrühtäfelchen zu versehen, deren man in allen Häfen findet, sie sind vorzüglich nützlich gegen Ende der Reise, wo das frische Fleisch oft zu fehlen anfängt. Seit kurzem hat man auch einen Milch-Syrupp erfunden, ein angenehmes Mittel, um die Milch zum Frühstück und bey andern Sachen zu ersetzen, welche Weiber und kränkliche Personen lieben. Man kann ihn zu Bourdeaux haben und vielleicht auch in mehreren französischen Häfen. Ich bediente mich, weil ich ihn nicht kannte, dafür eines Eydotters in Kaffeh oder Thee, ein leichtes und angenehmes Mittel, welches Appetit macht. Mein Zeugniß gilt vielleicht hier um so mehr, je weniger Menschen wohl so an der fürchterlichen Seekrankheit gelitten haben, als ich.

Fünf bis sechs Tage nach unserer Abreise mußten

wir zu Pain bouf anlegen, und acht Tage verweilen. Die Küſte iſt hier eingefaßt mit ſchwarzen Felſen, welche die Ebbe des Meeres entblößen. Hier fand ich eine außerordentliche Menge von Meerpflanzen, von den verſchiedenſten Geſtalten. Ich bemerkte auch, daß es hier viele Schalthiere gab, welche ſich zum Theil unter den dicken Blättern dieſer Meerpflanzen verſtecken, z. B. allerley Arten von Seekrebſen, Hummern und Krabben. Sie entgehen unter den Pflanzen leichter dem Auge der Vögel und anderer Thiere, die ſich von ihnen nähren, bis das zurück kommende Meer ſie außer Gefahr ſetzt. Weil indeſſen die Natur in dieſen Gegenden verſchiedene Thierarten ſich aufhalten läßt, welche ihrer gar zu großen Vermehrung Einhalt thun, ſo gibt ſie den Pflanzen, unter denen die Schalthiere erſcheinen, täuſchende, ihnen ähnliche Formen, um ihre gänzliche Vernichtung zu verhindern. Bewundernswürdige Oekonomie der Natur! Auf den Inſeln und auf dem feſten Lande von Amerika, wo die Ebbe des Meers nicht ſo groß iſt, und nicht ſo große Flächen entblößt, habe ich diejenige Seepflanze, welche Blätter von Krebsſcheren hat, gar nicht bemerkt.

Anſtatt gerade zu nach Louiſiana zu gehen, zog ich die Reiſe über die Inſeln vor. Denn ich hoffte hier Beobachtungen anſtellen zu können, welche diejenigen, die mich in Louiſiana leiten ſollten, vielleicht ſehr aufhellen könnten, und ich glaube auch, mich in meiner Erwartung nicht getäuſcht zu haben. So ſchiffte ich mich nach Martinique ein, wo ich leichter eine directe Gelegenheit nach Neu-Orleans aufzufinden hoffte.

Zweytes Kapitel.

Ueberfahrt. Wandernde Pflanzen. Muschelthiere. Sonnenuntergang. Taufe unterm Wendezirkel.

Den 27. Aprill kamen wir unter den Wendezirkel, welcher sich, wie bekannt, unter 23 Gr. 20 Min. nördlicher Breite befindet. Hier erblickt man zuerst ein Mahl des Jahres die Sonne des Mittags über dem Haupte; hier sieht man sie auch zuerst, wie sie sich nach Norden zu wenden scheint. Dieser Zeitpunct ist auf der See stets sehr merkwürdig und festlich. Denn nun hat man jene stürmischen und unbeständigen Gewässer durchschifft, welche so oft den ungeduldigen Reisenden aufhalten, und ihn zuweilen sogar bis an die felsigen Küsten des gasconischen Meerbusens zurück drängen.

Allein gegen den Wendezirkel zu wird der Ocean in seiner schönen Azurfarbe nur von immer gleich wehenden Ostwinden bewegt, die man mit Recht alisés nennt, gleichsam elysäische (aus Elysium wehende.) Nun fürchtet der Matrose nicht mehr, daß ihn Ungewitter und Stürme immerwährend zu den beschwerlichsten Arbeiten nöthigen werden, indessen Regen und Wind, die Fluthen, der Donner und der Schrecken der Dunkelheit nicht selten alle seine kühnen Anstrengungen vereiteln.

Nunmehr fangen für ihn jene so geliebten Tage der Muße, jene festlichen, fröhlichen Abende an, die er oft

weit in die Nacht durch Gesang und Tanz und Erzählung von allerley Geschichten verlängert. Nun betrachtet auch der Reisende mit Sicherheit das helldurchsichtige Meer; an ihn her spielen große Haufen bräunlicher Meerschweine mit gebogenem Rücken; muntere, von Gold und Azur glänzende Goldfische, und ganze Striche fliegender Fische, die in Luft und Wasser umher schwärmen; auch colossalische Wallfische, ganze Wasserströme in die Luft blasend, welche als Regen und Dünste zurück fallen. Schon von weitem hört man ihr langsames Schnauben, und den Aufruhr, den sie im Wasser erregen, indem sie über dasselbe empor tauchen, und auf der Oberfläche hinschwimmen, welches sich unter der schweren Masse beugt und bricht.

Oft erblickt er auch große Striche von grünlich-gelbem Meergrase, welche zur Herbstzeit wie schwimmende Inseln sich zeigen. Wohin wandern diese, durch die Macht der Fluthen vom Grunde des Meers abgerissenen und zusammen gehäuften Pflanzen? Eine große Menge von Fischen nährt sich unter ihrem schützenden Schatten. Ihre dicken Blätter, ihre ästigen Stängel, ihre elastischen Samenbeutel sind bedeckt mit einer Menge von Polypen, von Gall-Insecten, Gewürmen und vorzüglich von Muschelthieren von den sonderbarsten Gestalten; manche sind rund und wie Ringe um die Zweige gedrängt, andere hängen schneckenförmig und wie lange Spindeln daran, andere sind wieder breiter als lang, andere platt und zusammen gedrückt.

Mit welcher Ueberraschung fand ich hier das Geschlecht der so genannten Ammonshörner. Sie hatten noch keine Linie im Durchmesser, und mehrere wurden bloß sichtbar unter dem Vergrößerungsglase. Wie, sagte ich zu mir selbst, das Geschlecht dieses Muschelthiers, das dem Naturforscher nur im Zustande eines Fossils zu er-

ſcheinen pflegt, und welches er ſo lange für gänzlich ausgeſtorben hielt, das Ammonshorn hat alſo nicht aufgehört, in der Tiefe des Meers zu leben, und dieſe zarten wandernden Pflanzen bringen täglich neue erzeugte, von Oſten nach Weſten, von einer Halbkugel zur andern? Ihr Fluren von Nivernais, wo ich geboren wurde, immer habe ich auf euch ihre verſteinerten Ueberreſte in tiefen Gräben und in Felſenſpalten gefunden! — Es war alſo gewiß eine Zeit, wo die jetzt vom Pfluge gefurchten Gefilde den Meeresgrund ausmachten! Und ihr Granitfelſen von Morvant, ihr ward damahls vielleicht Klippen, durch Schiffbrüche berüchtigt. Welche Umwandlungen haben dieſe Meere hier verſchwinden laſſen, und in jene weite Ferne gedrängt? Die Sonne ſelbſt, welche ſie damahls erhitzte, hat jetzt an Feuer verloren. Das lebende Ammonshorn erſcheint jetzt nur noch auf den Pflanzen und in den Gegenden des Wendezirkels. Welcher zweyte Büffon wird es nun wagen, durch ſeine Berechnung die zahlloſen Jahrhunderte zu beſtimmen, welche unter dieſen langſamen Umwandlungen verfloſſen ſind!

Dieſelben Meergegenden biethen gegen Abend dem aufmerkſamen Reiſenden noch andere wunderbare Erſcheinungen dar. Die Sonne ſcheint bey ihrem Untergange ſich wirklich ganz vom Horizonte los zu machen und ſich in den Ocean zu tauchen. Man glaubt, noch jenſeits ihrer Scheibe eine unermeßliche Ferne zu erblicken. Oft auch ſammeln ſich dicke Wolken in großen Maſſen um ſie her, und ſcheinen ihren Untergang in geheimnißvollen Schatten zu hüllen. Allein ihr darüber hervor brechendes Feuer, welches mit Gold und Silber die funkelnden Wolkenmaſſen beſäumt, und, durch die Lücken derſelben hervor blickend, über einen großen Theil des Himmels lange glühende Purpurſtreifen zieht, verkündigt die Gegenwart der Göttinn des Tages.

Unter den Wendezirkeln lockt die dünnere Luft auch die Ausdünstungen schneller hervor. Schnell verdichten sie sich zu Wolkenmassen, welche, unter einer heißern Sonne, jene unsern nördlichen Gegenden ganz unbekannten bewundernswürdigen Wirkungen des Lichtes hervor bringen. Oft sind die Wolken so dick, daß man um Mittag Mitternacht zu haben glaubt, und alsdann lösen sich diese Wolken nicht bloß in Regen, sondern in Wasserströme auf.

Bisweilen habe ich in diesen Meeren während der unter dieser Breite nur sehr kurzen Dämmerung mannigfach gefärbte Wolken mit einem Mahle den ganzen Umriß des Horizonts bedecken sehen. Ihre Basis schien auf dem Wasserspiegel zu ruhen, und ihr mahlerisch gezeichneter Gipfel von kluger Hand nach dem Richtmaße geebnet zu seyn. Der azurne Himmel, zum Dom darüber gewölbt, sah aus, wie die unermeßliche Kuppel, deren reiches Capital sich in den Meereswellen spiegelte.

Der Reisende aber, der noch nicht unter der Linie des Wendezirkels gewesen ist, ist für die Seeleute ein Uneingeweihter, der durch gewisse Reinigungen geweiht werden muß. Es erscheint alsdann der Priester, als Repräsentant des Vaters der Wendezirkel, des guten Alten der Wendekreise, herab steigend aus dem großen Mastkorbe, angethan mit einem langen Gewande, gekränzt mit Blättern von Pflanzen jener Gegend, und mit einem ehrwürdigen Barte geziert. Er fragt, was Neues hier unten vorgehe? Man erzählt ihm, daß Ungeweihte so eben wagen wollten, sein heiliges Reich zu betreten, wenn er nicht schnell die Reinigung mit ihnen vornähme.

Nun steigt er ganz herab, setzt sich auf einen erhöhten Platz, und ein ansehnlicher Hofstaat reiht sich um ihn her, um seine Befehle sogleich zu vollziehen. Der

Capitän und die Officiere selbst scheinen ihm Gehorsam leisten zu müssen. Man meldet die Neophyten; allein das Geld, welches auf dem Lande die Wege zum Himmel ebnet, und mit Blumen bedeckt, das Geld verbreitet auch auf der unbewohnten Oberfläche des Meeres seine zauberische Macht. Beym Anblicke dieses verführerischen Metalles wird der Priester gerührt; seine Stimme wird sanfter, seine Züge, sein Blick sollen nicht mehr erschrecken, und der reiche Neophyte, der recht gut bezahlt hat, empfängt, statt reichlicher Wassergüsse, bloß wenig Tropfen.

Indessen muß ein Opferthier aufgefunden werden, welches, mit den Unreinigkeiten aller beladen, für alle büßt. Dieser Sündenbock ist denn gewöhnlich der Aermste, der nun eine Menge Libationen aushalten muß, ehe er für gereinigt erkannt wird.

Diese Taufe unter dem Wendezirkel leitet indessen ihren Ursprung aus den ersten Zeiten der Schiff-Fahrt her, und die Geschichtschreiber der Seereisen sprechen davon, wie von einer sehr alten Sitte.

Drittes Kapitel.

Ankunft auf Martinique. Die Stadt Saint-Pierre. Fehler und Mängel der Städte der Colonien. Sitten, Gebräuche, Handel der Weißen.

Den drey und dreyßigsten Tag nach unserer Abreise erblickten wir Land. Reissende Meerströme, durch die Zwischenräume, welche die Antillen zwischen sich lassen, erzeugt, kündigten uns die Nähe der Insel Martinique an. Gegen Mittag stellte sich diese Insel am Rande

des Horizontes unſerm Auge als eine Welle dar, welche richter und ruhender in ihrer Geſtalt war, als andere. Wie wir uns näherten, erhob und verlängerte ſich das Land. Es hatte die Figur eines koniſchen Gebirges, deſſen Seiten ſich im Herabſenken unregelmäßig krümmten und bogen. Der Gewohnheit der Schiffer gemäß hätten wir eigentlich in den Canal von la Dominique einlaufen ſollen. Dieſes iſt nähmlich die Meerenge, welche dieſe beyden einander ſehr nahen Inſeln bilden, und dann hätten wir, um nach der Stadt St. Pierre zu kommen, nur ungefähr ein Drittel der Inſel zu umſchiffen gehabt; allein der Capitän, der ſeiner Sachen nicht ganz gewiß war, wagte es nicht, des Nachts in den Canal einzulaufen, obgleich die Karten und ſeine Officiere ihm ſagten: daß nicht eine einzige Untiefe oder Klippe hier ſey; daß die immer regelmäßigen Winde nichts befürchten ließen, und daß der Vollmond bey reinem Himmel die Nacht ja eben ſo hell mache, als den Tag. Sein Laviren bis zum Morgen machte, daß wir nach der entgegen geſetzten Seite der Inſel kamen. Nun mußten wir wenigſtens zwey Drittel davon umſchiffen; aber ich war gar nicht böſe darüber, denn wir hielten uns ſo nahe am Lande, daß ich die Gegenſtände leicht mit bloßen Augen deutlich erkennen konnte. Wir erkannten das Cap Fere, ſegelten um die Spitze der Salinen, und näherten uns, bis auf eines Steinwurfs Weite, dem Felſen, der Diamant genannt, der ſich in der Geſtalt eines abgebrochenen Zuckerhutes über das Meer erhebt. Wir konnten das enge Fahrwaſſer deutlich bemerken, welches zwiſchen ihm und dem Lande iſt, und worauf bloß Kähne und Boote fortkommen können. Bald ſahen wir, daß das Meer tief ins Land hinein trat, und daß es daſelbſt eine geräumige Bucht bildete, die der königliche Sack (cul de sac royal) heißt. Im Innern dieſer Bucht befindet

ſich eine ſchmale Landzunge, welche von Norden nach Süden hinläuft, einen zweyten Eingang bildet, und ihn gegen Wind und Wetter ſchützt. Auf dieſer Landzunge iſt das Fort-Royal erbaut, das wir mit leichter Mühe entdeckten.

So weit wir an den Küſten hinſteuerten, zeigte ſich die Inſel immer mit ſteilen Felſenmaſſen bedeckt, auf denen ſpitzige Gebirge aufgethürmt waren, deren Gipfel ſich in den Wolken verloren. Die ganze ſüdliche Seite, auf der wir uns befanden, ſtellte dem Auge nur unbewaldete hohe Gipfel dar, deren ſteile Abhänge mit allerley blaßgrünen Gewächſen bedeckt waren. Dieſer Anblick hat etwas Wildes und Trauriges. Um zwey Uhr Nachmittags befanden wir uns der Stadt Saint-Pierre gegenüber.

Der Eintritt des Meeres in das Land bildet mit ſeiner weiten Oeffnung eigentlich weder Hafen, noch Rehde, noch Bay. Es iſt bloß ein ganz guter Ankerplatz, wenn die Winde vom Lande herwehen; dann werden ſie gemäßigt durch die hohen Gebirge. Dieſe Winde wehen dann auch das ganze Jahr hindurch, ausgenommen in den Zeiten der Stürme, welche die Winterzeit genannt wird, und gegen den Julius den Anfang nimmt. Man kann der Stadt während der guten Jahreszeit ſich nur lavirend nähern, und wenn der Eingang in dieſe Bay nicht ſo weit wäre, ſo würde man gar nicht hinzu gelangen können. Die Hügel oder Berge ſtrecken, ſo zu ſagen, ihren Fuß bis an das Ufer, und laſſen dadurch längs der Küſte nur einen ſchmalen Erdſtreif. Hier nun entfaltet ſich die Stadt in einer Ausdehnung von mehr als einer halben Stunde. Man hat nur zwey bis drey Straßen parallel mit dem Meere erbauen können, und doch iſt eine, die nächſte am Ufer, auf einem unebenen Boden angelegt. Die andern ſind für Fuhrwerk ganz unzugänglich, ſo äußerſt höckericht und ſteil ſind ſie. Unſere inde-

lenten Kreolen lassen sich in Sänften darauf hin- und hertragen, oder auch wohl in prächtigen Hamais, welche von starken Sclaven auf dem Kopfe getragen werden. Die Quergassen, d. h. diejenigen, welche vom Meere sich nach dem Fuße der Berge ziehen, sind natürlich sehr kurz, und endigen sich mit einem Mahle am Fuße der spitzigen Berge. Die Stadt scheint unter ihren furchtbaren Massen erdrückt zu werden, und je näher man ihr kommt, desto beschwerlicher wird das Aufblicken zum Horizonte. Man glaubt, die kühnen Felsenmassen müßten jeden Augenblick auf die Dächer der Häuser herab stürzen, eine Besorgniß, welche um so gegründeter ist, je häufiger man hier Erderschütterungen zu verspüren pflegt. Diese lassen sich schon aus den schwefelhaltigen Vertiefungen dieser einst vulkanischen Gebirge vermuthen. Ihre mit, gegen Abend hin sich neigenden, Felsmassen besetzten Seiten würden zu eben so viel Reverberen werden, welche die Stadt entzünden müßten, wenn sie nicht hier und da mit Vegetabilien bedeckt wären, und tiefe Ritzen sich darin befänden, aus denen Wasser hervor quillt, das in Cascaden über das schwarze Gestein herab fällt, und, den Strahlen der Sonne entzogen, immer gleich kühl bleibt. Nicht selten werden sie durch heftige Platzregen zu verwüstenden Bergströmen.

Man hat diesen Wasserreichthum so zu benutzen gewußt, daß man ihn fast in allen Straßen in der Stadt vertheilt hat, wo das Wasser mit belebender Schnelligkeit dahin strömt; auf dem abhängigen Boden reinigt es sich, und erfrischt die Luft; seine Kühle trägt unstreitig das Meiste bey zur Unterhaltung jener sanften, kühlenden Winde (Brises), welche täglich aus den Höhen herab kommen, und durch die gekrümmten Felsenschlünde sich in der Gegend umher verbreiten. Ohne diese zusammen treffenden Umstände würde die Stadt Saint-Pierre, bey ihrer Lage am Fuße dieser hohen Gebirge, und um 34 Grad

der Breite südlicher als Paris, ganz unbewohnbar seyn. Die Luft ist hier so beschaffen, daß man eine Kleidung von leichtem Tuche zu vertragen pflegt; auch ist gerade diese die gesundeste; denn kommt man auch, nach Verhältniß der Ortslage, in einen frischeren Luftstrom, so ist man doch nicht der Gefahr der unterdrückten Ausdünstung ausgesetzt, ein Uebel, welches unter den heißen Zonen fast immer tödtlich zu seyn pflegt.

Die Straßen der Stadt sind ziemlich gerade, und für unser gemäßigteres Klima breit genug, allein keineswegs für einen so heißen Himmelsstrich. Ich wünschte, sie wären so breit, daß man sie an den Seiten mit Bäumen einfaßen könnte, welche die Luft erfrischen und gesunder machen würden. Ihr Schatten würde die Häuser vor jener erstickenden Hitze schützen, woraus die Fieber entstehen, welche den Europäer tödten, ehe er noch Gefahr ahndet. Das Straßenpflaster würde nicht dergestalt glühen, daß man nicht ruhig mit den Füßen darauf stehen kann, und der fremde Fußgänger, den seine Geschäfte unaufhörlich hin und her zu gehen nöthigen, würde unter der Last der glühenden Sonne sein Blut nicht kochen fühlen.

Keine der europäischen Nationen hat bey ihren Niederlassungen auf den ungeheuern Unterschied zwischen diesen Klimaten und den ihrer Hauptstädte geachtet. Alle haben die Plane zu ihren Städten und der inneren Einrichtung derselben nach ihren besondern eigenthümlichen Sitten entworfen; alle haben, ob sie gleich ihre Niederlassungen mitten in Wüsten und auf unbrauchbarem Boden anlegten, ängstlich den Raum zur gehörigen Breite der Straßen und Plätze, zu den Abtheilungen ihrer Häuser, zu ihren Höfen und Gärten zu ersparen gesucht. Der handeltreibende und minder wohlhabende Theil ihrer Bewohner ist hier etwa so über einander geschichtet, wie in unsern volkreichen Städten. Keine öffentliche Verfügun-

hat dieſem Elende vorzubeugen geſucht, wodurch ſeit drey Jahrhunderten Millionen von Menſchen hingerafft worden ſind, welche für den Ackerbau, den Handel, die Künſte und die Vertheidigung des Landes ſo brauchbar geweſen wären.

Die Häuſer dieſer Stadt ſind von Stein erbaut, und gewöhnlich ein bis zwey Stockwerke hoch. Man darf aber nicht erwarten, hier die ausgeſuchten, fein angeordneten Einrichtungen des modernen Europa's zu finden. Nichts von jenen geheimnißvollen Boudoirs, nichts von jenen kleinen künſtlich verſchlungenen Gemächern, wo der Reiche in ſeiner Behauſung, ohne daß ſeine Familie es ahndet, ſeine Freuden und ſeinen Kummer ſelbſt dem neugierigen Dienerſchwarm entzieht, und ſich für das bedürftige Verdienſt, für die verfolgte Tugend unſichtbar macht, ohne daß er deßhalb aufhört, ihr Beſchützer zu ſeyn. Hier verſchmäht man es wenigſtens, ſich anders zu zeigen, als man wirklich iſt; der Laſterhafte erſcheint mit allen ſeinen Fehlern, und der habſüchtige Geitzhals mit ſeiner unbiegſamen Härte.

Die Bewohner der Colonien, ganz verſunken in dem Beſtreben, ſich ein großes Vermögen zu erwerben, oder ſinnliche Genüſſe zu verſchaffen, kennen jene Vergnügungsarten gar nicht, welche mit den Freuden des Geiſtes und den Reitzen der Einbildungskraft in Verbindung ſtehen. Ihre Häuſer auf dem Lande, ſo wie die der meiſten Landleute, und in der Stadt die der Kaufleute, Handwerker, und ſelbſt der größern Handelsleute, haben, ſtatt der Waarenlager, Gewölbe und Werkſtätten, eine Art von Kellern, welche bloß durch grob verwahrte Thüren und Fenſter erhellt werden. Ihre eigenen Wohnungen ſind elende Dachſtübchen, oder auch wohl Böden, welche kaum die Armuth in Frankreich, ohne ſich zu ſchämen, bewohnen würde. Deſſen ungeachtet findet man hier äußerſt wohl-

habende Leute, welche Gold mit vollen Händen in den Schooß liederlicher Frauensperſonen ſchütten, in hohen Spielen verſchwenden, oder es in der Hoffnung aufhäufen, dereinſt in unſern Hauptſtädten einen aſiatiſchen Luxus zu zeigen.

Die Häuſer einiger Reichen, welche an den äußerſten Enden der Stadt erbauet ſind, liegen höher und luftiger, und ſind ein wenig bequemer eingerichtet. Der Geſellſchaftsſaal iſt meiſtens gleich am Eingange, und vertritt die Stelle des Vorhauſes, um die Verbindung mit den übrigen Theilen des Hauſes zu unterhalten. Die Sclaven gehen da hindurch; allein dieſe Menſchen haben Augen, und ſehen nicht, und Ohren, und hören nicht. Die Verzierungen ſind äußerſt einfach. Der Boden, gewöhnlich von Marmor, hat mir das Koſtbarſte geſchienen. Die Wände ſind bloß geweißt, zuweilen gemahlt, auch wohl mit Holzwerk belegt, oder mit Pappentapeten verſehen. Holz- oder Strohſtühle, einige mit Porzellan beſetzte Tiſche, machen faſt den ganzen Hausrath aus. Dank dem Klima, hier weiß man nichts von den feuerfeſten Kaminen, angebracht in dicken Mauern, gleichſam um die flackernde Flamme, welche das Auge ſo ſehr erfreut, demſelben zu entziehen, und die Wärme zu vermindern, die bey uns den ſtilleſitzenden Menſchen ſo nothwendig iſt. Die Spiegel ſind etwas Seltenes, am häufigſten findet man jene mit ſehr breitem Glaſe, die man bey uns nur in den verlaſſenen Wohnungen unſerer Vorältern erblickt.

Luft muß der Menſch haben; ſie iſt in jedem Augenblick ein immer wiederkehrendes Bedürfniß für ihn, zumahl wenn er unthätig iſt. In dieſer Art von Häuſern iſt daher auch gewöhnlich alles aufgeopfert, um ſie zu erhalten; große, mit breiten Oeffnungen verſehene Gemächer, Gänge und Treppen von auſſen, um jene nothwendige Circulation der Luft recht zu erleichtern, und die Ge-

mächer vor der Einwirkung der Sonne zu ſchützen: die zu beſonderem Gebrauche beſtimmten Gemächer, alle mit den einfachſten Geräthen verſehen, haben nur einige Stühle, einen Tiſch, Schrank, ein leichtes Bett ohne Vorhänge, allein dafür, zur Abwehrung der beflügelten Inſecten, in einen viereckigen Mückenſchirm (Mousticaire), wie in einem Sacke hinein geſchoben. Dieſe Mückenſchirme ſind von einem dünnen Zeuge, als Linon, Marly, Mouſſelin oder Leinwand.

Iſt auch zuweilen der Saal mit Glasthüren verſehen, ſo findet man an den andern Zimmern keine. Man iſt hier gänzlich unbekannt mit jenen reich befranzten Drapperien, mit jenen koſtbaren Meubeln, bedeckt mit den ſchönfarbigen indiſchen Stoffen, die unſere eitlen Bürgersfrauen mehr auslegen, um ſie zu zeigen, als jemand darauf ſitzen zu laſſen.

Gemählde findet man faſt gar nicht, außer Familien-Porträten, woran die breiten Epauletten und das rothe Ordensband beſonders hervor ſtechen. Die gröbſte Carricatur zieht das Auge mehr an, als unſere zarteſten Darſtellungen.

Nur in wenigen von dieſen beſonderen Gemächern genießt wirklich der Wohlhabende eine friſchere und reinere Luft.

In Frankreich unterſcheidet ſich das Haus des Reichen von dem des bloß Wohlhabenden nur durch den entbehrlichen Luxus; dafür wohnt unter dem einfachen, beſcheidenen Dache deſto häufiger das Glück und die Geſundheit; allein in den Städten der Colonien ſcheint das Glück, eine friſche und reine Luft einzuathmen, und des kühlenden Schattens zu genießen, ein Privilegium des ſehr Begüterten zu ſeyn; und der Dürftige, der von ſeiner Arbeit und Induſtrie leben muß, ſchmachtet unter glühendem Dache, der Luft beraubt. Dieſes iſt vornehmlich das

Loos des unglücklichen Europäers, der in diese Zone kommt. Hier findet auch der Tod immer seine zahllosen, gleich dahin gerafften Schlachtopfer.

Diese geringe Anzahl von Häusern der Reichen ist indessen noch lange nicht mit allen den Vorzügen versehen, welche das Klima erfordert, und ihre Lage an die Hand gibt. Keine Gärten, nur enge und schlecht unterhaltene Höfe, welche nicht einmahl durch den Schatten von Bäumen erfrischt werden, die bewundernswürdig schnell hier empor schießen müßten! In diesen Regionen, wo die Natur so mahlerische Formen annimmt, wo die Gewächse sich mit so großen und majestätischen Blättern bekleiden, wo die Rankengewächse an den größten Bäumen auf- und absteigen, und sich bald zu Guirlanden, bald zu dichten Drapperien, oder zu langen Säulen bilden, wo unter ihrem Schatten die Erde sich so gern mit schönem Grün, mit dem farbigen Schmelz lieblicher Blumen bedeckt, wo überall balsamische Pflanzen die angenehmsten Gerüche ausdüften, wo Frühling, Sommer und Herbst in stätem Wechsel wetteifern, ihre schönsten Gaben darzubringen; in diesen Gegenden erscheint fast überall der Mensch unempfindlich gegen diese Wunder, die so unerschöpflichen Schätze der reichsten Natur. Golddurst, Gewinnsucht und grobe Genüsse erfüllen allein seine Seele, und verschließen sein Herz jenen sanftern und edleren Freuden.

Ihr Ebenen, welche die Hauptstadt Frankreichs umgeben, ihr Ufer, gewässert von der Seine und Marne, eure Bewohner schmücken euch wetteifernd mit den herrlichsten Gewächsen zweyer Welttheile; mit großen Kosten bringen sie geschickt diejenigen zusammen, welche an dem eisigen Nordpol und unter dem Aequinoctial-Zirkel gedeihen, und machen sie bey sich einheimisch. Gern wandeln sie in den langen Alleen, unter den Laubgewölben, in den geheimnißvollen Gesträuchen umher, welche künstliche Pfa-

de durchschneiden. Selbst in deinen Mauern, Paris, vermag die Pracht der Künste, der Strom der Vergnügungen, die immerwährende Anstrengung des Armen, diese Sehnsucht nach kühlendem Schatten, nach Blumen und Rasen nicht zu ersticken, und können sie die Einwohner nicht in der Wirklichkeit haben, so suchen sie, sie doch wenigstens im Bilde zu genießen.

Wie gern denke ich an jene volkreichen Quais, mit Gesträuchen und schimmernden Blumen eingefaßt, wo, zur Seite der Ueppigkeit, die bescheidene Handwerkerinn, von dem Ersparnisse ihres kleinen Gewinns, den Blumenstock kauft, den sie mit eigener Hand sorgsam pflegen will, und dem sie, mit immer neuem Vergnügen, liebkosende Blicke zuwirft; und jener Blumenstrauß, das süße Geschenk der Freundschaft oder der Liebe, wird von ihrer Hand nicht so, wie von den olivenfarbigen Schönheiten dieser Gegenden, unbarmherzig zerrissen! Nein! lange Zeit, mit frischem Wasser versorgt, schmückt er ihr kleines Zimmer, und erfüllt die Luft mit Wohlgeruch. Ja, in diesen Gegenden, wo die Natur so viel Huldigungen empfängt, wo ihr überall Altäre und Tempel errichtet sind, und Priester und Priesterinnen sich ihrem Dienste weihen — in diesen Gegenden muß der Thron der Nationen erhöht werden, und wenn der Genius sie mit Trophäen und Siegesbogen, zur Ehre des herrschenden Helden, schmückt, sind diese nur dann seiner würdig, wenn sie mit Festons und Guirlanden, und mit hohen Bäumen verziert werden, unter deren ehrwürdiger Beschattung kommende Geschlechter sich noch von den Wundern erzählen, welche diese Denkmähler bezeugen.

Was dem Ankommenden zu Saint-Pierre am meisten auffällt, ist die Menge von Negern und Mulatten, und andern, aus der Vermischung des Bluts von Schwarzen und Weißen entsprungenen Racen. Der Hafen, die

öffentlichen Plätze, die Buden und Trinkhäuser sind ganz davon angefüllt, und ganze Quartiere der Stadt scheinen allein von ihnen bewohnt zu seyn. Die ungeheuere Ungleichheit ihrer Anzahl gegen die der Weißen würde einen erschrecken, wenn man nicht wüßte, daß sich eine Militär-Macht auf dieser Insel befindet, welche immer mehr als hinreichend ist, um die kühnsten Aufstände sogleich zu unterdrücken, zumahl da ihr nicht großer Flächenraum leicht durch eine Unterstützung von aussen umringt werden kann. Indessen erinnert der bloße Anblick dieser stets zunehmenden Menschenmasse, auch abgesehen von dem Unglück St. Domingo's, jeden Vernünftigen daran, wie unklug die Europäer handeln, daß sie Racen sich vermehren lassen, die durch ihre Sitten, Gesetze, Meinungen nothwendig ihre Feinde seyn müssen; daß eine solche Vermehrung auf Inseln von dem Umfange Sanct Domingo's und Cuba's immer gefährlicher wird, daß aber, wenn sie auf dem unermeßlichen Gebiethe des festen Landes Statt finden sollten, welches von so großen Flüssen, von Sümpfen, Seen, Gebirgsketten und unermeßlichen Wüsteneyen durchschnitten ist, das Uebel ganz unheilbar werden würde.

Auf der Insel Martinique wird diese gemischte Menschen-Race nicht allein zum Anbaue des Landes gebraucht; in den Flecken und Städten, und vorzüglich zu Saint-Pierre, betreiben sie alle nützlichen Künste, alle einträglichen Gewerbe, theils als Sclaven, abhängig von ihren Herrn, theils als Wirthschafter, die ihnen Rechnung ablegen, theils auch auf ihre eigene Rechnung, und noch öfter für sich, als ganz frey und unabhängig. Sie halten Werkstätte und Buden, als Tischler, Böttcher, Zimmerleute, Schmiede, Schneider, Goldschmiede und Juweliere; sie haben eine Menge öffentlicher Wirthshäuser inne, so, wie sie vielerley Handel treiben, vorzüglich den im Kleinen, mit Eßwaaren, der zwar beschwerlich, aber sehr ein-

träglich iſt. Sie haben über die Weißen immer den unſchätzbaren Vortheil, daß ſie dieſe durch die Concurrenz niederdrücken können. Einfacher in ihrer Kleidung, mehr gewohnt, ſchlecht zu wohnen, und der europäiſchen Bequemlichkeiten zu entbehren, vorzüglich aber mit geringerer Koſt ſich begnügend, können ſie bey wenigen Geſchäften doch weit mehr gewinnen. Daher bleibt für die Weißen, welche nicht ſehr große Geſchäfte machen, oder die Landwirthſchaft betreiben wollen, nicht viel übrig.

Mit jedem Tage werden dieſe Verhältniſſe den Letztern weniger günſtig, weil die Farbigen bey ihrer immer zunehmenden Vermehrung ſich auch immer mehr und mehr der verſchiedenen Zweige der Induſtrie bemächtigen. Die Weißen ſelbſt begünſtigen ſie durch ihre Verbindungen mit farbigen Weibern. Den Kindern, welche ſie mit dieſen zeugen, geben ſie als einzige Hinterlaſſenſchaft meiſtens ein Gewerbe. Auf dieſe Art muß der minder begüterte Europäer immer weniger Hülfsquellen finden, um nur mäßige Unternehmungen anfangen zu können. Die Farbigen werden ſo allmählich der zahlreichſte, thätigſte, induſtrioſeſte, und folglich der wohlhabendſte Theil der Einwohner werden; und dann müſſen dieſe wohl im Stande ſeyn, unter günſtigen äußeren Verhältniſſen die Weißen zu unterjochen, und ſie ganz auszurotten.

Dieſe Menge von Sclaven, welche die Stadt Saint-Pierre gleichſam überſchwemmen, iſt für den ankommenden Europäer der allerauffallendſte Anblick. Langſam in ihren Arbeiten, ſich nicht übernehmend bey ihren Anſtrengungen, ſind ſie voll glühender Lebhaftigkeit bey ihren Vergnügungen. So bald nur Einer unter ihren zahlreichen Gruppen anfängt, nach dem Tacte auf eine Kürbißflaſche oder einen andern tönenden Körper zu ſchlagen, ſo geräth auf einmahl der ganze Trupp in Bewegung. Noch mehr aber iſt dieß der Fall, wenn ein Anderer ei-

nen Tanz beginnt. Dicht um ihn herum gedrängt, mit ſtarrem Blicke, vorgeſtrecktem Halſe, ſcheinen ſie ſelbſt den Athem anzuhalten, damit ihrer Aufmerkſamkeit auch nicht die kleinſte Bewegung entgehe; alle Empfindungen und Leidenſchaften, welche die Tanzenden zu beſeelen ſcheinen, theilen ſich den Zuſchauern mit, und man glaubt, es lebe in allen eine Seele. Niemahls bringen unſere berühmteſten Tänzer, auch wenn ſie noch ſo glücklich ſind, einen ſo allgemeinen und tiefen Eindruck hervor. Die Kunſt der Letztern beſteht freylich nur immer in den reiſſend ſchnellen Bewungungen ihrer Füße und Beine, ſie opfern alles den glänzenden Entrechats, den künſtlichen Pirouetten, den hohen Luftſprüngen auf, welche mit der Anmuth des Körpers, mit dem Ausdrucke der Bewegung und der Sprache des Geſichts gar nicht in Harmonie ſtehen; ſo kann dann die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer, von Ueberraſchung zu Ueberraſchung fortgeriſſen, unmöglich bey dem verweilen, was Rührung, oder irgend eine Gemüthsbewegung, zu erregen vermag.

Allein bey dem Tanze des Afrikaners iſt die Thätigkeit der Beine immer der Bewegung des Körpers und dem Ausdrucke der Phyſiognomie untergeordnet, daher keine Zerſtreuung der Aufmerkſamkeit auf den Seelenausdruck. Dieſen allein ſuchen ſie durch die übrigen Körperbewegungen noch mehr hervor zu heben. Wer iſt nun hier gebildeter, wir oder der Afrikaner?

Man erſtaunt nicht wenig, die ſchwarzen oder braunen Weiber faſt immer reich, und oft ſogar prächtig gekleidet zu ſehen. Sie tragen reiche Stoffe zum Kopfputze, feine Leinwand, Indiennen, Gingas, theure Mouſſeline zu ihren mit Stickereyen verzierten Hemden, zu ihren langen Röcken, und den noch längeren Roben. Finger, Arme, der Hals, die Ohren, ſind mit goldenen Zierathen geſchmückt, und das Sonderbarſte iſt, daß man eine Scla-

vinn oft eben ſo prächtig geputzt ſieht, als eine freye Perſon. Wäre dieſer Anſtrich von Wohlſtand und Pracht, der ſo ſehr abſticht gegen die Einfalt und Mäßigkeit unſers arbeitſamen Landmannes, eine Frucht der Arbeitſamkeit und Induſtrie, ſo wäre er ein entzückender Anblick, aus dem man auf den Wohlſtand und das Glück dieſer Gegenden ſchließen könnte. Allein vergebens! er iſt bloß die Wirkung der Ausſchweifung! Einige Leute, Familien-Väter, richten ſich zu Grunde, um einen Aufwand zu begünſtigen, welcher um ſo verderblicher iſt, je mehr dieſe feilen Geſchöpfen habſüchtig nach Dingen ſtreben, deren Werth ſie nicht kennen, nur um ſie mit deſto größerer Verſchwendung wieder zu verſchleudern.

Auf den Colonien erblickt man Laſter und Verbrechen, welche in den verderbteſten Gegenden der alten Welt unerhört ſind. Gleichgültig ſieht der Vater ſeine Tochter ſich öffentlich preis geben; er freut ſich ſogar über die Menge wechſelnder Liebhaber, und wird im Nothfalle wohl auch ihr Vertrauter. Ich ſelbſt habe während meines Aufenthaltes in den Colonien dergleichen Beyſpiele geſehen. Oft läßt der Vater die Kinder, die er aus ſolchen entehrenden Verbindungen bekommen hat, in den Feſſeln der Sclaverey, oft verkauft er ſie, und das fällt ſo häufig vor, daß man ſich gar kein Gewiſſen daraus macht.

Die Schiffe können, wegen Mangel an Tiefe, nicht dicht ans Ufer kommen. Faſt überall müſſen ſie in der Ferne Anker werfen. Dieſe Unbequemlichkeit macht das Aus- und Einladen koſtſpieliger; allein ſie gibt der Stadt dafür mehr Anſehen, Ausſicht und Annehmlichkeit. Die große Anzahl von Schiffen, welche in der Ferne liegen, laſſen einen Zwiſchenraum, der immer mit einer Menge von Böten, Schaluppen und andern kleinen Fahrzeugen bedeckt iſt, welche unaufhörlich hin und her fahren. Dieſes bewegliche Gemählde, dieſe Linie von Schiffen auf

dem ruhigen Meere, dieſes ebene Ufer, an dem ſich eine blühende Stadt erhebt, und hinter derſelben die hohen Berge, deren Gipfel zum Theile faſt ganz mit Wolken bedeckt ſind, dieſes alles gewährt einen äußerſt mannigfachen, höchſt anziehenden Anblick. Die friſchere Luft, die man hier einathmet, weil der Meergrund kieſig iſt, und wo die ſchäumenden Wogen ſich ſanft verlaufen, würde dieſe Gegend zu einem ſehr angenehmen Spaziergange machen, wenn ſie von Bäumen, dieſen Freunden des Waſſers, beſchattet würde, und wenn ſie nicht eine ordentliche Niederlage alles Unrathes der Stadt wäre, den das Waſſer unaufhörlich hier anſpült, gleichſam um die Einwohner ihrer ſtrafbaren Entweihung anzuklagen. Man weiß oft nicht, wohin man den Fuß ſetzen ſoll, und athmet die verdorbenſte Luft ein; der Blick fällt nur auf ekelhafte Gegenſtände, und mit Betrübniß entfernt man ſich von dem Orte, der als Spaziergang und Sammelplatz für Geſchäfte des Morgens und Abends von jedermann beſucht werden ſollte. So ſind denn auch die benachbarten Häuſer die angenehmſten und wohnbarſten; wo gewöhnlich die Fremden wohnen, die unbequemſten und ungeſundeſten.

Der Raum, den die Stadt einnimmt, iſt Anfangs gegen Norden durch die Feſtung begränzt worden, ein Werk von geringer Bedeutung, welches jedoch hoch und geſund liegt. Sie beherrſcht von vorn das Meer, und wird auf der Seite durch einen kleinen Fluß geſchützt, deſſen tiefes Bette, mit Felſen beſetzt, eine natürliche Vertheidigungslinie bildet. Die Einwohner ſiedelten ſich in der Nähe dieſer Feſtung an, und es ſcheint, als habe ſich die Stadt gegen Norden hin verlängern ſollen, wo der Boden erhabener und luftiger, folglich auch geſunder iſt. allein die Annäherung der Schiffe würde hier noch ſchwerlicher geweſen ſeyn, weil das Meer nicht Tiefe

nug hat; und über dieß war in dieſen erſten Zeiten die ausgedehnte und fürchterliche Gewalt der Gouverneure, und jener ſtolzen königlichen Marine, welche immer ſo gern die des Handelsſtandes verſchlang, die Urſache, warum ſich die Kaufleute von dort entfernten, und gegen Süden anſiedelten; indeſſen iſt in dieſer Gegend eine ſo drückende, dicke Atmoſphäre, daß man ſich unter einen ganz andern Himmelsſtrich verſetzt wähnt.

In den Monathen Julius, Auguſt und September, wo die Südwinde immerfort mit Heftigkeit wehen, und Ungewitter nebſt unerträglicher Hitze herbey führen; wo die tödtlichen Krankheiten ſich vermehren, wo die Gewächſe ſelbſt krank zu werden ſcheinen; in dieſer Zeit der Stürme, welche mit Recht die Winterzeit (temps de l'hibernage) heißt, leiden die Schiffe von dem Ungeſtüme der Winde und der nach dem Ufer rollenden Wogen außerordentlich, oft werden ſie auch los geriſſen, und an die Küſte geſchleudert; alsdann verlaſſen ſie die offene Rehde von Saint-Pierre, und ſuchen einen Zufluchtsort in dem engern und ſichern Hafen von Fort-Royal.

Man wird ſich ohne Zweifel wundern, warum die Rehde und der tiefe Hafen von Fort-Royal, die gegen die heftigſten Stürme, ſo wie gegen feindliche Ueberfälle, ſo geſichert, übrigens im Mittelpuncte der Inſel, in einer offenen Gegend gelegen, und weit geräumiger ſind, wo ſich eine große Stadt recht wohl ausdehnen könnte, ohne genöthiget zu ſeyn, ihre Gaſſen zu verengern, und die Gebäude über einander zu häufen, und wo ſie zugleich der Annehmlichkeiten des Landlebens und aller Lebensbequemlichkeiten genießen würde — man wird ſich wundern, ſage ich, warum Saint-Pierre, bey allen ſeinen Nachtheilen gegen Fort-Royal, der Haupt-Handelsplatz geblieben iſt? Dieſelben Urſachen, welche zu Saint-Pierre die Händelsleute von dem Ufer der Feſtung entfernten,

entfernten ſie noch mehr von dem Fort-Royal, und ließen ſie die zufälligen und vorüber gehenden Gefahren dem immerwährenden Unglücke vorziehen, in der Gewalt der deſpotiſchen Willkühr ſich zu befinden, und von Menſchen umgeben zu ſeyn, die ihre rechtmäßige Gewalt gewöhnlich zu mißbrauchen pflegten. Der Handel gedeiht, gleich großen Bäumen, nur an freyer Luft. Die ſchönſten Gegenden der neuen Welt, die, welche die Natur am freygebigſten ausgeſtattet hat, ſind, unter dem Drucke willkührlicher Gewalt, unbebaute Einöden geblieben, indeß mehrere andere Gegenden, tiefer in den Wüſten, und entfernt von aller Gemeinſchaft, unter einem rauhen Klima, bey einem mühſamer anzubauenden Boden und unter der Regierung einer vernünftigen Freyheit, eine zahlreiche Bevölkerung und unermeßliche Reichthümer beſitzen.

Viertes Kapitel.

Fort-Royal. Sümpfe. Ueber die auf die Natur gegründete, ſichere und minder koſtſpielige Kunſt, ſie für die Geſundheit der Menſchen unſchädlich zu machen. Umgebungen des Fort-Royal. Mangeln (mangles). Krabben. Flecken. Lamantin und andere Theile der Inſel. Naturgeſchichte.

Die Stadt von Fort-Royal, unter dem Winde von Saint-Pierre gelegen, und zwar ſieben Stunden ſüdöſtlich von derſelben, iſt erbaut am Ufer der Rehde zwiſchen dem Fort-Royal und dem Fluſſe l'Hopital. Ihr platter und niedriger Boden beſteht aus los geriſſenen Stücken von den Anhöhen und Hügeln, welche ihn beherrſchen, und iſt untermiſcht mit Anſchwemmungen aus dem

Meere, welche ihn längs der Küste hin etwas höher machen. Die hintere und niedrige Gegend wird von großen, durch die von den Anhöhen herab fließenden Bergströme unterhaltenen Sümpfen ganz bedeckt. Der Schutz von dem Fort her bestimmte, wie zu Saint-Pierre, auch die Lage dieser Stadt. Die Gefahr der Sümpfe, die Niederlassungen und Bedürfnisse des Handels näherten sie noch mehr dem Ufer, und machten, daß man Dämme von Erde weit ins Meer hinaus bauete.

Die Sümpfe hinter der Stadt sind diesem Theile der Insel gar nicht mehr nachtheilig. Sie verbreiteten ehedem ansteckende Krankheiten, welche viele Einwohner und viele von unsern Truppen hinweg gerafft haben. Im Jahre 1762 verloren die Engländer, welche sich dieser Insel bemächtigt hatten, zu Fort-Royal mehr als zwey tausend Mann. Man hat dieses Unglück dadurch für die Folge zu heben gesucht, daß man einen Canal grub, der, durch diese Sümpfe hindurch laufend, sich an einem Ende in den Hafen und am andern in die Mündung des Flusses l'Hopital ergießt. Dieser Canal trennt die Halbinsel vom Lande; allein weil er zu eng ist, kann er seinen Zweck nur zum Theile erreichen. Diese Ansteckungen haben sich zwar vermindert, indessen doch nicht ganz aufgehört.

Die Kunst, die Sümpfe unschädlich für die Gesundheit zu machen, ist so einfach und so wenig kostspielig, und doch noch so unbekannt. Sie beschränkt sich bloß darauf, daß man die Wirkung der Sonne auf das stehende Wasser verhindert; daß man sie durch Bäume beschatten läßt, welche es kühl erhalten, und durch ihre Wurzeln und die Fasern derselben, durch ihr dickes Laub, durch ihr poröses Holz unaufhörlich um sich her eine reine Lebensluft erzeugen, welche die Oberfläche der Sümpfe bedeckt, sie bis in das Innere durchdringt, und selbst die

Po-

Poren dieſes ſchlammigen Bodens anfüllt. Dieſe Wahrheit, von der ich bey der Beſchreibung von Louiſiana vielfache Beweiſe anführen werde, iſt bis auf dieſen Augenblick unbekannt geblieben, indeß ſie gleichwohl, ſo zu ſagen, ſich von ſelbſt unter mannigfachen Formen darſtellt. Sind nicht die Sümpfe am gefährlichſten in der heißen Jahreszeit? Nicht vorzüglich, wenn warme Winde wehen, welche die Gährung befördern und die Fäulniß beſchleunigen? Sehen wir nicht, daß das ſtehende Waſſer, wenn es den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt, trübe wird, ſich mit Schlamm bedeckt und einen ſtinkenden Geruch aushaucht? Aber daſſelbe ſtehende Waſſer erhält, wenn es beſchattet wird, ſeine Reinheit, und wird nicht riechend, wenn nicht der Boden, worauf es ſteht, von ſchlechter Beſchaffenheit iſt. Haben nicht die Gewächſe, durch ihre Poren, ihre geheimen Canäle, von ihren kleinſten Wurzeln bis zu den entfernteſten Blättern eine gewiſſe Verbindung, und unterhalten, von den Gipfeln der Bäume bis ins tiefſte Waſſer hinab, eine heilſame Circulation? Bringen ſie nicht dahin jene belebenden Salze, Oehle und geiſtigen Subſtanzen? Hat uns endlich nicht die Chymie gelehrt, daß die Gewächſe die vorzüglichſten Bereiter der Lebensluft ſind? — Sollten wir nicht durch alle dieſe Bemerkungen bewogen werden, alle Sümpfe und ſtehenden Gewäſſer mit Gewächſen und Bäumen zu umgeben?

Unter den Gewächſen mit Kätzchenblüthen zeichnen ſich die mancherley Arten von den ſehr breit wachſenden Weiden aus, ſo wie die Pappeln, welche immerfort eine gummiartige, ſtarke aromatiſche Subſtanz ausſchwitzen. Dieſe findet man auch, wenn man ihre zarten Blätter und ihre junge Rinde und Blüthe zwiſchen den Fingern zerreibt. Verſchiedene Arten von Erlen haben gleichfalls eine ſehr zuſammen ziehende Kraft, und widerſtehen alſo der Fäulniß. Die Lorberbäume und

Magnolien (magnoliers), welche in warmen Klimaten das Waſſer mit ihren Schatten bedecken, verbreiten dieſe nicht überall ihre feinen geiſtigen Düfte, durch ihre Blüthen, ihre Früchte, ihre immergrünen Blätter, ihre Rinde und ihr Holz bis zum Zuſtande gänzlicher Vertrocknung? Unter den niedrigen Gewächſen ſind vorzüglich die zahlreichen Gattungen der lippenförmigen (labiées), welche unter allen Klimaten im ſtehenden Waſſer wurzeln, durch ihre öhlichten Ausdünſtungen treffliche Mittel, deren ſich die Natur bedient, um die Sümpfe unſchädlich zu machen. Selbſt diejenigen Pflanzen, welche uns als gefährliche Gifte bekannt ſind, als die Ranunkeln und die Waſſergewächſe mit ſchirmförmigen Blumen (ombellifères), haben einen heilſamen Einfluß auf die Verbeſſerung der Luft durch ihre ausnehmend verdünnten Ausdünſtungen. Eine davon, der Schierling, wird in der Medicin zu einem der wirkſamſten Auflöſungsmittel, welches dem Blute ſeine urſprüngliche Flüſſigkeit wieder gibt, und alle Unreinigkeiten aus den Gefäßen treibt.

Man muß daher die Gewächſe, welche die Sümpfe umgeben, und ſich über ihre Oberfläche erheben, mit einer heiligen Sorgfalt zu ſchützen ſuchen. Ihre Vernachläſſigung oder Ausrottung rächt ſich meiſtens durch anſteckende Krankheiten an Thieren und Menſchen, welche ſich von Generation zu Generation fortpflanzen.

So wurden die alten Gegenden an den Ufern des Ganges, des Indus, des Nils von Menſchen und Thieren entblößt; die Pontiniſchen Sümpfe bey Rom beſtätigen meine Aeußerungen nur zu ſehr. Und unter dem milden Klima des induſtriöſen Frankreichs gibt es faſt keinen ſeiner Cantone, wo die offenen Sümpfe in der heißen Jahreszeit nicht tödtliche Anſteckungen erzeugen. —

Die koſtſpieligen Verſuche zu ihrer Austrocknung, ob-

ne Rückſicht auf die ſie bedeckenden Gewächſe, machen ſie noch tödtlicher, und lange Zeit müſſen ſie diejenigen, welche ſie ausfüllen, aufreiben, ehe die künftigen Geſchlechter ſicher wohnen. Statt deſſen vermehre man bloß die Bäume und Gewächſe um ſie her.

Macht indeſſen die Natur des Bodens und das dringende Bedürfniß die Austrocknungen durchaus nothwendig, ſo rotte man wenigſtens die ſie bedeckenden Gewächſe nur allmählich aus. Man vernichte ſie bloß, wie die Arbeit wächſt, und hüthe ſich, dieſen naſſen Boden der Einwirkung der Sonne auszuſetzen. Der ſchützende Schatten iſt für die Menſchen, welche man zu dieſen gefährlichen Arbeiten braucht, äußerſt nothwendig. Die Hitze verdünnt, indem ſie die Ausdünſtungen, welche ſie einathmen, mephitiſirt, ihr Blut dergeſtalt, daß der Umlauf deſſelben außerordentlich beſchwerlich wird. Die Anſpannung der Muskeln während der Arbeit vermehrt noch durch das Zuſammendrücken der Gefäße die Hinderniſſe dieſes Umlaufs, gerade wo er am nöthigſten wäre. Daher denn jene fürchterlichen Krankheiten der heißen und feuchten Gegenden: Peſt, Siams-Krankheit und gelbes Fieber.

Die Anhöhen, welche ſich hinter der Stadt des Fort-Royal erheben, liegen weiter zurück, als zu Saint-Pierre, und ſind nicht ſo hoch und wellenförmiger. Dieſe Gegend hat viel Aehnlichkeit mit unſern ländlichen Gegenden in Frankreich.

Das Fort-Royal nimmt eine ſchmale Erdzunge ein, welche aus einem mürben Felſen beſteht, der von Norden nach Süden in die Bay hinaus geht. Dieſe Spitze ſteht einer andern kürzern Spitze entgegen, die Mönchsinſel genannt. Beyde bilden den Eingang zur Bay. Von den Batterien beyder Seiten kann ein ſich kreutzendes Feuer unterhalten, der Eingang der Rehde, die Bay, geſchützt, ſo wie die Stadt und der Hafen gedeckt werden.

Dieſe Erdzunge, welche das Fort-Royal einnimmt, iſt auf der Landſeite ſo ſchmal, daß ſie nicht mehr, als achtzehn bis zwanzig Toiſen, Breite hat, und in ihrer ganzen Länge erhebt ſie ſich funfzehn bis achtzehn Toiſen über das Meer. Der hintere Theil, ſumpfig wie der Stadttheil, wird vom Lande getrennt durch die Verlängerung des Canals der Stadt, welcher beſtimmt iſt, das ſtehende Gewäſſer in den Hafen auszugießen.

Der Hügel, Garnier, iſt der höchſte von allen und der ſteilſte. Auf ſeinem Gipfel hat man das Fort-Bourbon angelegt, deſſen drey Fronten die Stadt von vorn und auf den Seiten, den Hafen und den Fluß l'Hopital bedecken. Ohne den Beſitz dieſes Forts würde ſich der Feind umſonſt des Hafens, der Stadt und der Mündung des Fluſſes bemächtigt haben; die Artillerie des Forts müßte ihn verjagen.

Die unteren Batterien, die mehr horizontal ſind, vertheidigen auch noch mehr die Bay und den Hafen, ſelbſt die Annäherung zum Fort-Bourbon; ſo ſchützen auch ſie das Fort, das umgekehrt ſie beſchützt. Das Fort-Royal, gut verproviantirt, kann ſich lange Zeit vertheidigen, und der Angriff darauf muß mörderiſch ſeyn für die Angreifenden. Der Pater Labat, der im Jahre 1693 auf dieſer Colonie ankam, wo er lange Zeit als Pfarrer ſich aufhielt, und zugleich die Geſchäfte eines Ingenieur-Officiers beſorgte, gibt in ſeinen Reiſen eine Schilderung von der Belagerung, welche dieſer Platz im Jahre 1693 gegen die Holländer auszuhalten hatte. Der außerordentliche Ausgang derſelben beweiſet, welchen Antheil zuweilen der Zufall an dem Glücke der Waffen hat. Indeſſen iſt ſein Einfluß immer auf Mangel an Disciplin zu ſchreiben.

„Als der Holländiſche Admiral Ruitter, im Jahre 1674, Martinique angriff, hatte dieſe Erdſcholle, die ſchon damahls Fort-Royal hieß, anſtatt aller Befeſtigungen, bloß

eine doppelte Reihe von Palliſaden, welche dieſe kleine Erdzunge unten ſchloß, nebſt einer andern Reihe auf den Höhen, und zwey Batterien mit Bruſtwehre, eine auf der Spitze, um den Eingang des Hafens zu ſchützen, die man den Schiffswerft nennt, und eine andere auf der Seite der Rehde. Der Platz, auf dem gegenwärtig die Stadt liegt, war ein Sumpf, voll Schilf, bloß einige elende Hütten von Schilf und Rohr, am Ufer des Meeres ausgenommen, welche als Magazine gebraucht wurden, um die Waaren zu verſchließen, wenn ſich die Schiffe zur Zeit der Stürme auf dem Werfte befanden."

„Dieſe Magazine waren mit Wein und Branntewein angefüllt, als Ruitter ſeine Truppen unter Anführung des Grafen von Stirum landen ließ. Die Soldaten, welche keinen Widerſtand bey der Landung fanden, fingen an, die Magazine zu plündern, und da ſie den ihnen ſo angenehmen Branntwein fanden, tranken ſie dermaßen, daß, als ſie der Commandant zum Sturme führen wollte, ſie ſich nicht mehr auf den Beinen zu halten vermochten."

„Glücklicher Weiſe befand ſich auf dem Werfte ein Transport-Schiff von St. Malo, von zwey und zwanzig Kanonen, und ein königliches von vier und vierzig Kanonen, welches von dem Marquis d'Amblimont befehligt wurde. Dieſe beyden Schiffe machten nun aus ihren mit Kartätſchen geladenen Kanonen ein ſo fürchterliches Feuer auf dieſe Betrunkenen, die bey jedem Schritt vorwärts immer hinfielen, daß mehr als neunhundert davon getödtet wurden. Da das Feuer der Schiffe unterſtützt wurde von dem, welches die Einwohner machten, die die Palliſaden vertheidigten, ſo ſah ſich der Officier, der in des getödteten Stirum Stelle getreten war, genöthigt, den Rückzug zu befehlen, und um ſeine noch übrige Mannſchaft zu decken, aus den Fäſſern, die er fand, eine Art von Bruſt-

wehre zu machen; und ſo ließ er ihnen Zeit, nüchtern zu werden.“

„Ruitter, der des Abends ans Land kam, nachdem er den ganzen Tag über den Felſen beſchoſſen hatte, erſtaunte nicht wenig, als er mehr als funfzehnhundert von ſeinen Leuten todt oder verwundet fand; er beſchloß daher, das unglückliche Unternehmen aufzugeben, und den Reſt ſeiner Mannſchaft während der Nacht einſchiffen zu laſſen.“

„Unterdeſſen verſammelte Herr von Saint-Marthe, der unter Herrn von Baas Gouverneur der Inſel war, ſeinen Kriegsrath, und beſchloß, das Fort zu verlaſſen, nachdem er die Kanonen heraus genommen habe, weil die Feindlichen den größten Theil der Palliſaden zerſtört, und viele der Verſchanzungen unbrauchbar gemacht hatten. Es war zu fürchten, man möchte wohl überwältigt werden, wenn der Feind von neuem zum Sturme anrückte. Dieſer Entſchluß konnte indeſſen nicht ſo ſtille ausgeführt werden, daß nicht die Holländer den Lärm hätten hören ſollen, der theils durch das Vernageln der Kanonen, theils durch Wegführung der Munition und anderer Dinge in Kähnen, wodurch man auf die andere Seite des Hafens ſich begeben mußte, nothwendig erregt wurde. Sie hielten dieſen Lärm für das Vorſpiel eines Ausfalles, wodurch ihnen in dem Zuſtande, worin ſie ſich befanden, äußerſt verderblich hätte werden können, auch hatte ſich ein Theil von ihnen bereits wieder eingeſchifft, ſo daß ſie nun anfingen, in die größte Angſt zu gerathen. Eiligſt ſchifften ſie ſich nun vorher ein, und zwar mit einer ſolchen Haſt und Unordnung, daß ſie ihre Verwundeten, das aufs Land gebrachte Schiffsgeräthe und einen Theil ihrer Waffen zurück ließen; die Franzoſen aber, erſchreckt durch das Geräuſch, das ſie vernahmen, und das ſie für den Anzug des zum Sturme marſchierenden Feindes hielten, beeilten ſich gleichfalls außerordentlich, um auf ihre Canots zu

kommen; ſo daß dieſer paniſche Schrecken Belagerer und Belagerte zugleich angriff, und beyde verjagte. So blieb das Fort allein im Beſitze eines Schweizers, der, weil er ſich Abends betrunken hatte, ruhig ſchlief, und von all dieſem Getöſe nichts vernahm. Er erſtaunte nicht wenig, als er bey ſeinem Erwachen um zehn Uhr des Morgens ſich ohne Freund und Feind im Beſitz der Feſtung erblickte.“

„Da der Marquis d'Amblimont von dieſem doppelten Rückzuge nichts erfahren hatte, fing er bey Tagesanbruch von neuem an, das Fort zu bombardiren. Allein da er niemanden im Fort bemerkte, und gar kein Geräuſch, weder in dieſem, noch in dem feindlichen Lager, vernahm, deſſen Anblick ihm zum Theil durch das Rohr und Schilf entzogen wurde, ſetzte er einen Sergeanten nebſt einigen Soldaten ans Land, um Nachrichten einzuziehen. Dieſer Sergeant fand nichts, als Todte, Verwundete und einige Betrunkene, welche in den Magazinen ſchliefen. Sogleich meldete er dieſes ſeinem Capitän, der darauf einen Officier mit Truppen abſchickte, um von neuem das Fort in Beſitz zu nehmen. Man rief nunmehr den Gouverneur und die Einwohner zurück, und fing noch in demſelben Jahre einen Theil der Arbeiten an, die man noch jetzt daſelbſt erblickt.“

Wenn man um die Spitze des Fort-Royal herum ſegelt, und tiefer in die Rehde einfährt, ſo findet man linker Hand eine Art von Canal, welcher zum Flecken Lamantin führt. Dieſer Canal, der ungefähr eine Stunde lang iſt, ſcheint durch einen Wald von Mangle n gehauen zu ſeyn, die ihn zu beyden Seiten einfaſſen, und durch ihre glatten, aſchfarbigen und dichtgedrängten Stängel, durch ihr dickes, glänzendes, dunkelgrünes Laub einen reitzenden Schirm oder Vorhang bilden, welcher, wie mit dem Meiſſel gebildet, ausſieht. Der kühle Schatten dieſer ſtillen Gegend, die Umriſſe des durch dieſen dun-

keln, über die Oberfläche des Waſſers ſich erhebenden Wald hinlaufenden Canals erwecken in der Seele wirklich romantiſche Ideen und Gefühle, und eine ſüß melancholiſche Stimmung.

Der Manglenbaum (le mangle) unterſcheidet ſich in der That gar ſehr von allen andern Gewächſen; er wächſt an den ſumpfigen Ufern des Meers unter der heißen Zone, vornehmlich an der Mündung von Flüſſen, erhebt ſich nicht über fünf und zwanzig Fuß, und hat im Durchmeſſer nie mehr als funfzehn Zoll. Sein gerader und cylinderförmiger Stamm bedeckt ſich mit einer großen Menge von langen, ſchwankenden und herab hängenden Zweigen. Die untern zahlreichern Zweige ſenken ſich wieder ins Waſſer, und verwandeln ſich in Wurzeln, die ſich mit denen der benachbarten Stämme durchkreutzen. So in einander verflochten, bilden ſie auf der Oberfläche des Waſſers eine Art von Fußboden, worauf man ziemlich ſicher, wenn gleich unbequem, gehen kann; denn die Zweige der Gipfel, welche ſich auch ungemein verlängern, krümmen ſich dann in Bogen bis zur Oberfläche des Waſſers, um daſelbſt zu wurzeln, und neben einander immer neue Stämme zu bilden. Ein einziger Baum iſt hinreichend, um in kurzer Zeit auf der ganzen Oberfläche ſtehender oder wenig bewegter Gewäſſer einen dichten Wald zu bilden. Die Natur, welche in dieſen ſtehenden Waſſern ſo viel Thätigkeit entwickelt, iſt nicht damit zufrieden, ſie durch dieſe langen und dicken Wurzeln, durch dieſe ſtets ſich erneuernden Blätterlagen, durch die Ueberreſte der in dieſen Gewäſſern ſich ſo lange erhaltenden Stämme ſchnell auszufüllen: ſie führt auch noch eine ungeheure Menge von Schalthieren, Muſcheln und Gewürmen aller Art herbey. Ich habe ihre Krabben in ſo ungeheurer Menge geſehen, daß man ſogleich Körbe voll ein-

ſammeln konnte *). Die Auſtern vermehren ſich mit eben der Schnelligkeit, wie die Wurzeln, und bedecken ſie von einem Ende zum andern. Trotz der ungeheuern Conſumtion derſelben durch die Karaiben, und hernach durch die Coloniſten, haben ſie ſich nicht merklich vermindert. Wenn ſich dieſe Maſſe von Gewächſen und Thieren nach und nach verdichtet, ſo bildet ſich daraus feſtes Land, welches dem Andrang der Wellen widerſtehen und ſeine Oberfläche mit Fruchtboden bedecken wird, um neue Pflanzen zu erzeugen, und andere Thierarten zu ernähren.

Wenn man in den Flecken Lamantin tritt, erkennt man ſogleich an der bleyfarbigen Haut der Einwohner die Wirkungen der Sumpf-Miasmen. Die um ihn herum in der Abſicht, die Gegend luftiger zu machen, abgehauenen Manglen und die unvollkommenen Austrocknungen laſſen ganze Strecken von ſtehendem Waſſer unbedeckt, welches nun verdirbt. Da hingegen das im Schatten befindliche ſeine Reinheit erhält.

*) Zu St. Domingo beym Entſtehen der Niederlaſſung Jeremie, wo der Boden minder angebaut und bedeckter, auch feuchter und dicht am Meer mit Manglen bedeckt war, vermehrten ſich die Krabben ganz unglaublich. „Beym erſten Frühlingsregen," ſagt Moreau de Saint-Mery, in ſ. Beſchreib. des Franz. Antheils von S. Domingo. 2 Thl., „verlaſſen ſie das Waſſer, und kommen ans Land; dann verbreiten ſich viele Millionen ſolcher Thiere, vorzüglich über die Jeremias-Bucht und in der Stadt. Als dieſe noch nicht ſehr bewohnt war, konnte man ſich kaum in den Häuſern, auf den Dächern, vor dieſen neuen Gäſten ſchützen. Auf den Gaſſen, an den Häuſern bildeten ſie oft eine Rinde mehrere Fuß dick, indem ſie ſich über einander legten. Es war eine Art beweglicher und belebter Mauer, mit Scheren bewaffnet, und von allen Seiten drohend."

Im J. 1774 wurden ſelbſt von Seiten der Polizey Maßregeln dagegen ergriffen.

keln, über die Oberfläche des Waſſers ſich erhebenden Wald hinlaufenden Canals erwecken in der Seele wirklich romantiſche Ideen und Gefühle, und eine ſüß melancholiſche Stimmung.

Der Manglenbaum (le mangle) unterſcheidet ſich in der That gar ſehr von allen andern Gewächſen; er wächſt an den ſumpfigen Ufern des Meers unter der heißen Zone, vornehmlich an der Mündung von Flüſſen, erhebt ſich nicht über fünf und zwanzig Fuß, und hat im Durchmeſſer nie mehr als funfzehn Zoll. Sein gerader und cylinderförmiger Stamm bedeckt ſich mit einer großen Menge von langen, ſchwankenden und herab hängenden Zweigen. Die untern zahlreichern Zweige ſenken ſich wieder ins Waſſer, und verwandeln ſich in Wurzeln, die ſich mit denen der benachbarten Stämme durchkreutzen. So in einander verflochten, bilden ſie auf der Oberfläche des Waſſers eine Art von Fußboden, worauf man ziemlich ſicher, wenn gleich unbequem, gehen kann; denn die Zweige der Gipfel, welche ſich auch ungemein verlängern, krümmen ſich dann in Bogen bis zur Oberfläche des Waſſers, um daſelbſt zu wurzeln, und neben einander immer neue Stämme zu bilden. Ein einziger Baum iſt hinreichend, um in kurzer Zeit auf der ganzen Oberfläche ſtehender oder wenig bewegter Gewäſſer einen dichten Wald zu bilden. Die Natur, welche in dieſen ſtehenden Waſſern ſo viel Thätigkeit entwickelt, iſt nicht damit zufrieden, ſie durch dieſe langen und dicken Wurzeln, durch dieſe ſtets ſich erneuernden Blätterlagen, durch die Ueberreſte der in dieſen Gewäſſern ſich ſo lange erhaltenden Stämme ſchnell auszufüllen: ſie führt auch noch eine ungeheure Menge von Schalthieren, Muſcheln und Gewürmen aller Art herbey. Ich habe ihre Krabben in ſo ungeheurer Menge geſehen, daß man ſogleich Körbe voll ein-

ſammeln konnte *). Die Auſtern vermehren ſich mit eben der Schnelligkeit, wie die Wurzeln, und bedecken ſie von einem Ende zum andern. Trotz der ungeheuern Conſumtion derſelben durch die Karaiben, und hernach durch die Coloniſten, haben ſie ſich nicht merklich vermindert. Wenn ſich dieſe Maſſe von Gewächſen und Thieren nach und nach verdichtet, ſo bildet ſich daraus feſtes Land, welches dem Andrang der Wellen widerſtehen und ſeine Oberfläche mit Fruchtboden bedecken wird, um neue Pflanzen zu erzeugen, und andere Thierarten zu ernähren.

Wenn man in den Flecken Lamantin tritt, erkennt man ſogleich an der bleyfarbigen Haut der Einwohner die Wirkungen der Sumpf-Miasmen. Die um ihn herum in der Abſicht, die Gegend luftiger zu machen, abgehauenen Manglen und die unvollkommenen Austrocknungen laſſen ganze Strecken von ſtehendem Waſſer unbedeckt, welches nun verdirbt. Da hingegen das im Schatten befindliche ſeine Reinheit erhält.

*) Zu St. Domingo beym Entſtehen der Niederlaſſung Jeremie, wo der Boden minder angebaut und bedeckter, auch feuchter und dicht am Meer mit Manglen bedeckt war, vermehrten ſich die Krabben ganz unglaublich. „Beym erſten Frühlingsregen," ſagt Moreau de Saint-Mery, in ſ. Beſchreib. des Franz. Antheils von S. Domingo. 2 Thl., „verlaſſen ſie das Waſſer, und kommen ans Land; dann verbreiten ſich viele Millionen ſolcher Thiere, vorzüglich über die Jeremias-Bucht und in der Stadt. Als dieſe noch nicht ſehr bewohnt war, konnte man ſich kaum in den Häuſern, auf den Dächern, vor dieſen neuen Gäſten ſchützen. Auf den Gaſſen, an den Häuſern bildeten ſie oft eine Rinde mehrere Fuß dick, indem ſie ſich über einander legten. Es war eine Art beweglicher und belebter Mauer, mit Scheren bewaffnet, und von allen Seiten drohend."

Im J. 1774 wurden ſelbſt von Seiten der Polizey Maßregeln dagegen ergriffen.

Der Flecken liegt auf einer Anhöhe, welche andere umher liegende Hügel beherrscht. Die Landschaft ist sehr waldig und rauh, ohne jedoch wild zu seyn, und macht hier einen angenehmen Eindruck auf das Auge, wo man bey jedem Schritte steilen zerrissenen Felsenmassen mit grausenden Abgründen begegnet.

Sonntags wird hier gewöhnlich eine Messe oder ansehnlicher Markt gehalten. Eine große Menge von Kaufleuten aus den Städten Saint-Pierre, Fort-Royal, la Trinite, nebst herum ziehenden Handelsleuten, versehen ihn reichlich mit Schnittwaaren, Quincaillerien, Bijouterien, und andern Waaren für das Bedürfniß des Landes. Die Landleute kommen von allen Orten herbey, um einer kurzen Messe beyzuwohnen, ihren Einkauf zu besorgen, und sich zu sprechen. Es ist der Sammelplatz des ganzen Cantons für Geschäfte und Vergnügungen. Vorzüglich trifft man hier eine sehr große Menge Neger aus den benachbarten Pflanzungen, welche an diesem Tage der Freyheit gleichfalls hierher kommen, theils des Einkaufens, theils des Vergnügens halber. Am auffallendsten ist die Höflichkeit der Verkäufer gegen sie, wenn sie kaufen wollen; da merkt man nichts mehr von verächtlichen Blicken, von harten Worten; Alles ist Gefälligkeit und Schmeicheley; sie kehren ihre Buden und Magazine fast um, wenn es der tückische Neger verlangt, der sich eine heimliche Freude daraus macht, sich von diesen stolzen Herren bedienen zu lassen, und am Ende doch nur verspricht, ein anderes Mahl wieder zu kommen. So verschwindet augenblicklich vor der Hoffnung eines kleinen Gewinnes jener große Unterschied, den das, nach der Meinung der Colonisten auf Natur und öffentliches Interesse gegründete Gesetz aufstellt. Wie wird es einmahl aussehen, wenn die farbigen Einwohner großen Reichthum erlangt ha-

ben, und eine große Menge weißer in Armuth ſchmachten werden! —

Dieſe Neger und ihre Weiber ſind weit entfernt von dem Luxus, den diejenigen, welche man zu St. Domingo ſieht, ſehen laſſen. Indeſſen muß man geſtehen, daß ſie alle ſehr reinlich gekleidet ſind, und daß man keine ſolche mit Lumpen bedeckte Geſtalten erblickt, wie man ſie nur zu oft in den Städten und auf dem platten Lande von Europa findet. Dieſes iſt indeß nicht Folge der Freyheit, ſondern nur des Mißbrauchs derſelben. Wie könnte auch der Sclave den ſchmerzlichen Anblick eines ſolchen Elends zeigen? Die Gegenden, welche er bewohne, erzeugen weit mehr Lebensmittel, als er verbrauchen kann, und derjenige, welcher ſechs Tage in der Woche nackt gehen kann, kann auch weit leichter für den ſiebenten ein weißes Hemde und reinliche Hoſen haben. Die Augenblicke, welche ihm das Geſetz zur Ruhe und Arbeit für ſeine eigene Rechnung gewährt, würden indeß in dieſen Gegenden, wo die Handarbeit ſo theuer iſt, von unſern europäiſchen Arbeitern noch ganz anders benutzt werden.

Dieſe Inſel, die beträchtlichſte unter den Franzöſiſchen Antillen, der Mittelpunct ihres Handels, liegt unter dem vierzehnten Grade drey und vierzig Minuten der Breite nördlich vom Aequator; ihre Länge weicht weſtlich um drey und ſechzig Grad, achtzehn Minuten, fünf und vierzig Secunden vom Meridian des Pariſer Obſervatoriums ab; eine Abweichung, welche eine Stunde, dreyzehn Minuten, funfzehn Secunden beträgt. Dieſe Inſel kann ungefähr ſechzig Stunden im Umfange und fünf und zwanzig in der Länge haben, ihre Breite aber iſt ungleich.

Martinique, mit felſigen Gebirgen bedeckt, erſtreckt die unregelmäßigen Verzweigungen derſelben allmählich immer niedriger nach dem Meere zu; und bildet hier Buchten, Bayen, Rehden, welche von den Coloniſten Säcke

(culs de sac) genannt werden, weil ſie meiſtens ſehr gute Häfen und Ankerplätze bilden können. Allein ihre iſolirte, mit dem Innern nicht ſehr verbundene Lage hat die Anlegung beträchtlicher Niederlaſſungen hier verhindert; ſo bildet zum Beyſpiel vorzüglich die Bucht de la Trinite eine große Vertiefung ins Land, ſüdöſtlich bedeckt durch eine lange Erdzunge von mehr als zwey Stunden; eine andere Erdzunge ſchließt in der Richtung nach Oſten, in einer Länge von ungefähr vierhundert Schritten, den Eingang des Hafens ein, und gibt leichte Vertheidigungsmittel gegen den Feind an die Hand, indeß die Hügel, von denen ſie umgeben iſt, ſie dergeſtalt gegen die Windſtöſſe ſchützen, daß in der ſtürmiſchen Jahreszeit die Schiffe ſich hier außer aller Gefahr befinden. Dieſer Hafen hat auch noch den Vorzug, ſich mehr unter dem Winde zu befinden, und den Weg zur Rückkehr nach Europa beträchtlich abzukürzen. Allein gelegen an einem Ende der Inſel, und für das innere Land ſchwer zugänglich, erlaubt er die Benutzung aller jener Vortheile nicht.

Eigentlich iſt die Inſel Martinique bloß ein vulcaniſirter Felſenkern, vermiſcht mit dem, was das Meer abgeſetzt und angeſchwemmt hat, und Ueberreſten aus dem Pflanzen- und Thierreiche. Dieſe Vermiſchung verſchiedenartiger Subſtanzen bildet auch daſelbſt mancherley Arten von Boden, die alle ſehr fruchtbar ſind, und geeignet für die verſchiedenen Erzeugniſſe dieſer warmen und feuchten Gegenden. Indeſſen hat man die ungemeine Fruchtbarkeit dieſes Bodens lange noch nicht genug benutzt, ſelbſt nach den Grundſätzen nicht, welche die Europäer bey Gründung ihrer Colonien befolgt haben.

Fünftes Kapitel.

Besondere Ursachen, welche den Flor von Martinique befördern. Nachrichten über den Handel und die Industrie für die Europäer, welche in diese Colonie sich begeben.

Die Hitze des Klima's ist der vorgebliche Grund, der die Weißen an der Bebauung des Bodens verhindert; diese erste Pflicht des Menschen, diese Grundlage der Sittlichkeit, diese Quelle von Talenten, Kenntnissen, Reichthümern ist einzig und allein den schwarzen Sclaven, oder den gemischten Racen überlassen. Damit ist denn auch den Weißen das wirksamste Mittel entzogen, sich zu vermehren, wirklich an das Klima zu gewöhnen, und allen Reichthum allein in ihren Händen zu behalten; sie müssen sich nunmehr gemeinschaftlich mit den Farbigen auf die gewöhnlichen Künste, auf den Handel, im Großen und Einzelnen, auf die Geschäfte der Gutsbesitzer oder Oekonomen einschränken. Man hat schon gesehen, wie nachtheilig ihnen die Concurrenz mit den Farbigen bey den gewöhnlichen Handwerken ist; nicht minder ist sie dieß aus denselben Gründen ebenfalls in allen Zweigen des Kleinhandels.

Schon seit langer Zeit durchstrichen Neger von beyderley Geschlecht, Sclaven und Freye, das Innere der Insel, und verkauften im Einzelnen an die Einwohner besondere Pacotillen *) und Reste aus den Waarenlagern.

*) Man nennt Pacotillen Waaren, welche für Rechnung von Privat-Personen auf Schiffe geladen sind, und nicht zur Ladung des Rehders gehören.

zu drücken. Und wirklich ſind auch von dieſem Zeitpuncte an die Commiſſionaire durch ihre ſich immer vermehrenden Conto's faſt ausſchließend Beſitzer der Reichthümer der Colonie geworden, und die Einwohner ſind, ſo zu ſagen, nur ihre Geſchäftsführer. Allein bald hätten ſie ihr wucherlich erworbenes Vermögen ſehr theuer bezahlen müſſen; denn man ſagt, daß zur Zeit der Revolution ein großer Theil der am meiſten verſchuldeten Einwohner den Plan gemacht habe, die Stadt Saint-Pierre in Brand zu ſtecken, um ihre ungeheure Schuldenlaſt in den Flammen zu tilgen.

Es wäre gewiß eine würdige Beſchäftigung für einen Statiſtiker, wenn er die ſchädlichen Wirkungen eines das Monopol beſchützenden Geſetzes, das ſo lange auf dieſer Colonie gelaſtet hat, ſeiner Prüfung unterwerfen wollte. Das ganz ungeheure Vermögen der Commiſſionaire, welches nur auf Koſten der Eigenthümer der Hauptſtadt, vorzüglich aber der landbauenden Claſſe, erworben werden konnte, weil dieſe Commiſſionaire nichts weiter ſind, als Zwiſchenhändler, die nichts produciren, indem der Landbauer eigentlich allein der Producirende iſt; dieſes Vermögen iſt in dieſer Hinſicht dem Intereſſe des Staates gewiß nachtheilig. Allein welches Zwangsmittel läßt ſich der Vergrößerung desſelben entgegen ſetzen? Das einzige Mittel beſteht in der Concurrenz, und folglich in immer größerer Ausdehnung der Handelsfreyheit.

Je ſtärker ſich die Circulations-Agenten vermehren, deſto mehr wird die Concurrenz und Thätigkeit vergrößert; dieſes ſchlägt jeder Zeit zum Vortheile des Producirenden aus, deſſen Intereſſe allem Andern vorgehen muß. Streng genommen, kann er der andern wohl entbehren, allein dieſe können niemahls ſeiner entbehren *).

Die-

*) Man wird vielleicht meinen, daß, da die Handels-Agenten nur Zwiſchenhändler ſind, ihre gar zu große Ver-

Dieſer Handel der Colportage (durch Herumtragen) würde, wenn er den Weißen allein bliebe, für dieſe nicht ſo einträglich ſeyn, und zwar wegen des Unterſchiedes an Aufwand und Koſten; ſie können nicht ſo frugal leben, wie die Schwarzen, nicht wie dieſe ihre Waaren ſelbſt tragen; ſie müſſen dazu Pferde, Mauleſel, ſelbſt Neger zum Auf- und Abladen haben, und die außerordentliche Hitze würde ihnen bey dem ſtäten Herumwandern leicht gefährliche Krankheiten zuziehen. Der größte Theil der neuerlich angekommenen Europäer, die ſich dieſer Art von Handel widmen, büßt das mit dem Leben.

Die Lage des Kaufmanns mit einem feſten Wohnſitze iſt für die Weißen minder beſchwerlich, aber gefahrvoller. Die Theuerung der Miethen in den Städten und Flecken, vornehmlich zu Saint-Pierre, die ungemeine Theuerung der Lebensmittel und alles deſſen, was zum Unterhalte unentbehrlich iſt, erzeugt fortlaufende, ungeheuere Ausgaben. Ein Laden, mit einigen elenden Gemächern oder Speichern, koſtet monathlich fünf und zwanzig bis funfzig Piaſter; das magere, oft ekelhaft ausſehende Rindfleiſch fünf und zwanzig Sous das Pfund. Die Schildkröten, wovon ſich eine recht gute Brühe bereiten läßt, werden auf den Märkten gewöhnlich das Pfund um funfzig Sous verkauft. Hülſenfrüchte ſind verhältnißmäßig nicht weniger theuer, gemeine Fiſche ſind es nicht ſo ſehr; allein man findet ſie nicht immer auf dem Markte. Wohlha-

mehrung dem Handel zur Laſt fallen, und folglich auch den Producenten nachtheilig werden könnte. Ich antworte: die Concurrenz nöthigt ſie immer, ihre Vortheile herab zu ſtimmen, und folglich dem Handel minder drückend zu werden; reicht aber ihr gar zu geringer Gewinn nicht hin zu ihrer Subſiſtenz, ſo müſſen ſie das handelnde Gewerbe verlaſſen, und in die Claſſe der Producenten treten, welche nie zu zahlreich ſeyn kann.

bende Familien halten ſich gewöhnlich einen Neger zum Verſchicken. Der gemeine Wein koſtet meiſtens fünf und zwanzig Sous die Flaſche. Einem Bedienten gibt man des Monaths fünf bis acht Piaſter. Kleidung und Wäſche machen gleichfalls einen ſehr beträchtlichen Gegenſtand aus. Es iſt nicht ungewöhnlich, daß eine Familie, die mit Ordnung und Anſtand zu Saint-Pierre leben will, jährlich zehn bis zwölf tauſend Franken ausgibt; ſo gering auch ihre Bedürfniſſe ſind, ſo muß doch ſehr viel gewonnen werden, um ſie zu beſtreiten. Die ſicherſten Zweige des Kleinhandels ſind die auf Eßwaaren ſich beziehenden, und zwar auf ſolche, welche am meiſten genoſſen werden. Der Weinhändler, deſſen Bude nicht leer wird von Negern, gewinnt weit mehr, als der reichſte Juwelen- und Porzellan-Händler. Der ſtinkende Stockfiſch, den alle Neger gern eſſen, nebſt ihrem Igname, ihrem Bananas, ihrem Manioks-wurzelmehl, gewähren einen ſchnellern und einträglichern Abſatz, als die ſchönſten Seidenwaaren.

Dieſe Art des Handels paßt nun nicht ſehr für diejenigen Europäer, welche eine gute Erziehung gehabt haben; angemeſſener iſt ihnen vornehmlich der Handel mit Leinwand oder anderen Schnittwaaren, ſo wie mit dem, was man ployans oder trockene Waare nennt. Dieſer iſt nicht ſo mühſam und nicht ſo kleinlich; allein er erfordert mehr Fonds und iſt gefährlicher. Alle Waaren wechſeln auf den Colonien die Preiſe beträchtlich, und faſt täglich. Oft ſteigt eine Waare einige Zeit um das Doppelte und Dreyfache, und plötzlich ſinkt ſie wieder unter das herab, was ſie in Europa koſtet. Ich ſelbſt habe zu Martinique Bijouterien verkaufen ſehen, kaum nach dem Werthe des Goldes, das ſie enthielten. Die Arbeit daran war rein verloren. Ich habe den Wein das Faß auf zehn oder acht Piaſter fallen ſehen, welches kurz vor-

her wohl vierzig galt. Vergeſſen die Befrachter eine Waare bey der Ladung, ſo ſteigt ſogleich der Preis davon; bringen aber einige Schiffe mehr mit, als die Bedürfniſſe der Colonie erfordern, ſo muß ſie mit Verluſt verkauft werden. Der Kleinhändler muß im Stande ſeyn, das, was er nur mit Verluſt verkaufen kann, für die Zukunft aufzuheben, oder, wenn er ja verlieren will, um ſich auf eine andere Art ſchadlos zu halten, ſo muß ihn jenes Deficit nicht drücken.

So müſſen diejenigen, welche mit Pacotillen für ihre Rechnung auf die Colonien kommen, immer befürchten, daß gerade ihre Waaren im niedrigen Preiſe ſind, und da ſie doch Geld brauchen, müſſen ſie mit Verluſt verkaufen. Eins der ſicherſten Gewerbe iſt wohl das der Hutmacher, weil dieſe Fabrikanten und Kaufleute zugleich ſind. Sie kaufen von den Schiffsherren die unzugerichteten Hüte, und richten ſie zu. Dieſer Artikel, den man immerfort braucht, wird für den Kaufmann um ſo einträglicher, je mehr er bey Zurichtung derſelben den Geſchmack ſeiner Käufer zu treffen weiß. Auch das Fayence wird ſehr ſtark verbraucht, weil die Neger in den Häuſern noch weit weniger aufmerkſam ſind, als unſere Bedienten. Von Porzellan wird ſeiner Theuerung wegen wenig abgeſetzt; man weiß nicht einmahl den Unterſchied zwiſchen einem Gefäße von Porzellan und einem von Fayence gehörig zu ſchätzen. Derſelbe Fall iſt es mit den Glaswaaren, wovon das gemeinſte mit unſerm Kryſtall verwechſelt wird.

Die Leinwand, vorzüglich diejenige, die man zur Bekleidung als Wäſche braucht, wird, wenn ſie fein iſt, ſtark abgeſetzt, und iſt ſehr geſucht; ihr Preis fällt wohl auch zuweilen, allein doch niemahls beträchtlich und ſehr lange. Die Wäſche für den Körper iſt eines der erſten Bedürfniſſe. Man wechſelt in dieſem Klima des Nachts und

am Tage das Hemde. Dieſes Kleidungsſtück dient eben ſowohl zum Putze, als zum Bedürfniſſe, und macht auf den Colonien einen wichtigen Artikel der Haushaltung aus. Die leichten Zeuge finden allein zum Putze für die Weiber einigen Abſatz. Die Herrſchaft der launiſchen Mode macht zuweilen eine Ausnahme von dieſer Regel, allein niemahls allgemein und lange Zeit. Weiber, welche meiſtens auf ihren Pflanzungen leben, und ſelbſt die in der Stadt, putzen ſich nicht für gewöhnlich. Das Klima iſt ſchon dawider. Bäder, Kühle und Ruhe, das iſt ihr ganzer Luxus.

Der Handel mit kurzen Waaren kann in den Colonien niemahls ein einträglicher Handelszweig ſeyn; die ſcharfe Luft dieſes Klima's macht, daß alle Eiſen- und Stahlwaaren ſehr ſchnell roſtig werden; über dieß läßt die Einfachheit in den Hausgeräthen und die Gleichgültigkeit gegen alles, was mit den ſchönen Künſten zuſammen hängt, die Achtung gegen das Feine der Stahlarbeit und die angenehmen Formen derſelben nicht ſehr aufkommen.

Die Geſchäfte der Goldarbeiter ſind um ſo beſchränkter, je mehr die farbigen Einwohner ſie herunter bringen. Sie arbeiten ſchlecht, allein man achtet nicht ſehr darauf, und ſie halten einen Preis, den die Weißen nicht halten könnten. Bijouterien kommen in unendlicher Menge aus Europa, und über dieß kann man auch des Klima's halber ſie nicht ſo vielfach gebrauchen, als in der alten Welt.

Junge Leute, welche eine ſchöne Hand ſchreiben und zum Buchhalten brauchbar ſind, können in den Comptoirs der Kaufleute leicht auf eine vortheilhafte Anſtellung rechnen; allein dergleichen Stellen ſind ſelten, und werden nur auf dringende Empfohlungen Europäiſcher Correſpondenten ertheilt.

Eine ſichere, vortheilhaftere und leichter einzuſchlagende Laufbahn für die Ankömmlinge aus Europa iſt die Anſtellung in den Pflanzungen, um dahin zu gelangen,

daß man Oekonom oder Geschäftsführer wird. Man genießt hier aller Bequemlichkeiten des Lebens; man braucht keinen Aufwand für sich zu machen, außer den für seinen Unterhalt, der aber lange nicht so beträchtlich ist, als in den Städten. Oekonomen gewinnen jährlich wohl zehn bis zwölf tausend Franken: die Verwalter oder Geschäftsführer aber noch mehr. Bey einer guten Aufführung, Fleiß in der Aufsicht über die Arbeiten, Geschicklichkeit in der Kunst, sie zu leiten, kann es einem jungen Manne fast niemahls fehlen, sich vortheilhaft zu verheirathen, oder wenigstens Eigenthümer zu werden. Da man die Landgüter immer auf Credit verkauft, die Kaufsumme aber aus den Producten bezahlt wird, so trägt der Verkäufer, der fast immer selbst der Schuldner ist, kein Bedenken, auf diejenige Art, wie er selbst früher abschlossen hat, auch mit demjenigen abzuschließen, welcher Proben von seiner Geschicklichkeit und guten Aufführung abgelegt hat.

Sechstes Kapitel.

Bemerkungen über die verschiedenen Zweige des Anbaues auf dieser Insel. Traurige Folgen davon, daß man die Gebirge ihrer Waldungen beraubt hat. Vom Rocou und Indigo.

Man weiß, daß die vornehmsten Gegenstände der Landes-Cultur auf der Insel Martinique der Kaffeh, das Zuckerrohr, die Baumwolle, der Tabak und der Indigo sind. Der Kaffeh erfreut sich seit langer Zeit im Handel eines wohlverdienten Vorzuges; nächst dem von der Insel Bourbon ist dieser der geschätzteste von unsern Colonien. Der höhere, felsige und vulcanische Boden, wo

man ihn erntet, erzeugt ein weit kleineres, aber dichteres, durchsichtigeres und aromatischeres Korn, als dasjenige ist, welches man in den großen und fruchtbaren Ebenen von Sanct Domingo sammelte. Das Zuckerrohr, dieses Schilfgewächs, welches die Natur für kühle und feuchte Gegenden bestimmt, kommt besser fort auf den gewässerten, fetten Ebenen, als auf den dürren Gebirgsabhängen, daher ist auch der Zucker von dem hügelichten Martinique bey weitem nicht so geschätzt, wie der, den man von Sanct Domingo gewinnen würde. Macouba hat sich schon längst durch seinen trefflichen Tabak berühmt gemacht. Es darf nur ein Gefäß von seinem Geruche durchdrungen worden seyn, so theilt es diesen sogleich anderm Tabak auch mit. Seine Baumwolle hat sich einen nicht minder wohlverdienten Ruhm erworben. Die Pflanze derselben liebt einen leichten, luftigen Boden. Der Indigo, der einen kühlen und schweren Boden haben will, ist hier öfter, als auf den übrigen Colonien, von den Krankheiten des Gelbwerdens (Vergelbens) befallen worden, wodurch in drey bis vier Tagen ganze Ernten zu Grunde gehen *).

Die Colonisten hier, eben so wie in den andern Colonien mehr mit ihrem individuellen Vortheile, als dem

*) Moreau de Saint-Mery sagt darüber in Beziehung auf St. Domingo Folgendes:

„In diesem Bezirke (Liburon) und zu den drey Königen ist die Sterblichkeit des unechten Indigo, welche 1776 anfing, 1778 allgemein geworden. Man hat die Ursache dieses unglücklichen Ereignisses, das in drey Tagen geschah, nicht entdecken können. Die Pflanze wuchs bis zu einer gewissen Höhe, und vom Abend bis zum folgenden Morgen wurden die Blätter gelb, der Stängel krümmte sich und verdorrte; die Wurzel schien ganz verbrannt zu seyn.“ S. d. Beschreibung des Franzöſ. Antheils von St. Domingo 2. Thl.

allgemeinen Besten, beschäftiget, zu wenig unterrichtet, um die erhaltenden und schützenden Gewächse der Natur gehörig achten zu können, haben vorzüglich unter dem Winde auf dieser Insel die Höhen des Gehölzes beraubt, welches sie sonst krönte. Dieses Gehölz hielt die Wolken auf, zog die Dünste an, unterhielt Kühlung und Feuchtigkeit in seinem Schatten, und nährte die Quellen, welche am Fuße der Höhen rannen; allein seitdem diese Höhen ihrer nützlichen Vegetation beraubt sind, halten sich auch die befruchtenden Ausdünstungen nicht mehr daselbst auf. Der Regen ist nun äußerst selten geworden, und so hat die Dürre und Trockenheit der Anhöhen die Quelle der Fruchtbarkeit für die umliegenden Ebenen verstopft.

Dieselben Fehler haben auch in verschiedenen Theilen von Sanct Domingo gleich wichtige Folgen gehabt *), und das Holz ist auf der letztern Insel so wenig geschont worden, daß mehrere Cantone zur Zeit der Revolution dieses von den amerikanischen Engländern kaufen mußten.

Diese Zerstörung der Waldungen, welche überall schädlich ist, aber am allerschädlichsten in heißen Ländern, weil sie hier weit mehr Einfluß haben auf die Gesundheit der Menschen und die Fruchtbarkeit des Bodens, sollte von jeder Regierung durch weise Verordnungen verhindert, und zu deren Erhaltung von aufmerksamen Beamten eine noch weit strengere Aufsicht geführt werden, als in Europa.

Der Ackerbau hat im Laufe der Revolution Fortschritte zu Martinique gemacht. Die Theuerung des Kaffehs und Zuckers, eine Folge des Unglücks auf St. Domingo, hat die Industrie geweckt. Man hat das er-

*) S. topographische, physicalische, bürgerliche, politische und historische Beschreibung des Franz. Antheils von St. Domingo, von Moreau de Saint-Mery. Philadelphia 1798.

ſchöpfte Land gedüngt, eine Sache, welche ſonſt in den Colonien nicht vorzukommen pflegt. Ich habe ſehr oft geſehen, wie zu Saint-Pierre einige vierzig Sclaven mit finſterer Miene auf den Köpfen kleine Körbe mit Miſt trugen, den ſie am Meeresufer geſammelt hatten, um ihn nach einer nahe gelegenen Pflanzung zu tragen. Welcher Unterſchied, dachte ich, in Laſt und Gang gegen unſere Burgunder, die ihre ſteilen Hügel hinan klimmen, gebeugt unter der Laſt ihrer, mit feſter, zäher Erde angefüllten Butten, und gegen unſere ſtarken Bäuerinnen, die ſich den beſchwerlichen Weg durch fröhliche Geſänge erheitern. Sieben bis acht Sous erhalten dieſe für einen arbeitvollen Tag, und das Vier- bis Fünffache würde die langſame Sclavinn nicht bezahlen, die nur unter dem Schmerze der Peitſche ihre Schritte ein wenig beſchleunigt. Die Sclaven ſind daher dem Ackerbaue lange nicht ſo nützlich, als unſere freyen Bauern; deßhalb ſind auch die Lebensmittel, die Früchte ihrer Arbeit, nothwendig viel theurer. Auch der Europäer muß ſie theurer bezahlen, als wenn ſie aus freyen Händen kämen.

Dieſe ungemeine Theuerung der Handarbeit macht auch, daß man die Details des Ackerbaues, worin eigentlich vorzüglich der Reichthum der Staaten beſteht, vernachläſſigt. Das minder gut bebauete Land erzeugt, die Haupternten ausgenommen, gar nicht jene große Menge von Früchten, Hülſengewächſen und Thieren, welche ſo nothwendig zum Lebensunterhalte ſind; auf keinem einzigen Landgute in den Colonien werden, ihres fruchtbaren Klima's ungeachtet, ſo viel nützliche Menſchen und Thiere erhalten, als wohl geſchehen könnte. Man iſt gänzlich unbekannt mit jenen vorbereitenden Arbeiten, welche ſowohl die Erſchöpfung des Bodens, als auch das unvermeidliche Verderben der Gewächſe verhindern, die Unwiſſenheit oder Faulheit durchaus wieder auf demſelben Bo-

den erzeugen will. Jene erſtaunenswürdigen Krankheiten, welche, wie geſagt, binnen drey Tagen ganze Indigo-Ernten zu Grunde richten, und die auf allen Colonien, ſo wie ſelbſt in Louiſiana, ſo häufig ſind, haben keine anderen Urſachen. Die ungeheuere Vermehrung von Raupen, welche binnen zwey Mahl vier und zwanzig Stunden ganze Hunderte von Morgen Baumwollenlandes verheeren, und ſich ſo äußerſt ſchnell über große Landſtriche verbreiten, hat man gleichfalls der gar zu großen Nähe derſelben Producte auf demſelben Boden zuzuſchreiben. Die Ameiſen, welche dieſe Zuckerrohr-Fluren vergelben und verdorren machen, welche ihre Verheerungen ſehr weit verbreiten, verfolgen den Coloniſten bis in ſein Haus, und freſſen ihm hier faſt ſeine Kinder auf. Dieſe Ameiſen vermehren ſich dergeſtalt nur in Gegenden, wo das Land lange Zeit nicht umgegraben worden iſt, und wo die ausgedorrten und kranken Pflanzen ihnen Nahrung anbiethen, ſo wie die Würmer nach verdorbenem Fleiſche gehen.

Die Cacao-Pflanzungen, welche auf Martinique, ſo wie auch auf andern Inſeln, und ſelbſt auf dem feſten Lande, an den Ufern des Oronoko, plötzlich eingingen, wo der Spaniſche Jeſuit Quimilla dieſes für eine Strafe wegen des nicht entrichteten Decems ausgab, dieſe plötzlichen Zerſtörungen der Cacao-Pflanzen kommen gleichfalls daher, daß der von der öhlichten und nahrhaften Frucht dieſes Baumes ausgeſogene Boden ihn nicht mehr zu ernähren im Stande war.

Die Europäer fanden auf den Amerikaniſchen Colonien den unter dem Nahmen Rocou (bixa orellana, färbenden Rocou) bekannten und von den Spaniern archiote genannten Baum, aus deſſen obern Häutchen oder Rinde man eine dunkelrothe Farbe bereitet, welche zur unechten Färberey bey verſchiedenen Gewerken gebraucht wird. Dieſer Baum von mittlerer Größe, welcher von ſei-

nem Fuße aus mehrere gerade, zweigige, mit einer dünnen, glatten, braunen Rinde bedeckte Stämme treibt, besetzt mit wechselnden, großen, zerstreuten, herzförmigen, spitzigen, glatten, gestielten Blättern, welche unten mehrere röthliche, denen der Lindenblätter ähnliche Verästungen haben, nur daß sie länger sind, dieser Baum, sage ich, wird von den Botanikern in die Classe der Linden gesetzt.

Die Amerikanischen Wilden, die von den Inseln eben so wohl, als die vom festen Lande, bedienten sich zum Färben schon lange des Rocou, vermischt mit dem Carapac-Oehle, oder dem von der palma Christi. Sie reiben sich damit den Körper; es ist ihr ausgesuchtester Putz, und indem sie ihre Haut damit überziehen, verhindern sie, daß sie durch Sonne und Wind nicht aufgerissen werden kann; vorzüglich aber schützt es sie vor den unbequemen Stichen der Insecten, welche sie auf ihren Jagden und in ihren nicht sehr luftigen Hütten unaufhörlich verfolgen. Sie bedienen sich auch der glatten und biegsamen Rinde dieses Baumes, um Seile daraus zu machen, und seiner Knospen, um ihre Speisen damit zu würzen. Mehrere von ihnen verwenden einige Sorgfalt auf den Anbau dieses nützlichen Baumes; sie pflanzen ihn vor ihren Hütten und umgeben diese und ihre Pflanzungen damit. Dieser Baum gewährt, wie fast alle anderen Gewächse, eine doppelte Ernte des Jahres. Der Gebrauch dieses rothen Färbe-Materials bey verschiedenen Handwerken, welches auch zu Blau, Gelb, Grün und mancherley anderen Farben dient, hat die ersten Colonisten veranlaßt, daraus einen der Hauptgegenstände ihres Anbaues zu machen.

Durch das Aufweichen im Wasser erhält man eigentlich erst seine rothe und färbende Substanz.

Die Colonisten beschäftigen sich zugleich auch mit dem Anbaue des Indigo, welcher noch einträglicher und weniger mühsam, aber auch, wie man gesehen hat, mehr

dem Zufalle ausgesetzt ist. Der Indigo-Strauch gehört in das Geschlecht der Hülsen oder Schoten tragenden Gewächse. Die Gattung, welche man den zahmen (nicht wilden) Indigo-Strauch nennt, ist ein Strauch, ein wenig höher als zwey Fuß, mit einem geraden, zweigigen, weißlichen Stängel; die Blätter sind geflügelt, und bestehen aus neun bis eilf ovalen kleinen Blättchen, unterhalb von einem blässern Grün. Die traubenartigen, aus dem Winkel der Blätter hervor sprießenden Blüthen sind röthlich. Der Kelch ist offen und fünffach gezahnt. Die Schoten sind länglich, linienförmig gestellt, cylindrisch, gebogen, und vielsamig.

Diejenige Art, welche der unechte Indigo-Strauch heißt, und derselbe zu seyn scheint, den man auch den wilden, oder den von Quatimal nennt, hat keine gekrümmten Schoten, und wird wohl sechs bis sieben Fuß hoch.

Der Indigo, diese, ihrer Schönheit und Dauer halben so köstliche Farbe ist eine Art dicken, zähen Saftes, der sich in kleinen Behältern an der ganzen Pflanze, mehr aber noch in ihren Blättern, findet. Man gewinnt ihn dadurch, daß man die ganzen Pflanzen in großen Kufen oder Bottichen sich auflösen und faulen läßt, nachdem man sie ein wenig vor der völligen Reife abgeschnitten hat. Man bedient sich dazu gewöhnlich dreyer viereckiger Kufen, welche über einander gestellt werden, dergestalt, daß der Saft von der obersten in die zweyte, und von der zweyten in die dritte fallen kann. Diese drey Kufen werden allmählich immer kleiner. Die erste, welche die Weichkufe (le trempoir) genannt wird, ist dazu bestimmt, daß hier die Pflanze, im Wasser liegend, sich erhitze, in Gährung übergehe und faule. In diesem Zustande der Gährung und Auflösung wird das Wasser mit dem blauen Safte geschwängert, den die Pflanze enthielt. Durch Hähne läßt man dieses Wasser in die zweyte Ku-

ſe, die Schlagkufe (la batterie) genannt, laufen, und hier wird es wirklich mit durchlöcherten Eimern, die an einem Schwengel befeſtigt ſind, ſo lange geſchlagen, bis die blauen Farbetheilchen ſich zu Körnern verdichten, und auf den Boden der Kufe oder des Bottichs niederfallen. Um dieſe Operation zu beſchleunigen, bedient man ſich in Louiſiana allerhand ſchleimiger Subſtanzen, und nimmt dazu vorzüglich eine Malvenpflanze aus dem Geſchlechte der Sidas, deren Stängel ſich in hübſche Sträuche bildet. Dieſe Operation iſt bey der Bereitung des Indigo's eine der allerwichtigſten. Wird ſie nicht lange genug fortgeſetzt, ſo bleiben alle Indigo-Theilchen, welche noch nicht verdickt ſind, in dem Waſſer zurück, und gehen folglich ganz verloren; und wird ſie gar zu lange fortgeſetzt, ſo löſet ſich der Indigo von neuem auf, und was dann aufgelöſet wird, iſt gleichfalls verloren. Daß aber dieſe Operation gerade den gehörigen Grad von Vollendung erhalten hat, erkennt man daraus, wenn man etwas von dieſem Waſſer in eine ſilberne Taſſe ſchöpft, und den zähen Schleim zu Boden fallen ſieht.

Nunmehr hört man auf zu ſchlagen, das ruhige Waſſer läßt die zähe, dicke Subſtanz zu Boden fallen, und hier bildet es nun eine dicke, ſchlammige Maſſe. In dieſem Zuſtande zieht man erſt das Waſſer durch die oberen Hähne ab, dann durch die untern. Nun läßt man die Schleimmaſſe in die dritte Kufe fallen, welche man die Satzkufe (le reposoir oder le diablotin) nennt. Hier läßt man nun den Indigo ſich nochmahls ſetzen, dann thut man ihn in Leinwandſäckchen von ungefähr achtzehn Zoll, und hängt ihn dann in Schatten, damit er abtropft. Hierauf wird er in Kaſten drey bis vier Fuß lang, zwey Fuß breit und ungefähr drey Zoll tief, geſchüttet, und in dieſem Zuſtande kommt der Indigo in den Handel. Iſt er ſchlecht bereitet oder verfälſcht, ſo iſt er ſchwärz-

lich, erdartig, und ſehr laſtend. Wenn die Pflanze in der Weichkufe gar zu ſtark geſchlagen wird, ſo zerſetzen ſich die Blätter und die Rinde, vermiſchen und verbinden ſich mit dem Indigo, und vermehren auf dieſe Art ſein Gewicht. Durch Betriegerey wird nicht ſelten geſtoßener Schiefer, Aſche und Erde dazu gemiſcht. Mit einiger Aufmerkſamkeit läßt ſich indeſſen dieſe Verfälſchung leicht entdecken, vorzüglich wenn man ihn zerbröckelt.

Wenn er nicht vermiſcht und von guter Qualität iſt, muß er auf dem Waſſer ſchwimmen, und ſeine Farbe dunkelblau, in ein ſchönes Violett ſpielend, ſeyn. Zerbröckelt man ihn, ſo darf er nicht matt ausſehen, ſondern noch lebhafter und glänzender, und gleichſam mineraliſirt.

Wird er ins Waſſer gebracht, ſo löſet er ſich gänzlich auf, und läßt keinen Bodenſatz nach. Auch beym Verbrennen verzehrt er ſich ſogleich, ohne etwas übrig zu laſſen, welches bey dem vermiſchten aber nicht der Fall iſt. Der Pater Labat, der in ſeiner Reiſe über dieſen Punct ſehr umſtändlich geweſen iſt, und aus dem dann die Encyclopädie und verſchiedene andere Werke geſchöpft haben, ſagt, daß zu ſeiner Zeit im Jahre 1694 der Indigo auf den Inſeln um drey Livres zehn Sous bis vier Franken das Pfund verkauft worden, und daß er manchmahl noch wohlfeiler geweſen ſey; er ſetzt noch hinzu, daß, wenn er auch nur um vierzig Sous verkauft würde, dennoch für die Einwohner viel dabey zu gewinnen ſeyn müßte, weil dieſe Art von Fabrication weit weniger Zurüſtungen und Koſten erfordert, als eine Zuckerſiederey; und als ich im Jahre 1806 Louiſiana verließ, galt das Pfund zehn Franken.

Siebentes Kapitel.

Vom Tabak. Geſchichte ſeines Anbaues und ſeiner Verbreitung. Urſachen, welche ſeinen Gebrauch ſo allgemein gemacht haben. Sein Einfluß auf unſere Colonien, unſern Handel und unſere Marine. Nicht zu berechnende unglückliche Folgen davon, daß man das Monopol deſſelben eingeführt und ein Jahrhundert lang geduldet hat.

Der Tabak iſt dasjenige Product, welches am meiſten dazu beygetragen hat, daß die Niederlaſſungen in den Colonien ſich vermehrt haben, und ſo gediehen ſind. Der Tabak, welcher unter der Regierung Ludwigs XIV. verpachtet wurde, und deßhalb aufhörte, ein Handelsgegenſtand zu ſeyn, hat unſere Colonien der vornehmſten Quellen des Reichthums und der Bevölkerung beraubt; daher iſt unſere Marine geſchwächt worden, und in Verfall gerathen, daher haben unſere Manufacturen die beſte Gelegenheit des Abſatzes verloren; daher ſind wir in Anſehung des Tabaks Fremden zinsbar geworden, ſtatt daß dieſe es uns hätten werden müſſen; daher ſind unſere Colonien mehrmahls von dem Feinde verſchlungen worden, welches nicht Statt gefunden haben würde, und St. Domingo, das herrliche St. Domingo, würde jetzt bevölkert, reich, mächtig ſeyn, würde allein hinreichen für Frankreichs Bedürfniſſe, in Anſehung der Colonial-Waaren und des Tauſchhandels, und würde jetzt nicht eine grauſende Wüſte ſeyn, bedeckt mit Trümmern, und gefärbt mit dem Blute ſeiner Coloniſten.

Welche traurige Betrachtungen über das Unglück, das über Frankreich hundert Jahre lang durch jenes fiscaliſche

Edict gekommen iſt, welches den Tabak zu einem bloßen Finanz-Gegenſtande gemacht hat. Ach! Ludwig (XIV.) warum haſt du nicht die Stimme der kleinen Anzahl rechtlicher Menſchen gehört, welche dir die Wahrheit zu ſagen wagten! Haben alle deine Siege, deine Künſte dieſes Unglück aufgewogen? Ich muß mich umſtändlicher darüber verbreiten, allein kann ich zu weitläuftig ſeyn über die Veranlaſſung, welche dieſe unglückliche Büchſe der Pandora geöffnet hat, und über die Möglichkeit, ſie für immer wieder zu verſchließen? —

Der Tabak iſt unter den Nachtſchatten (solanum) eine der ſalmiakaliſchen, ſcharfen, herben, narkotiſchen und giftigen Pflanzen, welche dieſes, durch ſeine ſo mannigfaltigen Gifte furchtbare Geſchlecht hervor bringt. Indeſſen haben die verſchiedenen Zubereitungen, welche der Menſch dem Tabake zu geben gewußt hat, der mannigfache Gebrauch, den er davon macht, denſelben für ihn zu einem ſehr nützlichen und angenehmen Gegenſtande umgeſchaffen. Erſt ſeit der Entdeckung von Amerika bekannt, ſcheint der Tabak aus Tabaco, einer Provinz von Mexico, gekommen zu ſeyn. Von Spanien kam er nach Portugal, von wo der Franzöſiſche Geſandte an dieſem Hofe, mit Nahmen Nicot, ihn im J. 1560 nach Frankreich brachte. Die Pflanze erhielt von dieſem Geſandten ihren Lateiniſchen Nahmen; denn ſie heißt in dieſer Sprache herba nicotiana. Der Pater Labat behauptet, ſie ſey ein wahrer Zankapfel geweſen, der unter den Gelehrten einen heftigen Streit erregt habe, woran auch Unwiſſende und Weiber Antheil nahmen. Die Aerzte zeichneten ſich in dieſem Streite über den Tabak ganz vorzüglich aus; ſie waren uneinig über ſeine Natur, ſeine Tugenden und Eigenſchaften, über die Art und Weiſe, ihn zu benutzen. Einige ſtützten ſich auf den Hippokrates, andere auf den Galenus. Dieſe hielten ihn für kältend, die andern für

erhitzend, dieſe milderten ihn durch kühlende Kräuter, jene halfen ſeiner Kälte nach durch aromatiſche Subſtanzen, alle hatten beſondere Recepte für ſeine Miſchung und Zubereitung, und beſondere Vorſchriften für ſeinen Gebrauch, nach dem Alter, den Kräften und Temperamenten. Dieſer mußte ihn nüchtern nehmen, ein anderer durfte ihn bloß nach dem Eſſen genießen, der nur des Abends, ein anderer am Tage. Bey dieſer Menge von Zubereitungen bewirkte er die bewundernswürdigſten Wunder, woran, wie man leicht denken kann, die Charlatanerie, unterſtützt von der exaltirten Einbildungskraft der Kranken, den größten Antheil hatte, und die Opfer derſelben verſchwieg man.

Der Enthuſiasmus ging ſo weit, daß man im Begriffe war, alle andere Medicamente bey Seite zu ſetzen, und ſich ganz allein des Tabaks zu bedienen.

Begierig bemächtigte ſich ſeiner die Chymie. Vermittelſt der Deſtillation und des Vitriol-Phlegma zog man, wie Pomet *) ſagte, einen Saft daraus, der ſehr zum Erbrechen reitzt, und wenn man ſich leicht damit reibt, die Schwinden und Flechten, ſo wie die Krätze heilt. Wird er in eine Retorte gethan, ſo erhält man daraus ein ſchwarzes, übel riechendes Oehl, welches faſt ganz die nähmlichen Eigenſchaften beſitzt. Man zieht gleichfalls aus dem Tabak ein äußerſt ſchweißtreibendes Salz, wovon man vier bis zehn Körner in einer paſſenden Flüſſigkeit einnimmt.

Zum Schnupfen gebraucht, heilte er die Rheumatismen, Augenflüſſe, Kopfſchmerzen; er verbeſſerte die ſcharfen Säfte, gab dem Blute ſeine Flüſſigkeit wieder, ſtellte ſeinen Kreislauf wieder her, und war ein untriegliches Reitzmittel, um diejenigen ins Leben zurück zu rufen, welche vom Schlagfluſſe getroffen, oder in Lethargie verſunken waren. Auch für die Weiber war er wirkſam bey den Ge-

*) *Allgem. Geſch. der Droguen*, 1. Th. XV. K. (1694.)

Geburtsſchmerzen, gegen Krämpfe, Melancholie und hyſteriſche Beſchwerden; er vertrieb die unreine Luft, und war das beſte Schutzmittel gegen anſteckende Krankheiten aller Art, ſelbſt gegen die Peſt; er ſtärkte das Gedächtniß, befruchtete die Einbildungskraft, und machte die Gelehrten aufgelegter, ſich mit den abſtracteſten Wiſſenſchaften zu beſchäftigen.

Der gekauete Tabak bewirkte noch andere Wunder. Er benahm das Gefühl des Durſtes und Hungers, verhinderte die Abnahme der Kräfte, erhielt die Geſundheit, und machte, daß man immer gut genährt blieb. Man behauptete, daß, nach gemachten Erfahrungen, eine halbe Unze hinreichend geweſen ſey, um Soldaten vier und zwanzig Stunden lang, ohne alle weitere Nahrung zu unterhalten, wenn ſie dieſer Diät ſich wochenlang unterworfen gehabt hätten. Ueber dieß heilte er auch Zahnſchmerzen, reinigte die Galle, u. ſ. w. Sein bloßer Geruch äußerte gleich bewundernswürdige Wirkungen gegen die Fieber, Rheumatismen, Waſſerſucht u. ſ. w. Bey ſo viel guten Eigenſchaften verbreitete ſich ſein Ruf bald unter allen bekannten civiliſirten, barbariſchen und wilden Völkern. Sein Gebrauch wurde einheimiſch in Deutſchland, Ungarn, Pohlen, im ganzen Norden bis nach Moskau, unter den Tartaren, in der Türkey, in Griechenland, in Afrika; die Fürſten mußten ſogar durch ſtrenge Verordnungen dieſem anſteckenden Enthuſiasmus Einhalt thun.

Der Czar verboth die Einführung desſelben in ſeine Staaten, das erſte Mahl bey Strafe der Knute, das zweyte Mahl bey Strafe des Naſenabſchneidens, und das dritte Mahl bey Todesſtrafe.

Der Türkiſche und Perſiſche Kaiſer und Schach ſetzten gleichfalls die Todesſtrafe darauf.

Der Papſt Urban VIII. ſprach darin, mit den wahren

Gläubigen überein ſtimmend, durch eine Bulle die Excommunication ipso facto gegen alle diejenigen aus, welche in den Kirchen ſich des Tabaks bedienen würden. Clemens XI. ſchränkte in der Folge dieſes Verboth bloß auf die Peterskirche zu Rom ein.

Die chriſtlichen toleranteren Fürſten, die aber mehr auf Verſtärkung ihres Fiscus bedacht waren, begnügten ſich damit, die Einführung dieſer Waare ungeheuern Abgaben zu unterwerfen, welche in dem Maße wuchſen, als die Gewohnheit dieſes Bedürfniß immer dringender machte.

Sind denn aber diejenigen Nationen, welche von dieſer Zeit an den Gebrauch des Tabaks beybehalten und verbreitet haben, verhältnißmäßig ärmer, als die, welche ihn unterſagt haben? Die faule Armuth bleibt immer arm, auch bey der ſparſamſten Oekonomie: die Arbeitſamkeit vermehrt unſere Bedürfniſſe, indem ſie zugleich auch die Mittel zu ihrer Befriedigung an die Hand gibt; dabey knüpft ſie das Band zwiſchen Menſchen und Menſchen, Nationen und Nationen, nur deſto feſter; je mehrere Arten von Thätigkeit ſich irgendwo finden, deſto mannigfacher ſind die geſellſchaftlichen Bande. Daher würde in einem Staate die Verminderung arbeitſamer Hände zugleich eine Verminderung der geſellſchaftlichen Bande ſeyn.

Man könnte fragen, warum der Tabak ſich ſo ſchnell, und eben ſo unter rohen als policirten Nationen, verbreitet habe, eben ſo ſchnell unter denen, welche nicht leſen, und keine Journale haben, als unter denen, bey welchen es das vornehmſte Mittheilungsmittel iſt, und wie ſeit zwey und einem halben Jahrhundert die Leidenſchaft für den Tabak, zum Rauchen, Schnupfen und Kauen, ſich ſo ſehr befeſtigt hat. Und doch hat der Tabak etwas ſo Widriges für Geſicht, Geruch, und vornehmlich für den

Geſchmack. Folgendes, dünkt mich, kann man als Antwort auf dieſe Frage angeben: der Menſch unter allen Klimaten, vornehmlich derjenige, der der Natur am treueſten geblieben iſt, nährt ſich meiſtens von wilden Nahrungsmitteln, als Mehlſpeiſen, Fleiſch und Fiſchen. Dieſe einförmigen Nahrungsmittel erzeugen in ihm eine gewiſſe Erſchlafung und Abſpannung, welche ſeine thieriſche Oekonomie in Veränderung bringt, den Abſonderungen ſchadet, Verſchleimungen erzeugt, ihm ein fortwährendes Uebelbefinden erweckt, in Niedergeſchlagenheit und Ermattung verſenkt, woraus jene Melancholie, jene Indolenz und Neigung zur Unthätigkeit entſpringt, welche man in allen Ländern und unter allen Klimaten findet, wo die Menſchen auf dieſe Art von wilden Nahrungsmitteln leben, und Waſſer trinken, welches um ſo mehr erſchlafft, je mehr es meiſtens Flußwaſſer iſt.

Der Menſch iſt, was auch die Moraliſten dazu ſagen mögen, nicht für dieſe Einförmigkeit der Nahrungsmittel gemacht; da er zugleich Kräuter, Früchte und Fleiſch genießen kann, ſo hat ihn ſchon die Natur dazu beſtimmt, mehr Veränderung mit ſeinen Nahrungsmitteln vorzunehmen, als irgend eine Thierart. Selbſt den bloß kräuterfreſſenden Thieren ſchreibt die Natur Abwechſelung der Nahrungsmittel vor. Hat ſie nicht auf der Oberfläche der Wieſen, mitten unter den zahlreichen Arten ſüßer Grasarten, auch bittere, ſcharfe, reitzende, aromatiſche verbreitet? Weidet das kräuterfreſſende Thier, wenn es auch aus natürlichem Inſtinct den ſüßen Pflanzen den Vorzug gibt, nicht auch zugleich, jedoch mit Behuthſamkeit, dieſe letztern ab? und verbeſſert er nicht ſo durch kluge Vermiſchung ihre verhältnißmäßig üblen Wirkungen? So wird auch der Menſch, der ſich zu einförmig von wilden Speiſen nährt, durch ſeinen Appetit zu reitzenden geführt. Daher jene allgemeine Neigung zu Salz, Pfeffer, ſcharfen Kräutern

und Früchten, Eſſig, gegohrnen und geiſtigen Getränken; eine Neigung, welche gerade in den Menſchen um ſo ſtärker iſt, je mehr ſie dieſer Reitzmittel entbehren.

Die Landleute, welche bey uns gewöhnlich von wilden Gewächſen leben, und Waſſer zum täglichen Getränk haben, ſalzen ihre Speiſen deſto mehr, ſie ſtärken mit Eſſig, und trinken am liebſten ſäuerliche, herbere Weinarten; dahingegen die wohlhabenderen Bewohner der Städte, die ſich regelmäßig des Weines bedienen, die durch Vermiſchungen ihre Nahrungsmittel ſtärker wirkend machen, öhlichtere mildere Weine, weniger reitzende Gerichte vorziehen, und ſich keinen ſo großen Ausſchweifungen der Unmäßigkeit überlaſſen. Auch die Bewohner des Nordens, welche ihr Brod nicht ſäuern, und ſeltener gegohrne Getränke genießen, welche mit einem Worte dem Leben der Wilden ſich mehr nähern, fühlen eine viel heftigere Neigung zu der reitzenden Nahrung, und begehen häufiger Ausſchweifungen der Unmäßigkeit.

Die Wilden, welche faſt immer von rohem Fleiſch und Wurzeln leben, immerwährend Waſſer trinken, und unter ihren dichten Wäldern eine dickere, feuchtere, und folglich erſchlaffendere Luft einathmen, dieſe müſſen mehr als alle andere Menſchenclaſſen das Bedürfniß reitzender Mittel empfinden, daher ſie denn auch dafür eine ganz außerordentliche Leidenſchaft äußern. Und wer kennt nicht die unglücklichen Ausſchweifungen, wozu ſie vornehmlich geiſtige Getränke hinreiſſen?

Die Tabaks-Pflanze, welche ihrer großen Schärfe und Herbigkeit halber ſo ſehr auf das Nerven-Syſtem wirkt, die verſtopften Drüſen zuſammen zieht, und öffnet, die Bewegung der Lebensgeiſter beſchleunigt, die Empfindung erhöht, die Einbildungskraft reitzt, und das Bedürfniß vermehrt, ſich andern ſeines Gleichen mitzutheilen; die *Tabaks*-Pflanze, welche den Amerikaniſchen Wilden ſo ſchnell

vom Zuſtande der Erſchlaffung zu dem der Regſamkeit überführt, wo der bloße Rauch einen glücklichen Wahnſinn in ihm erregt; dieſe Pflanze, welche unter ſeinen Füßen wächſt, welche er häufig auf ſeinen Wanderungen findet, muß von ihm häufiger verbraucht und ausnehmend geſchätzt werden; ſo iſt ſie auch für ihn das Emblem der Vereinigung des Friedens und der Freundſchaft. Durch die Pfeife empfängt der Fremde das erſte Pfand der Gaſtfreundſchaft, ſelbſt der Aufnahme in Familien-Verbindungen, durch die Pfeife verſprechen ſich die Krieger Hülfe und Unterſtützung beym Angriffe des gemeinſchaftlichen Feindes; mit ihr werden, bey den Berathſchlagungen, die wichtigſten Sachen verhandelt, wird über Frieden und Krieg entſchieden, mit ihr werden Vorbereitungen zu Jagden und großen Reiſen gemacht; ſie führt den Vorſitz bey Feſten, Tänzen und Banketten; ſelbſt in ſeinem Kummer nimmt der Wilde, wenn er in ſeinen einſamen Wäldern umher irrt, ſeine Zuflucht zur Pfeife.

So viele mit dem Tabak verbundene Vorzüge unter den Nationen Amerika's erregten die Aufmerkſamkeit der Europäer, die, bloß um ihren Wirthen gefällig zu ſeyn, ſich Anfangs desſelben bedienten. Allein als die Seeleute fanden, daß er die Lebensgeiſter errege, und Heiterkeit erzeuge, daß ſie durch ihn aus jener Dumpfheit erwachten, worein man bey einem unthätigen Leben gewöhnlich verſinkt; ſo bald ſie bemerkten, daß ſie durch dieſe heilſamen Aufregungen fröhlicher wurden, und geſchickter zu ihren Arbeiten, vorzüglich aber, daß ſie dadurch den Scharbock und alle jene gefährlichen Krankheiten vermieden, welche aus Verſtopfungen und ſtagnirenden Feuchtigkeiten entſpringen, da wählten ſie ihn aus Neigung, um der Diät willen. Er wurde ihnen nothwendig. Ihr in allen Europäiſchen Häfen verbreitetes Beyſpiel fand bald zahlreiche Nachfolger unter der Claſſe des Volks, das, wie ich

bereits bemerkt habe, mehr Empfänglichkeit für seine belebenden Wirkungen hatte. So verbreitete er sich gleichfalls unter die höhern Stände, wo Ueberfluß der Nahrungsmittel und ein zu sehr sitzendes Leben die Säfte verdickte, wodurch jene der Freyheit des Geistes eben so sehr als der physischen Beschaffenheit des Menschen nachtheiligen Verschleimungen und Verstopfungen erzeugt wurden.

Die schnellen und heilsamen Wirkungen des Tabaks bey Personen, die immer sitzen, und vornehmlich bey Gelehrten, welche ihn mit Enthusiasmus, und weit über die Gebühr, entweder in Schriften priesen, oder durch ihre bedeutenden Würden empfahlen, erregten gleichfalls für den Tabak jene Begeisterung der einen, und jene Anfeindungen der andern, welche ich bereits erwähnt habe.

Den Meditirenden und Studierenden wurde er um so nöthiger, da man den Kaffeh noch nicht kannte, welcher auf eine weit erstaunenswürdigere, leichtere und angenehmere Art auf die Lebensgeister wirkt.

Der Tabak hat beständig der Herrschaft der unbeständigen Mode widerstanden, weil er die Menschen zu Gewohnheiten geführt hat, die sie ohne Gefahr nicht ablegen können, denn er zieht die Schleim- und Speicheldrüsen zusammen, und öffnete sie, und dergl. Er bewirkt gleichfalls einen täglichen Abfluß der Feuchtigkeiten, und vertritt die Stelle von Fontanellen, die, wenn sie plötzlich zugeheilt werden, Verschleimungen oder Ausflüsse von Säften erzeugen, welche denjenigen, die sie unvorsichtig ablegen, immer nachtheilig werden.

Man kann daher den Tabak im gesellschaftlichen Leben immer als einen Gegenstand von der ersten Nothwendigkeit betrachten, der theils die Gesundheit eines großen Theils befördert, theils viele geschickt macht, ihre Geschäfte besser zu verrichten. Das Verboth desselben oder ungeheure darauf gelegte Abgaben würden dem Staate eben

ſo nachtheilig ſeyn, als den Privat-Perſonen, und eine weiſe Regierung, der das Wohl der Individuen eben ſo ſehr als der bare Geldertrag am Herzen liegt, muß in dieſer doppelten Rückſicht auf Mittel denken, ihn auf die am wenigſten koſtſpielige Art zu erhalten. Es gibt aber kein beſſeres, als die Colonien, wo er wächſt, zu begünſtigen, und den Anbau desſelben zu befördern. Die allgemeine Conſumtion ſichert über dieß auch den Abſatz auswärts.

Das fiscaliſche Edict von Ludwid XIV., wodurch er in ausſchließenden Pacht gegeben wurde, hemmte, wie bereits geſagt, die Fortſchritte des Anbaues dieſes wichtigen Artikels, und ſeitdem hat man ihn immerfort von auſſen, vorzüglich aus Virginien, gezogen. Es iſt in der That nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß dieſes fiscaliſche Edict Frankreich wenigſtens zwey Milliarden gekoſtet hat *)

Wer vermag zu berechnen, was dieſe beyden im Innern von Frankreich in Umlauf gebrachten Milliarden erzeugt haben würden? —

Allein mehr als dieſer Verluſt bedeutet die daraus entſtandene Veränderung in unſerm Colonial-Syſtem, wodurch dieſen Ländern ein ungeheurer Schade zugefügt worden iſt. Ich will hier ſelbſt keine Stimme haben, ſondern es mag ein Zeitgenoſſe ſich lieber darüber vernehmen laſſen. Es iſt dieſer ein Dominicaner, ein unterwürfiges Kind derjenigen, welche die furchtbare Inquiſition gegründet haben; es iſt ein blinder Vertheidiger alles deſſen, was die Mächte der Erde thun; es iſt ein leichtgläubiger und abergläubiſcher Mönch, der einem Neger dreyhundert Peitſchenhiebe geben läßt, weil er ein

*) Necker von der Verwaltung der Finanzen, 2. Band, S. 106 des Originals.

Zauberer seyn soll. Dieser Dominicaner ist der Pater Labat. Hier sind seine Worte *):

„Will man sich wieder auf den Anbau des Tabaks legen, und ihm den alten Ruf wieder geben, so muß man ihn auf dem noch unbestellten Boden anbauen, wovon sich auf unsern Inseln, ungerechnet unsere Besitzungen auf dem festen Lande, noch sehr viel findet, und muß durchaus den Sprößlings-Tabak verbiethen, und deßhalb anordnen, daß die Pflanzen, statt zwey Zoll hoch von der Erde abgeschnitten zu werden, wie man bisher gethan hat, ausgerauft werden. Man wird alsdann einen Tabak erhalten, der dem aus Brasilien und aus Neu-Spanien vollkommen gleich kommt, und den aus Virginien und Neu-England weit übertreffen wird; und man wird einen Handel wieder herstellen, der Frankreich und unsere Amerikanischen Colonien sehr bereichern wird."

„Es ist ausgemacht, daß unsere Ländereyen in Cayenne und auf St. Domingo für den Tabak eben so passend sind als die besten in den beyden Amerika's; und wir besitzen über dieß noch unangebaute äußerst beträchtliche Ländereyen auf den Inseln la Guadeloupe, la Grande-Terre derselben Inseln, auf la Desirade, Marie-Galande, la Grenade, Saint-Martin, Saint-Barthelemi, Sainte-Croix, und in einigen Quartieren von Martinique, welche für den Anbau des Tabaks auf das beste geeignet, und bis jetzt ganz unangebaut sind, welche auch mehrere Jahrhunderte lang ohne Bewohner bleiben werden, wenn man diesen Landeszweig nicht wieder in Gang zu bringen sucht, denn man darf sich nicht einbilden, ihren Werth wieder erhöhen zu kön-

*) Neue Reise nach den Amerikanischen Inseln, u. s. w. vom P. Labat, in 6 Theilen, S. 328 des Originals.

nen, wenn man nicht den Anbau des Tabaks befördert. Nicht jedermann ist im Stande, durch Anlegung einer Zuckersiederey eine Niederlassung zu begründen. Aus dem, was ich über den Zucker geäußert habe, kann man sehen, daß solche Niederlassungen außerordentlich viel kosten, und daß, wenn sich auch jemand finden sollte, der reich genug wäre, um eine solche Ausgabe machen zu können, es doch immer sehr vieler Jahre bedürfen würde, um dem umgerissenen Boden die Fettigkeit zu benehmen, und zur Hervorbringung von Zuckerrohr geschickt zu machen, woraus man einen guten, vorzüglich weißen Zucker zu gewinnen vermöchte."

„Auf den Anbau des Tabaks muß man daher vor allen Dingen bedacht seyn, und sich erinnern, daß man dem Anbau dieser Pflanze die Anlegung unserer Colonien zu verdanken hat. Der freye Handel mit Tabak war es, der jene Menge von Schiffen aller Art und von allen Nationen, und eine so ungeheure Menge von Einwohnern herbey zog, daß man bloß in dem Französischen Antheile der Insel Saint-Christophe mehr als zehn tausend waffenfähiger Menschen zählte; seitdem aber dieser Handelszweig vernichtet worden ist, weil man den Tabak zu einer Staatsrente gemacht hat, hat man sich fast ausschließend mit Bereitung des Zuckers abgeben müssen, wodurch die Anzahl der Einwohner dergestalt vermindert worden ist, daß man von dieser Zeit an niemahls zwey tausend Mann auf derselben Insel hat zusammen bringen können. La Martinique, Guadelouve und die übrigen Französischen Colonien befinden sich in gleicher Lage, und diejenigen, welche sie vor vierzig bis funfzig Jahren gekannt haben, können den Zustand, worin sie sich jetzt befinden, nicht ohne Schmerz betrach-

ten: von weißen Einwohnern entvölkert, bloß mit Negern beſetzt, welche ihrer großen Anzahl halber leicht Aufruhr und Empörungen bewirken können, denen man bis jetzt nur durch ein Wunder zu widerſtehen vermochte. Die Menge der weißen Einwohner macht eigentlich die Seele und die Stärke der Colonien aus; die Menge von Sclaven iſt für die Arbeit vortheilhaft, aber ganz unnütz zur Vertheidigung des Landes, ſie iſt ihm ſelbſt nachtheilig, wenn es angegriffen wird. Allein die Menge der Einwohner kann bloß aus geringen Leuten beſtehen, und dieſe geringen Leute können nur vom Anbau des Tabaks und dem freyen Handel damit leben."

„Ich geſtehe, daß die Zuckerbereitungen und der Handel damit äußerſt beträchtlich ſind, allein man muß ebenfalls geſtehen, daß eben dadurch auch unſere Inſeln entvölkert, und bis auf den Grad geſchwächt worden ſind, wo wir ſie heut zu Tage ſehen, denn das zu einer Zuckerſiederey nöthige Land, auf dem nur vier bis fünf Weiße, und oft noch weniger leben, wurde von funfzig bis ſechzig waffenfähigen Menſchen bewohnt, wodurch die Beſchützung des Landes weit mehr geſichert wurde, und welche unendlich mehr Europäiſche Lebensmittel und Waaren verbrauchten, als die Herren und Sclaven einer Zuckerſiederey vermögen, man mag ihre Zahl ſo hoch annehmen, als man immer will. Jedermann weiß, daß vier bis fünf Ehlen grober Leinwand, nebſt ein wenig Pökelfleiſch, zur Unterhaltung und Ernährung eines Sclaven hinreichend ſind; man gibt ihm weder Hemde noch Hut, noch Schuhe, noch Halstuch und dergl., welche Dinge die Weißen nöthig haben, um ſich nach Europäiſcher Sitte zu kleiden. Die Sclaven verbrauchen weder Wein, noch Branntewein, noch Liqueure, noch trockene Früchte, noch Oehl, noch Mehl, noch Getreide, noch Spezereyen, noch Meubeln, noch Silberwerk, Tuch, Spitzen, goldene und

seidene Stoffe, Waffen, Munition, und tausend andere Dinge, womit sich die Weißen immer reichlich zu versehen pflegen. Diese Lebensmittel und Waaren aber sind es, welche die Grundlage eines unermeßlichen Handels ausmachen, den Frankreich mit seinen Colonien haben kann, und der dadurch, daß er ihm einen Ausweg für die Erzeugnisse seines Bodens und seiner Industrie eröffnet, zugleich auch sichere und unfehlbare Bereicherungsmittel dadurch in die Hand gibt, daß er seine Manufacturen belebt, und eine Menge Arbeiter in denselben beschäftigt, welche gegenwärtig im Müßiggang verkümmern, und Matrosen erhält, welche aus Mangel an Beschäftigung genöthigt sind, unsern Nachbarn, ja oft unsern Feinden zu dienen."

Zu welchen Betrachtungen führt nicht diese herrliche wahrhaft prophetische Stelle! Frankreich müßte jetzt in seinen Colonien die erste Macht der Erde seyn, wie es diese auf dem alten Continente ist. Die Bevölkerung, welche hier auf eine nicht zu berechnende Weise vermehrt worden seyn würde, hätte die Fabriken der Hauptstadt unterhalten und ihnen unermeßliche Reichthümer zufließen lassen, und dadurch zugleich die Marine furchtbar und unzerstörlich gemacht. Außer Saint-Domingo, welches seinen Glanz erhalten und erhöht haben würde, und andern Inseln, die nun volkreich seyn könnten, würde das große feste Land von Louisiana, unter andern Erzeugnissen mancherley Art, allein Tabak hervor gebracht haben, der durch seine größere Güte den aus Virginien bald gänzlich verdrängt haben würde; wäre so diese Colonie immer wichtiger, immer reicher an Producten und Menschen geworden, so würde sie von dem schwachen Ludwig XV. nicht haben vernachlässigt und preis gegeben werden können; außerdem daß sie der Hauptstadt eine unermeßliche Menge Colonial-Waaren zugeführt hätte, würde sie zugleich die

übrigen Colonien mit Holz, Schiffstheer, Tauwerk, Reiß, Mehl, Fleiſch u. ſ. w. verſorgt haben.

Daß alle dieſe Ausſichten nicht realiſirt worden ſind, wer anders trägt davon die Schuld, als einige habſüchtige Menſchen, welche unter dem Scheine des allgemeinen Beſten, für die geringe Summe von 500,000 Livres *), durch ſchleichende Intriguen, das ausſchließende Privilegium des Tabaks-Verkaufs zu erhalten gewußt hatten.

Achtes Kapitel.

Der Kaffeh. Seine Geſchichte. Seine Eigenſchaften. Von ſeinem allgemeinen Gebrauche. Von ſeinem Einfluſſe auf die phyſiſche und moraliſche Natur der Menſchen. Iſt es vortheilhaft, den Genuß desſelben unter dem Volke noch mehr zu verbreiten?

Der Kaffeh-Baum, welcher nur unter den Wendekreiſen wächſt, iſt eigentlich im obern Aethiopien einheimiſch, wo er am beſten auf felſigen Höhen fortkommt. Von dickerem und ſtärkerem Wuchſe, als in denjenigen Gegenden, wo man ihn in der Folge einheimiſch zu machen geſucht hat, hat er in Anſehung ſeiner Geſtaltung und ſeiner wiewohl breiteren und gekräuſelteren Blätter Aehnlichkeit mit der Myrte. Der Kaffeh-Baum gehört nach Juſſinus

*) Die erſten Pächter, welche den ausſchließenden Tabaks-Handel erhielten, zahlten Anfangs nicht mehr als 500,000 Livres. Was für die Unterhändler dabey abfiel, weiß man freylich nicht.

Syſtem zu dem Geſchlechte der rubiacées corolle épigine, antheres distinctes, der Kelch einblätterig, vierfach gezahnt; die Corolle röhrenartig, länglich, faſt trichterförmig, mit fünf Abtheilungen, plattem Rande, fünf auf der Corolle ſtehende hervor ſpringende Staubfäden, einen Griffel, zwey Stigma's, die Blumen büſchelweiſe, bis auf fünf, weiß, faſt dem Jasmin ähnlich, von angenehmem, jedoch nicht ſtarkem Geruch und kurzen Stielen, welche aus dem Winkel des Blattes hervor gehen, und zwar an dem entblößten Theile der Zweige; das Embryo oder die junge Frucht erhält faſt die Dicke und Geſtaltung einer Herzkirſche, endigt ſich mit einer Narbe, zeigt Anfangs ein lichtes Grün, dann wird ſie röthlich, hierauf hochroth, und endlich bey vollkommener Reife dunkelroth, ihr Fleiſch iſt ſchleimicht, von unangenehmem Geſchmack, und wird trocken runzelicht; dieſes Fleiſch dient zur Hülle für zwey dünne, ovale, engverbundene, auf dem Rücken gerundete, an dem Orte, wo ſie verbunden ſind, platte Schalen von weißgelblicher Farbe, von denen jede einen calleuſen, faſt ovalen Samenkern enthält, der auf der einen Seite platt, mit einer länglichen Furche, und auf der andern convex iſt.

Dieſer Baum, oder vielmehr Strauch, erreicht, nach Beſchaffenheit der Gegenden, eine Höhe von acht bis funfzehn oder achtzehn Fuß, und bildet ſich zu einer regelmäßigen Krone; ſein Stamm iſt gerade, ſehr äſtig; die Aeſte ſtehen kreutzweiſe, ſind ſehr lang, uud horizontal geöffnet, vorzüglich die untern, ſie ſind biegſam, gerundet, in Zwiſchenräumen knotig, gleich dem Stamme bedeckt mit einer weißlichen, feinen Rinde, die, wenn ſie trocken wird, aufſpringt; das Holz iſt ein wenig hart, und von ſüßlichem Geſchmack; die Blätter, gegen den Gipfel zugeſtellt, mit kurzen Petalen, ſind ganz und an beyden Enden ſpitzig: ſie werden wohl vier Zoll lang,

und ungefähr zwey Zoll breit; sie stehen zwey und zwey einander entgegen, und sind geneigt, oberhalb von einem schönen, glänzenden Grün, unterhalb etwas blässer, ein wenig gewässert, doch ungezahnt und ungezackt, dünn, und bloß nach Grün schmeckend. Dieser Strauch gewährt seiner regelmäßigen Krone, seines lebhaften Grüns, seiner zahlreichen Blüthen und seiner Frucht halber, welche nach und nach alle Nüancen von Roth annimmt, einen äußerst angenehmen Anblick. Man hat ihn in Arabien gefunden, vorzüglich im Gebiethe von Betel-Fagüi, einer Stadt in Yemen, nicht weit vom rothen Meere, und ungefähr einige dreyßig Meilen von dem Hafen von Moka entfernt. Man erzählt, daß in diesen Gegenden, zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ein Hirte, dessen Ziegen junge Knospen des Kaffeh-Strauches abgefressen, bemerkt habe, daß diese mehr als gewöhnlich umher gesprungen, und des Nachts weit munterer gewesen seyen. Er theilte seine Verwunderung darüber den christlichen Mönchen in der Nachbarschaft mit; dadurch kam denn der Superieur auf den Gedanken, einen Versuch damit an seinen Mönchen zu machen, um sie während ihres nächtlichen Dienstes munterer zu erhalten. Der Erfolg übertraf seine Erwartung, und der Gebrauch des Kaffehs verbreitete sich mit großer Schnelligkeit. Von Arabien kam er nach Persien und Aegypten, von da nach Klein-Asien und Constantinopel. Der heut zu Tage in allen Welttheilen verbreitete, und unter allen Volksclassen gewöhnliche Genuß des Kaffehs war offenbar jenen alten, durch ihre Wissenschaften, Künste und Civilisation berühmten Nationen, den Aegyptiern und Aethiopiern, unter denen er doch wild wuchs, unbekannt. Keines ihrer Monumente, deren Ursprung weit hinaus geht über unsere historische Zeitberechnung, und von denen prachtvolle Trümmer sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, zeigt

die geringste Spur, daß jene Völker dieses unter uns so beliebte Getränke gekannt haben. Man findet keine Abbildungen des Kaffeh-Baumes, weder im Innern jener geheimnißvollen Tempel, noch auf jenen hohen, mit ihren ägyptischen Gestalten von Pflanzen und Thieren bedeckten Obelisken, noch in den mannigfachen Gränzen und Krümmungen ihrer ungeheuern Paläste, noch auf jenen allegorischen Statuen, welche diesen alten Boden noch überall bedecken; auch Salomo, jener Weise, dessen Kenntniß alles umfaßte, von der Ceder bis zum Isop, kannte die bewundernswürdigen Wirkungen des Kaffehs nicht, weil keine Tradition unter dem Hebräischen Volke eine Spur davon erhalten hat. Und wenn auch die Frucht oder Blüthe des Kaffeh-Baumes, dieses so merkwürdigen Strauches, in jenen frühen Zeiten gebraucht worden ist, so kann sie doch nur als Arzeneymittel in einigen Familien, oder unter einigen Völkerschaften, aber niemahls als ein tägliches, nährendes *) Getränk, gebraucht worden seyn. Sein gegenwärtig so weit verbreiteter Gebrauch, der in Europa, und noch allgemeiner in Asien und Amerika, einen Theil der Ernährung für Künstler, Arme und Soldaten ausmacht, und zu gleicher Zeit ein köstlicher Genuß der Reichen ist, ist dieser sein Genuß wirklich vortheilhaft? hat er einen heilsamen Einfluß auf die Menschheit? —

Die vornehmsten Wirkungen des Kaffehs bestehen erstlich darin, daß er die Verdauung befördern hilft, und zwar, ohne daß dadurch der Magen angegriffen wird, wie dieß auf die Länge durch die Cordial-Mittel,

*) Nährend soll hier bloß bezeichnen, daß der Kaffeh, als Getränk mit unsern andern Nahrungsmitteln genossen, diese leichter verdauen hilft, und deßhalb nur gelegentlich nährend wird.

und vorzüglich durch, die ſpirituöſen Getränke geſchieht. Unter der großen Menge von Menſchen, welche von ihrer Kindheit an bis in ihr höchſtes Alter ununterbrochen ein oder zwey Mahl des Tages denſelben genießen, findet ſich niemand, der wahrhaft ſagen könnte, daß ihm der Kaffeh wirklich geſchadet habe. Müſſen ſich auch, der gar zu großen Nervenreitzbarkeit halber, einige deſſelben enthalten, ſo iſt ihre Zahl doch ſo unbedeutend, daß ſie mehr eine Ausnahme, als einen Beweis gegen den Kaffeh machen. Die Zerrüttung und Reitzbarkeit ihrer Nerven hing von äußern, mit dem Kaffeh gar nicht zuſammen hangenden Urſachen ab *). Der Magen, der durch

*) Die Art und Weiſe, den Kaffeh zu dörren oder zu brennen, trägt nicht wenig dazu bey, dieſes Getränk heilſam oder nachtheilig zu machen. Daher denn auch die vorgefaßten Meinungen einiger Perſonen gegen den Kaffeh. Der Verf. einer intereſſanten Abhandlung über den Kaffeh (M. Gentil, docteur-régent), vom Jahre 1787, welche von der Pariſer Facultät approbirt worden iſt, äußert ſich über ſeinen Gegenſtand unter andern folgender Maßen.

„Man muß, um den Kaffeh zu einem geſunden Getränke zu machen, vermeiden, daß er nicht zu ſehr gebrannt oder geröſtet wird; denn wenn man damit zu weit geht, werden die milden und heilſamen Eigenſchaften dieſer Frucht ganz vernichtet, und ſie erhält dafür die des verbrannten Oehles oder empireme, wodurch eine krankhafte Reitzbarkeit des Körpers und Störung ſeiner Verrichtungen erzeugt wird.“

„In der That wird durch den Grad der Dörrung, den man dieſer Frucht gewöhnlich gegen alle Regel gibt, dieſelbe in einen kohlenartigen Zuſtand verwandelt, die volatilen Theile derſelben werden zerſtreut, und folglich ihre weſentlichen Eigenſchaften ganz verdorben.

durch Hülfe dieſes Getränkes gegenwärtig beſſer verdaut, wird auch dadurch für die Zukunft geſtärkt, und der Kaf-

ben. Der öhlichte, von Natur milde und balſamiſche Grundſtoff nimmt durch die Wirkung des Feuers einen unangenehmen Charakter von Verbrennung (empirème) an, der äußerſt ſchädlich werden kann; wer alſo dieſes ſo zubereitete Getränk genießt, muß dadurch bald häufiges Halsweh, Hämorrhagien, Hämorrhoiden bekommen; kurz, es verbreitet ſich dadurch eine krankhafte Reitzbarkeit und Störung in verſchiedenen Theilen des Körpers, nahmentlich in dem Gehirne, als dem Urſprunge der Nerven, wo dann die Urſache zu Kopfweh, Schlafloſigkeit, und andern Störungen Veranlaſſung gibt, welche ſich bald dem ganzen Körper mittheilen."

„Man findet, daß der Kaffeh gerade den rechten Grad der Dörrung oder Röſtung erhalten hat, wenn er eine zimmtbraune Farbe annimmt."

Der Verfaſſer dieſer Abhandlung iſt im folgenden der Meinung, daß der ungebrannte Kaffeh, als der mildere, für ſchwächliche und kränkliche Conſtitutionen der paſſendſte ſey.

„Der Kaffeh, ſagt er, ſo wie er aus den Händen der Natur kommt, enthält nur heilſame Kräfte. Er wird als Decoct empfohlen, vorzüglich wirkſam bey catarrhaliſchen Zufällen, welche er oft durch Schweiß, noch öfter durch Auflöſung, und vornehmlich durch den Auswurf, den er befördert, heilt."

Man betrachtet dieſe Frucht auch noch als ganz beſonders geſchickt, den Kränklichkeiten zuvor zu kommen, und ſie zu heilen, welche aus Verdickung der Lymphe entſtehen; auch iſt ſie heilſam bey derjenigen, welche von Verdickung des Blutes herrührt, u. ſ. f. Er führt uns noch eine große Menge von Curen an, welche er dem Genuſſe des nicht gebrannten Kaffehs zu verdanken habe, z. B. Heilung von Magen- und Bruſtbeſchwerden, Kopfweh, Gliedererſtarrungen, Gicht, Catarrhen, Hautflechten, Geſchwulſten, u. ſ. f.

„Die Art und Weiſe, den rohen Kaffeh zu kochen, beſteht darin, daß man ein Quentchen fein geſtoßenen in einem Pfunde oder Nöſſel Waſſer eine

feh bewirkt niemahls in demſelben ſolche reitzende Zuſammenziehungen, als die Cordial-Mittel, und mehr noch die Säuren, welche ihn für den Augenblick, jedoch auf Koſten der Zukunft, in eine gröſsere Thätigkeit verſetzen.

Der Kaffeh theilt zugleich auch dem Blute eine heilſame Bewegung mit, wodurch die Abſonderungen erleichtert, und der Grundſtoff der Geſundheit bereitet werden.

Am bemerkenswertheſten iſt, daß, ob er gleich den Blutumlauf belebt, er das Blut doch nicht erhitzt, wie der Wein und die Liqueure. Er bewirkt durch dieſe beſchleunigte Bewegung keine Unordnungen in der animaliſchen Oekonomie; er unterhält die Flüſſigkeit des Blutes, welche für Perſonen, die viel ſitzen, überhaupt nothwendig iſt, am meiſten aber in warmen Ländern.

Die Coloniſten auf den Inſeln und dem feſten Lande, vornehmlich die minder begüterten, genieſsen ihn täglich des Morgens, Mittags, oft auch des Abends. Viele von ihnen haben die Gewohnheit, ihn mit Waſſer zu nehmen, wenn ſie aufwachen, und kurz darauf wieder zum Frühſtücke. Auf einer meiner Reiſen nach dem Inneren von Louiſiana, wo mein Weg durch Wüſten führte, hatte ich mich mit gemahlenem Kaffeh verſehen, und konnte ungefähr vier Monathe lang kein anderes Getränk genieſsen; ich genoſs ihn zu allen meinen Mahlzeiten anſtatt des Weines. Kurz zuvor hatte ich aber funfzehn bis ſechzehn Fieberanfälle gehabt, welche, nebſt der China, die ich in groſser Menge genommen hatte,

Viertelſtunde lang kochen läſst. Er bleibt auf dem Satz ſtehen, und wenn man davon trinken will, gieſst man ihn ganz heiſs ab, um ihn nüchtern taſſenweiſe mit Zucker alle halbe Stunden zu nehmen. Man kann wenigſtens drey bis vier Mahl des Tages davon trinken."

mich außerordentlich erhitzt und geschwächt hatten. Dieses Zustandes ungeachtet, befand ich mich vollkommen wohl; ich genoß ihn freylich schwächer, als gewöhnlich, und meine Gesundheit und Kräfte kehrten bald noch besser als vorher zurück. Dabey hatte ich die größten Mühseligkeiten, die größten Entbehrungen zu ertragen; ich schlief auf der Erde. Zur gewöhnlichen Nahrung hatte ich statt des Brotes nur ungebackenes Mehl (von Mais, der, ehe man ihn stößt, geröstet wird) und geräuchertes Fleisch; und an bewohnten Orten fand ich bloß gekochtes Fleisch und Maisbrot, wilde Pataten, Rehfleisch, und verschiedenes Eingepökeltes.

Allein bedeutender, als alle anderen guten Eigenschaften, ist sein bewundernswürdiger Einfluß auf die moralische Natur des Menschen; er erregt die Lebensgeister, befruchtet die Einbildungskraft, hellt den Geist auf, wie ein reiner Wind, vertreibt die Wolken der Schwermuth, flößt Heiterkeit und edelmüthige Empfindungen ein; er knüpft den Menschen an das Leben, indem er ihm die Freuden des Daseyns süßer empfinden läßt, er verstärkt das Gefühl des Bedürfnisses, sich mitzutheilen, er knüpft zugleich die Bande der Freundschaft und der Liebe fester und dauernder, und macht uns wohlwollender und liebenswürdiger.

Wer sollte nicht oft im Laufe seines Lebens, die heilsamen Wirkungen des Kaffehs empfunden, nicht in dem Kreise seiner Freunde mehr Vergnügen und Genuß für sein Herz gehabt, nicht seine Geliebte, ja selbst seine Frau, reitzender gefunden haben? Wie viele schöne Verse sind dem Geiste des Dichters entflossen, woran der Kaffeh Antheil gehabt hat? Zu welcher begeisternden Beredsamkeit hat er nicht den Redner erhoben! und hat seine belebende Kraft, bey den verschiedenen Meisterwerken der

Kunſt, nicht auch den Genius, der ſie erzeugte, oft auf das kräftigſte unterſtützt? —

Nicht minder geſchätzt zu werden verdient er auch deßhalb, weil er dazu beyträgt, die Menſchen mäßiger zu machen. Die Reichen und Vornehmen geben heut zu Tage der Welt nicht mehr das entwürdigende Schauſpiel der Trunkenheit und Völlerey, welche das alte Rom befleckten, und ſind unter den modernen Nationen nicht diejenigen die mäßigſten, welche ſich des Kaffehs als eines gewöhnlichen Getränkes bedienen? Kann man nicht hinzu ſetzen, daß ſich die Mäßigkeit unter dem Volke mit dem Genuſſe des Kaffehs verbreitet hat? Frankreich vorzüglich hat davon merkwürdige Beyſpiele aufzuweiſen gehabt; in dem Maße, wie ſich der Genuß des Kaffehs aus ſeinen großen Städten in die kleinern, von den Reichern unter die Aermern verbreitet hat, haben ſich die Ausſchweifungen im Genuſſe des Weines und der geiſtigen Getränke, welche ſo viele Familien-Väter frühzeitig hinrafften, beträchtlich vermindert.

Ich könnte noch hinzu ſetzen, daß die Abſcheulichkeiten, welche die Revolution geſchändet, und Paris gar nicht als die ſo geprieſene gute Stadt dargeſtellt haben, — daß dieſe nur von ſolchen Elenden verübt wurden, welche keinen Kaffeh trinken.

Wenn alſo der Kaffeh wirklich alle dieſe guten Eigenſchaften beſitzt, welche vorhin angeführt worden ſind; ſo iſt der Genuß desſelben eine Wohlthat für einzelne Familien, und für ganze Völker, und jede Regierung ſollte den Gebrauch desſelben zu verbreiten, und den köſtlichen Baum zu vermehren ſuchen, der ihn erzeugt. Wie freue ich mich, wenn ich die mit dieſem durch den induſtriöſen Europäer in Linien ſymmetriſch geſtellten Strauch bedeckten Hügel oder Ebenen überſchaue! Jene düſtern, durch ihn in lachende Gärten verwandelten Wälder wür-

den seine glänzendsten Trophäen, das würdigste Lob des Ewigen seyn, wenn er nicht die Hände, die er zu diesen Arbeiten braucht, mit Fesseln belastet hätte, wenn die mit Wunden bedeckten Körper ihn nicht anklagten vor dem Vater der Menschen! —

Wie? den Genuß des Kaffehs verbreiten! ruft der gierige Finanzier, unter der Maske des öffentlichen Wohls und der Misanthrop unter dem Deckmantel der Philosophie, — heißt das nicht den Menschen neue Bedürfnisse erschaffen, sie verderben, die Masse der Einfuhr vergrößern, und so den Staat in Armuth stürzen? — Was den Menschen verdirbt, ihr falschen Patrioten, sind Bedürfnisse, welche weder für seine Gesundheit, noch für seine moralischen Eigenschaften zuträglich sind, es sind jene Nichtigkeiten des Luxus, deren ganzer Werth auf einer eitlen Laune beruht, sie, die immer sich erneuernd, und ohne Ende vermehrend, Geist und Herz unterjochen, den Geschmack verderben, und die Vernunft verblenden; es sind jene Nichtigkeiten, welche von Wesen verbraucht werden, die, nichts erzeugend und sich täglich vermehrend, auch die Lasten des Staates vermehren; allein derjenige, dessen Talent Etwas erzeugt, weiß dem Staate immer mehr wieder zu geben, als er verzehrt, und wenn dasjenige, was er von aussen her zieht, zu seiner Stärkung und Verlängerung seines Daseyns beyträgt, ihn thätiger und industriöser macht, so muß daraus eine Vermehrung der Reichthümer für den Staat entstehen; der Kaffeh ferner, der die Mäßigkeit befördert, befördert auch die Sparsamkeit, und wenn dieses heilsame Getränk zum Theil den Wein ersetzt, wenn es die Consumtion desselben täglich vermindert, so muß der Staat auch dadurch gewinnen; denn der Kaffeh kostet, was den Anbau, die Ernte, die Erhaltung und den Transport betrifft, verhältnißmäßig lange nicht so viel, als der Wein.

Der Kaffeh-Baum wird in einer Entfernung von sechs bis neun Fuß, einer von dem andern gepflanzt; so können auf einem gewöhnlichen Morgen Landes (arpent) sechs bis neun hundert stehen. Auf den Colonien trägt er zwey Mahl des Jahres. Bey jeder Ernte gibt der Baum zwey bis fünf Pfund; das mittlere Verhältniß würde auf's geringste drey Pfund für die Ernte seyn, welches dann sechs Pfund jährlich ausmachen würde; und angenommen, daß auf dem Morgen Landes nur sechs hundert Fuß mit Kaffeh-Bäumen bepflanzt wären, so würde sich doch die ganze Ernte von diesen sechs hundert Fuß, wenn man sie mit sechs Pfund multiplicirte, auf drey tausend sechs hundert Pfund belaufen *).

Ich gebe hier diesen Ertrag viel geringer an, als er gewöhnlich ist. Diese drey tausend sechs hundert Pfund, das Pfund nur zu zwanzig Sous gerechnet, würden eine Total-Summe von drey tausend sechs hundert Franken ausmachen. Die dazu aufzuwendenden Kosten sind äußerst unbedeutend. Man braucht nur den Boden, ungefähr vier Fuß im Vierecke, und jeden Baum ein bis zwey Mahl des Jahres, leicht auflockern zu lassen; und wenn man den ganzen Boden umarbeiten läßt, dann kann man zwischen die Bäume noch Pataten und andere Lebensmittel pflanzen, welche für jene Mühe reichliche Entschädigung geben.

Der Baum an sich bedarf keiner weiteren Pflege, als daß die Krone ein wenig ausgeschnitten wird, um ihn niedriger zu halten, und seine Frucht leichter pflücken

*) In gutem Lande pflanzt man den Kaffeh-Baum in einer Entfernung von neun Fuß, allein dann breitet er sich mehr aus, und trägt besser. Ich hätte daher, da ich nur sechs hundert Fuß auf den Morgen rechnete, für jeden Baum sechs Pfund mehr annehmen sollen.

zu können. Nach der Ernte, welche, wie man ſieht, gar nicht beſchwerlich iſt, bringt man den Kaffeh auf eine Mühle, wo er von einem Trancair zwiſchen zwey beweglichen Rollen geht, um ſeiner erſten Häutchen beraubt zu werden; dann wird er geſiebt und gewaſchen, dann kommt er wieder unter eine hölzerne Drehmühle, um das letzte Häutchen zu verlieren, und von neuem gewaſchen zu werden; nachdem er endlich geleſen worden iſt, kommt er in den Handel. Das iſt denn kürzlich, aber genau angegeben, die geringe und wohlfeile Mühe, welche die Pflege dieſes Baumes und die Ernte ſeiner Frucht erfordert.

Vergleichen wir nun den Weinbau damit. Der auf Hügeln gepflanzte Weinſtock erfordert eine drey- bis viermahlige ſorgſame und beſchwerliche Bearbeitung, bisweilen auch Zuführung von Erde; die Pflanzen müſſen mit der bedachtſamſten Aufmerkſamkeit beſchnitten werden. Man braucht Pfähle, und an mehrern Orten kleine Umgitterungen, um ihn aufrecht zu halten und zu richten. Jede Epoche des Jahres verlangt neue Mühe und neue Koſten, bis zum Augenblicke der Ernte bedarf der Weinſtock unaufhörlich der Aufſicht des Herrn und der Arbeit des Winzers. Sehr oft vernichtet ungünſtiges Wetter noch dieſe koſtſpieligen Ernten. Froſt, Reif, Würmer, Trockenheit, oder Regen, wodurch die Knoſpen erſtarren, machen, daß die Blüthen oder die Beeren abfallen oder verfaulen, ehe ſie reif werden; und bey allen dieſen Unfällen muß ſich der Beſitzer noch glücklich ſchätzen, wenn ſich die Ernte in ſeinen Weinbergen, einen Morgen in den andern gerechnet, auf zehn bis zwölf Feuilletten beläuft, und er jede derſelben um vierzig Franken verkaufen kann, wodurch für das Erzeugniß eines Morgens ſich die Total-Summe von vier hundert und vier und zwanzig Franken ergeben würde. Ich will aber dieſe Summe auf

fünf hundert Franken anſetzen; davon müſſen, außer den ſchon bemerkten Koſten, auch noch die der Lei-, der Gefäße, des Abgangs, Verluſtes, der Abzaben u. ſ. f. abgezogen werden.

Dieſe Vergleichung zeigt, warum die Beſitzer von Weinbergen faſt immer arm ſind, indeß die von Kaffeh-Pflanzungen ſo große Reichthümer gewinnen. Sie zeigt über dieß noch den ungeheuern Unterſchied für den Staat, wenn er die Anzahl der Kaffeh-Pflanzungen, ſtatt der Wein-Pflanzungen, vermehrte, und daß es folglich ſein eigener Nutzen iſt, wenn er die Conſumtion des Kaffehs zum Nachtheile der des Weines vermehrt. Ich könnte noch hinzu ſetzen, daß die Kaffeh-Pflanzungen der Bevölkerung der Weißen günſtiger ſind, als die Wein-Pflanzungen. Da die erſtern nicht ſo viel Beſchwerden verurſachen, und die Menſchen nicht ſo aufreiben, als die letztern, ſo können auch Weiber und Kinder gebraucht werden, um den Kaffeh zu ſammeln, ihn auf die Mühlen zu bringen, zu waſchen und zu trocknen. In aller Hinſicht alſo finden ſich dringende Bewegungsgründe, um dieſen Anbau aufzumuntern, und der Staat hat nichts davon zu fürchten, wenn er den Bewohnern ſeiner Gegenden die Mittel leichter macht, ſich in ſeinen Colonien niederzulaſſen, und ſie mit ſo productiven Menſchenſtämmen zu bevölkern, welche auch noch in vielen andern Rückſichten nützlich ſind.

Man muß auch bekennen, daß der Anbau des Kaffeh's daſelbſt, durch die Europäer betrieben, außerordentliche Fortſchritte gemacht hat, weil er auf Martinique beſonders erſt im Jahre 1722 ſeinen Anfang genommen hat, und im Jahre 1726 waren nicht über zwey hundert Fuß Landes wirklich tragbar, und ungefähr zwey tauſend fingen erſt an, tragbar zu werden. Der erſtaunlichen Fortſchritte dieſes Anbaues ungeachtet würde er doch noch grö-

ser gewesen seyn, wenn die Weißen sich nicht dabey der Hülfe der Schwarzen bedient hätten.

Aber woher kommt es, daß der Gebrauch des Kaffeh's unbekannt, oder wenigstens unbeachtet unter allen Nationen des Alterthums war, und so plötzlich, und so allgemein sich unter allen Völkern verbreitet hat? Die Ursache, dünkt mich, liegt in dem Gebrauche des Zuckers, einer gleichfalls modernen, aber ein wenig frühern Erfindung; der bittere Kaffeh, gemildert durch die Süßigkeit des Zuckers, ward ein äußerst wohlschmeckendes Getränk, welches von nun an schnellen Beyfall finden mußte. So hängen denn die Erfindungen zusammen; die Kunst, den Zucker zu bereiten, hat auch die Kunst der Kaffeh-Bereitung eingeführt, und seinen Gebrauch verbreitet. Keine Wahrheit muß man also unbeachtet lassen; so gleichgültig sie auch Anfangs scheint, so steht sie doch vielleicht mit einer Entdeckung von der größten Wichtigkeit in Verbindung.

Neuntes Kapitel.

Krankheiten auf den Colonien. Gelbes Fieber, Siams-Krankheit, Europäische Krankheit u. s. f. Ihre Ursache, ihr Sitz; Schutzmittel dagegen, Behandlungsart derselben. Thatsachen und Anecdoten in Hinsicht darauf. Allgemeine Mittel, sie auszurotten.

Das gelbe Fieber ist nicht, wie man geglaubt hat, eine ganz neue Krankheit in den Colonien; es ist ganz die nähmliche, welche vom ersten Anfange ihrer Etablis-

sements an, unter dem Nahmen der Siams-Krankheit, bekannt geworden ist, und von der man gleichfalls fälschlich behauptet, daß sie durch ein von Siam kommendes Schiff dahin gebracht worden sey. Das, was man auf unsern Inseln die Europäische Krankheit nennt, ist ebenfalls das Nähmliche. Man höre, was der Pater Labat, ein, bis auf seine Zaubereyen, äußerst sorgfältiger und guter Beobachter, der zugleich in den Colonien, nicht lange nach ihrem Anfange, wohnte, darüber bemerkt hat.

1) „Die Symptomen dieser Krankheit waren eben so verschieden, als es die Temperamente derjenigen waren, welche davon angegriffen wurden, oder die Ursachen, welche sie erzeugen mochten. Gewöhnlich fing sie sich mit heftigem Kopf- und Lendenweh an, worauf bald ein starkes Fieber folgte, bald auch ein innerliches, das sich äußerlich nicht sehr zu erkennen gab."

„Oftmahls erfolgte auch ein plötzliches Austreten des Blutes aus allen Canälen des Körpers, selbst aus den Poren; bisweilen gab man Bündel von Würmern von verschiedener Größe von sich, und zwar von oben und unten, bey Einigen zeigten sich auch Beulen (bubons) unter den Schultern und in den Weichen, bald voll geronnenen, schwarzen und übel riechenden Blutes, bald voll Würmer. Das Beste bey dieser Krankheit war, daß sie die Menschen in kurzer Zeit hinraffte. Sechs bis sieben Tage auf's höchste dauerte die ganze Sache."

Es geschah zuweilen, daß Leute, die nur ein wenig Kopfweh empfanden, todt auf den Straßen umfielen, wo sie spatzieren gingen, um frische Luft zu schöpfen, und fast bey allen fand man das Fleisch eben so schwarz und faulig, eine Stunde nur, nachdem sie gestorben waren, als wenn sie

schon vier bis fünf Tage todt gewesen wären. Ich selbst wurde zwey Mahl davon befallen. Das erste Mahl genas ich nach einem viertägigen Fieber und Blutspeyen; allein das zweyte Mahl war ich sechs bis sieben Tage in Lebensgefahr.

Die zweyte dieser Krankheit beschreibt er folgender Maßen. „Ich empfand einen heftigen Kopf- und Lendenschmerz, begleitet von einem starken Fieber, den sichern Symptomen der Siams-Krankheit. Man ließ mir sogleich zur Ader, erst am Fuße, dann am Arme. Dieses letztere Blutlassen setzte mein Leben in Gefahr, denn ich wurde ohnmächtig, und aller Bemühungen ungeachtet blieb ich beynahe eine Stunde lang ohne Bewußtseyn. Endlich erwachte ich, wie aus einem tiefen Schlafe. Einige Stunden darauf überfiel mich ein sehr heftiges Blutspeyen oder vielmehr Erbrechen, wodurch ich in eine Art von Convulsionen verfiel, als ich, statt reinen und klaren Blutes, große Stücke dicken und geronnenen Blutes auswerfen mußte. Dieß dauerte fast vier und zwanzig Stunden. Während dieser Zeit wurde mein Körper mit einer Purpurröthe bedeckt, vom Kopfe bis zu den Füßen: die Flecken, welche ungefähr eine Hand groß waren, und von verschiedener Farbe, erhoben sich unmerklich über die Haut. Den dritten und vierten Tag hatte ich große Schmerzen, den fünften versank ich in eine Lethargie oder unwillkührlichen Schlaf, den man nicht besiegen konnte.

Ich schlief fast zwanzig Stunden ununterbrochen, und in dieser Zeit hatte ich eine Krise, oder so reichlichen Schweiß, daß er mehrere Matratzen eine nach der andern durchnetzte. Ich erwachte hierauf äußerst erstaunt. Ich verlangte sogleich zu essen. Man wollte mich in ein anderes Bett tragen, allein ich versicherte, daß ich

Kräfte genug besäße, um dahin zu gehen. Ich stand auch wirklich auf, man gab mir andere Wäsche, und ich legte mich in das andere Bett, ohne eine Unbequemlichkeit zu fühlen, außer dem wüthendsten Hunger. Man brachte mir Fleischbrühe, und ich verschlang sie, wie einen Tropfen Wasser; man mußte mir endlich, um nur Ruhe zu haben, Fleisch und Brot geben, sonst hätte ich es mir selbst gehohlt. Nachdem ich gegessen hatte, schlief ich ein, und erwachte erst sechs bis sieben Stunden darauf, mit dem nähmlichen Hunger, ohne die geringste Spur von Kopfweh, oder Fieber. Von meiner Krankheit behielt ich bloß die purpurrothen Flecken, welche mich fast getiegert hatten u. s. f.

Die erste Krankheit dieses Schriftstellers zeigte beynahe die nähmlichen Symptome; Kopf- und Lendenschmerz, und sehr starkes Bluterbrechen. Die Heilung derselben wurde gleichfalls durch Aderlassen und reichliches Transpiriren bewirkt. Was heut zu Tage in Bezug auf das, was man gelbes Fieber oder Europäische Krankheit nennt, vorkommt, und was ich selbst bemerkt habe, beweiset, daß es eben die vor hundert Jahren vom Pater Labat beschriebenen Krankheiten sind. Gewöhnlich fangen sie an mit Kopf- und Lendenschmerzen, begleitet mit einem starken, aber so nur innerlichen Fieber, daß man es fast nicht am Pulse merkt. Ich habe Kranke gesehen, bey Annäherung des Todes, und im heftigsten Krankheitsanfall, ohne das geringste Anzeigen von Fieber. Fast immer kommt auch noch wiederhohltes Erbrechen von schwarzem Blute hinzu, und dieß ist eines der vorzüglichsten charakteristischen Symptome des gelben Fiebers. Sehr oft fallen Personen, wie der Pater Labat erzählt, welche nur ein wenig Kopfweh fühlen, todt nieder. So sind zu Neu-Orleans im Sommer 1805 mehrere Engländer und Anglo-Amerikaner

plötzlich gestorben. Einer unter andern starb an dieser Krankheit, als er vom Tische aufstehen wollte, und ein Stück Melone, welches er speiste, in der Hand hielt. Seine Farbe war munter und lebhaft. Ein Arzt, der von einem Partikulier gebethen wurde, seine sehr gefährlich kranke Frau zu besuchen, fragte den Mann, indem er ihn scharf ansah: und Sie, mein Herr, wie befinden Sie sich denn? — Recht wohl. — Wohl? versetzte der Arzt — Ihren Puls! Sie sind auch krank, sehr krank! Gehen Sie sogleich zu Bett, ich folge Ihnen. Wenig Tage nachher war der Mann todt.

Das Erbrechen von schwarzem Blute, welches sich fast alle Mahl einstellt, und bis zum Tode anhält, deutet auf die Coagulation und Fäulniß des Blutes, und daß folglich die Krankheit unheilbar ist. So urtheilt man wenigstens gewöhnlich. Indessen wird dieses Erbrechen auch bisweilen, wie bey dem Pater Labat, purgativ. Bey meiner Ankunft zu Pensacola habe ich einen schon bejahrten Mann gesehen, der mit einem Schiffe aus der Havana kam; er war, mit dieser Krankheit behaftet, abgereist; seine Erschöpfung und das schwarze Blut, das er spie, und wovon ich selbst Zeuge gewesen bin, ließen keine Hoffnung mehr. Da aber dieses Bluterbrechen, wie bey dem Pater Labat, ausnehmend reichlich erfolgte, wurde er wieder gesund, und mit seiner Genesung ging es äußerst schnell.

Diese Krankheit verräth sich durch Symptome, welche nach den Sitten, den Temperamenten, den Klimaten und Jahreszeiten sehr verschieden sind. Die Bestätigung davon wird man sogleich finden. Man kann daher nicht daran zweifeln, daß die Krankheiten unserer Tage ganz die nähmlichen sind, welche in den ersten Zeiten der Colonie existirt haben. Wir wollen nur die allgemeine Ursache untersuchen, welche dieser Erscheinung zum Grunde

liegt. Indem ich dieſe Unterſuchung anſtelle, wird man ſehen, wie der Unterſchied der Temperamente, der Sitten, der Klimate und Jahreszeiten ſie unter eben ſo mannigfachen Formen darſtellt. Die Mittel zur Heilung derſelben, oder zum Schutze dagegen, werden dann auch um ſo leichter aufzufinden ſeyn. Verdankte auch nur ein einziger Menſch den Bemerkungen, welche ich mittheilen will, die Erhaltung ſeines Lebens, wie könnte ſie dann auch nur ein Leſer zu lang finden? —

In den heißen Klimaten zeigt ſich die Natur, ſo wohl im Pflanzen- als im Thierreiche, weit thätiger. Wenn die Pflanzen ſich hier ſtärker vermehren, ſchneller wachſen und größer werden, ſo ſind die Thierarten gleichfalls zahlreicher, fruchtbarer, mit einem ſchnellern Wachsthume und mit größern Proportionen begabt. Die Zerſtörung wird aber ebenfalls um Vieles beſchleunigt; die Natur, thätiger im Erzeugen, zerſtört auch mit mehr Schnelligkeit, um eilender wieder zu produciren. Der Menſch, allein fähig, unter allen Klimaten zu leben, und ſich zu vermehren, iſt ebenfalls dieſen allgemeinen Geſetzen unterworfen. Wenige Ausnahme abgerechnet, iſt ſein Wachsthum unter den heißen Klimaten viel ſchneller; beyde Geſchlechter, die Weiber beſonders, werden hier weit jünger mannbar, und die Spuren des Alters ſtellen ſich ebenfalls früher ein.

Vorzüglich merkwürdig iſt indeſſen der Umſtand, daß die hitzigen Krankheiten für ihn und die anderen Thierarten häufiger und tödtlicher werden, und daß die robuſteſten Temperamente am erſten die Opfer derſelben ſind. Nur zu häufig hört man, daß dieſe oder jene Perſon, welche der blühendſten Geſundheit genoß, in wenig Tagen in's Grab geſunken iſt; und das findet man meiſtens zur Zeit der größten Hitze.

Allein die Europäer, welche plötzlich aus ihrer ge-

mäßigten Zone unter die heiße kommen, empfinden die Wirkungen dieſer hitzigen Krankheiten noch weit heftiger, ſie ſcheinen nur darum haufenweiſe aus ihren fernen Ländern herbey zu ſtrömen, um haufenweiſe hingemäht zu werden; eine äußerſt geringe Anzahl entgeht, nur wie durch ein Wunder, der allgemeinen Verheerung.

Wenn wir auf die Natur des Blutes Achtung geben, welches in unſern Adern fließt, ſo bemerken wir vorzüglich, daß es einer großen Ausdehnung fähig iſt. Ueberlaſſen wir uns ſehr heftigen Bewegungen, welche es ſtark in Wallung ſetzen, und folglich erhitzen, ſo wird ſeine Ausdehnung ſo groß, daß alle Gefäße anſchwellen, die Hautfarbe röther wird, die Haut ſich ſpannt, und das Athemhohlen beſchwerlich fällt. Bey Frauen von einem ſanguiniſchern Temperamente iſt dieſes noch auffallender. Befinden wir uns bey einem ſtarken Feuer, oder an einem ſehr erhitzten Orte, oder im Sommer der Mittagsſonne ausgeſetzt, ſo nimmt dieſe Ausdehnung des Blutes dergeſtalt zu, daß wir bald mit Schweiß bedeckt werden; und durch dieſen bewundernswürdigen Mechanismus der Ausdehnung des Blutes unterhält die Natur in uns eine immerwährende Ausdünſtung, um ihr großes Abſonderungsgeſchäft zu vollbringen, weil der größte Theil unſerer Nahrungsmittel und Getränke, die nicht in die Beſtandtheile des Körpers ſelbſt übergehen, durch die Haut-Poren verdünſten; und wenn dieſe Ausdünſtung unterbrochen wird, dann werden wir von den gefährlichſten Krankheiten befallen. Damit nun dieſe Tranſpiration nach den Umſtänden unterhalten und vermehrt werde, ſo mußte die Natur und Miſchung unſers Blutes nach dem Klima, worunter wir leben, eingerichtet werden; es mußte nähmlich unter einem kalten Klima ſich bey einem geringern Grade von Wärme leichter verdünnen laſſen, indeß unter einem immer heißen Klima, bey

einem gröſsern Grade von Hitze, es ſich ſchwerer verdünnen läſst.

Unter der gemäſsigten Zone, zu Paris zum Beyſpiele, wo die Hitze nicht höher als auf funfzehn bis zwanzig Grad, ſelten nur auf fünf und zwanzig, und dieſes nur auf einige Augenblicke, ſteigt, werden wenig Grade darüber hinreichend ſeyn, um eine Ausdehnung des Blutes zu bewirken, welche Schweiſs erzeugen muſs, wenn dagegen unter den Wendekreiſen, wo die Hitze gewöhnlich auf dreyſsig bis vierzig Grad ſteigt, die Ausdehnung des Blutes dieſelbe wäre, d. h. wenn bey fünf und zwanzig Graden Hitze der Schweiſs merklich hervor bräche, ſo würde dieſer ſo wohl zu anhaltend, als auch zu reichlich ſeyn. Bey dreyſsig bis vierzig Graden würden die zu ſehr aufgeſchwollenen Gefäſse dem Umlaufe des Blutes nicht mehr die nöthige Freyheit geſtatten, das nicht mehr frey umlaufende, und in dem Zuſtande der ſtärkern Erhitzung ſich befindende Blut würde ſich verdicken, zerſetzen, und bald in Fäulniſs übergehen.

Man ſieht alſo, daſs die Natur und Miſchung des Blutes bey den Equinoctial-Völkern leichter, und der Ausdehnung weniger fähig ſeyn muſs, als bey den Völkern unter den gemäſsigten Zonen, und daſs, ſo wie man ſich den Polen nähert, das Blut einen höhern Grad von Dichtigkeit haben, und ausdehnbar ſeyn muſs.

Dieſe Theorie erklärt es nun, warum die Menſchen, ſo wie ſie von Süden nach Norden gehen, eine gröſsere Compreſſion des Blutes empfinden, welche in ſeinen Gefäſsen viel leeren Raum läſst, ſie weniger geſpannt und ſchlaffer macht, die Menſchen daher der zu ihrer Erhaltung nothwendigen Wärme beraubt, und ſie gegen die Einwirkung der Kälte empfindlicher macht. Weil die Hautporen durch dieſe gar zu groſse Compreſſion des Blutes weniger offen, und faſt ganz verſchloſſen ſind, ſo ver-

lie-

lieren ſie ihre Brauchbarkeit zu der für das Abſonderungsgeſchäft immer nothwendigen Tranſpiration, wovon dann die traurigen Folgen, Rheumatismen, Catarrhe, Schnupfen und alle Krankheiten zurück geſchlagener, oder vielmehr nicht gehörig erfolgter Ausdünſtung ſind.

Diejenigen im Gegentheile, welche von Norden nach Süden kommen, empfinden, da ſie ein dichteres, ſubſtantielleres Blut haben, in dem Maße, wie ſie unter Graden einer größern Hitze ſich befinden, auch eine weit beträchtlichere Ausdehnung des Blutes; und alsdann ſchwellen die Gefäße außerordentlich an, alle Theile des Körpers befinden ſich in einer großen Anſpannung, und die Unruhe wächſt mit der Entzündung; kommt es endlich ſo weit, daß das Blut in ſeinem Umlaufe aufgehalten oder nur unterbrochen wird, ſo verdickt es ſich, oder gerinnt, und dieſe Gerinnung muß ganz vorzüglich im Mittelpuncte der Bewegung, im Herzen, Statt finden, wo die Hitze durch die Reaction, und weil es ſich in größerer Maſſe daſelbſt befindet, auch viel größer ſeyn muß. Dieſe erſte Hitze der Gerinnung des Blutes, im Hauptſitze ſeiner Bewegung, bewirkt ſchnell Unordnung in der ganzen thieriſchen Oekonomie, weil hier der eigentliche Quell des Lebens iſt.

Allein es gibt Temperamente, welche ſanguiniſcher ſind, als andere. In allen Zeiten hat die Medicin dieſen Unterſchied anerkannt. Hier müſſen nun die am meiſten ſanguiniſchen Temperamente den Wirkungen dieſer Veränderung des Klima's von Norden nach Süden am meiſten ausgeſetzt ſeyn; und indeß blaſſe, dem Anſcheine nach kränkliche, Phyſiognomien wenig oder nichts von jener Veränderung des Klima's leiden, ſo werden jene athletiſchen Conſtitutionen, jene Menſchen von friſchem, blühendem Anſehen am ſchnellſten hingerafft. Alle Nachrichten, welche ich in den verſchiedenen Colonien, die ich durchreiſet,

hin, eingezogen habe, haben meine Ideen bestätigt. Man sieht also, wie die in den heißen Klimaten wohnenden Menschen mehr oder weniger der tödtlichen Einwirkung der Hitze ausgesetzt sind.

Ganz anders aber ist die Sache, wenn sie aus unsern gemäßigten oder kalten Zonen plötzlich unter die heißen, fortwährend heißen Regionen versetzt werden; das mit einem Mahle exaltirte Blut muß die furchtbarsten Wirkungen hervor bringen. Die weise Natur, welche wollte, daß der Mensch Kosmopolit werden sollte, hat ihm viel Mittel verliehen, diesen Unglücksfällen vorzubeugen. Seine glatte, nackte, feine, außerordentlich poreuse und elastische Haut ist ein Vorzug, den er mit keiner andern Thierart theilt; fähig, beym Anschwellen der Gefäße sich mehr auszudehnen, kann sie auch ihre Poren weiter öffnen, und den Schweiß und die Ausdünstungen reichlicher durchlassen, ohne daß diese auf dieser platten, von Haaren entblößten Oberfläche stehen bleiben können. Hält dieser Schweiß an, so muß er auf die Länge hinreichend seyn, das Blut seines Ueberflusses zu entledigen, und es in den Stand zu setzen, frey umlaufen zu können. Die Natur biethet hierbey noch eine andere mächtige Hülfe dar, dieses sind nähmlich jene häufigen Hitzblattern, auf dieser feinen Haut, jene dicken und eiterigen Beulen, welche sich vorzüglich unter den Achseln, in der Weichung, an den verschiedenen Gelenken und im Gesichte ansetzen, und die, wie man auf den Colonien sagt, den Reichthum des Blutes anzeigen. Man betrachtet sie hier nähmlich als Vorbothen der Gesundheit, ohne daß jedoch die Colonisten ihren wahren Ursprung zu erforschen sich bemüht haben. Allein indeß die Natur Alles zur Erhaltung des Menschen, selbst bey dem plötzlichen Wechsel des Klima's, vorbereitet hat, strebt der Mensch selbst diesen Erhaltungsmitteln entgegen, wie man sogleich sehen wird.

Er ist zugleich begabt mit Nerven, welche eben so, wie die Blutgefäße, sich zweigartig in alle Theile des Körpers verbreiten, und in ihren feinsten Verästungen alle Theile der Haut durchdringen, sich mit ihr verbinden, oder vielmehr ihr Gewebe selbst bilden helfen. Diese Nerven nun haben bekanntlich die Eigenschaft, äußerst reitzbar zu seyn, d. h. sie vermögen, sich zu verkürzen, zusammen zu ziehen, und starr zu machen, oder hin wiederum sich biegsam zu machen, auszudehnen, und zu verlängern. Die Ursachen davon sind innerliche und äußerliche, physische und moralische; sie wirken nicht mit dem Blute gemeinschaftlich, sondern für sich, und haben selbst auf dieses einen mächtigen Einfluß.

Innerlich sind es warme und erhitzende Nahrungsmittel, folglich auch spirituöse Getränke, die Salze und alle concentrirte Säuren, welche die Nerven reitzen und zum Zusammenziehen bewegen. Aeußerlich bewirkt eine plötzlich erkältete und frische Luft, vornehmlich, wenn sie mit Ausdünstungen geschwängert ist, wenn sie corrosische und adstringirende Mineralien und Salze, frische, kalte Wassertheile enthält, ebenfalls eine Zusammenziehung des Nervengewebes, der Haut und der Poren. Allein alle Leidenschaften, welche den Menschen ergreifen, wirken noch weit bewundernswürdiger auf das Nerven-System. Kummer, Gram, Zorn und starke, zu lang anhaltende Anstrengungen des Geistes, zu heftige Begierden, vorzüglich die Liebe und die Ausschweifungen in derselben, erschüttern lebhaft und ununterbrochen das Nerven-System, unterhalten die Reitzbarkeit, und verlängern die Spannung desselben.

Wenn diese verschiedenen Ursachen der Reitzbarkeit wirken, zu einer Zeit, wo das Blut ausnehmend verdünnt ist, so hindert die Spannung der Nerven, durch

das Zusammenziehen der Blutgefäße, den Umlauf des Bluts oder hebt ihn gänzlich auf; dieses aber bewirkt dann, gährend und kochend, plötzliche Hemorragien, Blutstürze, und sogar den Tod. Oft wird es nach dem Herzen zurück gedrängt, die aufgehaltene Masse, welche den Ausweg in die Arterien nicht wieder finden kann, gerinnt daselbst augenblicklich; und dieses ist dann die Ursache der innerlichen Fieber, und des gelben Fiebers besonders. Dieser Zustand der Nervenspannung, welcher den Umlauf des Bluts verhindert, verhindert auch zugleich das Hervorbrechen des Schweisses, weil er die Haut selbst zusammen gezogen, auch ihre Poren und alle ihre Ausgänge verschlossen hat. Unter diesen Umständen wird die Haut trocken und spröde, die Starrheit der Nerven, welche die Bewegungen beschwerlich und peinlich macht, erzeugt Müdigkeit und Mattigkeit, die nahen Vorläufer von Krankheiten.

Diese verschiedenen Ursachen wirken auf alle Arten von Menschen, welche in den heißen Klimaten leben; sie wirken auf die Eingebornen, die Kreolen und die Europäer, und da, wo die Natur mehr für den Menschen gethan hat, ist sie auch intoleranter, und vergibt ihm nicht so leicht seine Ausschweifungen. Der Spanische Jesuit und Missionär, Joseph Guimilla, stellt in seiner Geschichte des Orinocko eine Bemerkung von der höchsten Wichtigkeit auf, welche beweiset, daß 1) die Eingebornen in dieser Hinsicht viel von den Folgen der geringsten Ausschweifungen zu fürchten haben, und daß 2) diese Ausschweifungen jeder Zeit ganz vorzüglich auf das Blut wirken.

„In der größten von ihren Hütten," sagt er, „trinken sie (die Indianer) und tanzen zu gleicher Zeit. Diejenigen, welche von ihren berauschenden Getränken überfüllt sind, schlafen ganz von Blut überströmt, von Kopf

bis zu den Füßen. Um die Folgen dieſer Trunkenheit zu vermeiden, machen ſie mit ſehr ſcharfen Fiſchzähnen und Knochen Einſchnitte an den Schläfen und an der Stirn; und da dieſe Theile gerade eine große Menge Adern enthalten, ſo kann man das Blut, womit ſie bedeckt ſind, nicht ohne Schaudern betrachten. Als ich, fährt der Verfaſſer fort, über die barbariſche Sitte dieſer Völker, bis zum völligen Verluſte der Vernunft zu trinken, nachdachte, fand ich, daß Gottes Vorſehung ſie dazu geleitet haben müſſe, ſich jene Einſchnitte zu machen; denn ſie verhindern dadurch jene bösartigen Fleckfieber, welche, ohne dieſe reichliche Blutausleerung, die in einem ſo heißen Lande durch das Trinken verurſachte ſtarke Bewegung des Blutes ihnen unfehlbar zuziehen würde.“

Die Kreolen, d. h. diejenigen, welche von Europäern abſtammen, auf den Colonien geboren ſind, empfinden die Wirkungen einer ſchlechten Lebensordnung, der Unmäßigkeit und zu großer Leidenſchaftlichkeit unter dieſen heißen Klimaten noch allgemeiner. Ich habe ſehr viele Beyſpiele davon geſehen, gewöhnlich bey Menſchen von robuſter Leibesbeſchaffenheit. Allein das, was in den Städten der Anglo-Amerikaner vorgeht, die fürchterlichen Verwüſtungen des gelben Fiebers, ſind ein noch größerer Beweis dafür. Der immerwährende und unmäßige Genuß eingeſalzener Speiſen, ſaftreichen Fleiſches, zu dicker Getränke, als Bier und Cider, jener öhlichten und gemiſchten Weine, ihrer Mehlſpeiſen, und ihres nicht geſäuerten, folglich auch nicht hinreichend aufgelöſeten Brotes, trägt dazu bey, ihnen ein zu genährtes oder zu fettes Blut zu geben, welches durch ihren unmäßigen Genuß des Rums, des Whiskay Taſia's (einer Art von Kornbranntweins) durch ihre gar zu ſitzende Lebensart in jenen zwiſchen Bergen zuſammen gedrückten Städten, wo die langen hohen Häuſerreihen den Luftzug aufhalten, und

die Hitze concentriren und reflectiren, ſich leichter entzündet, ausdehnt und zerſetzt.

Man wird gewiß fragen, warum das gelbe Fieber, welches unter den Anglo-Amerikaniſchen Kreolen ſo große Verheerungen anrichtet, die Kreolen auf unſern Inſeln entweder gar nicht oder höchſt ſelten befällt. Die Urſache davon dünkt mich dieſe zu ſeyn, daß die Anglo-Amerikaner regelmäßig einen langen und ſtrengen Winter haben, eine Jahreszeit, wo man bey verſtärktem Appetite zu nahrhaftern Speiſen dennoch weniger durch die Poren ausdünſtet. Ihr Blut iſt daher den Winter hindurch ſubſtantieller geworden, und geräth dadurch in den Zuſtand, zur Zeit der Hitze leichter in Wallung zu gerathen, und ſich auszudehnen, indeß bey den Kreolen auf den Inſeln, welche eine immer gleiche Hitze haben, und ſich einförmiger nähren, die Tranſpiration immerfort unterhalten wird, und das Blut eine gleiche Flüſſigkeit behält. Außer dieſen Urſachen, welche die Kreolen unſerer Inſeln vor den Verheerungen des gelben Fiebers ſchützen, muß man noch diejenigen in Anſchlag bringen, welche aus ihrer geſundern und mäßigern Lebensweiſe, und daraus entſpringen, daß ihre Städte nicht ſo groß und volkreich ſind, als die der Anglo-Amerikaner. Dieſe letzte Urſache iſt ſo bedeutend, daß, ſo bald ſich das gelbe Fieber in den Anglo-Amerikaniſchen Städten zeigt, die Einwohner eiligſt auf's Land flüchten; nicht, wie man gemeiniglich glaubt, weil dieſe Krankheit epidemiſch und die Luft ſelbſt in den Städten angeſteckt iſt, ſondern bloß, weil die Hitze daſelbſt zu heftig und zu anhaltend iſt. So bald ſie daher auf ihre Landgüter gekommen ſind, wo ſie eine freyere und friſchere Luft einathmen, wo die Sonnenſtrahlen nicht auf Mauern und Pflaſter fallen, wo ſie zurück prallen, ſondern auf Raſenplätze, die ſie einſaugen, und wo ſie ſich auch mitten unter ſchattigen

Gewächsen befinden, wo sie sich weniger den Ausschweifungen der Sinnlichkeit überlassen, weniger mit Geschäften zu thun haben, welche sie exaltiren, wo mit einem Worte in ihrem Physischen und Moralischen eine viel größere Ruhe herrscht: dann sind sie auch von den Anfällen des gelben Fiebers frey; wäre aber diese Krankheit wirklich epidemisch, sie würden Alle den Keim derselben schon bey ihrer Flucht in sich tragen, und sie also mit auf's Land bringen, und dort allenthalben verbreiten. Das gelbe Fieber, ganz die nähmliche Krankheit, welche auf unsern Colonien Europäische Krankheit genannt wird, ist daher nicht epidemischer, als diese, welche, wie ich bemerkt habe, die Europäer in dem Maße hinrafft, wie sie ankommen, indeß die Kreolen auf den Inseln mitten unter ihnen leben, ohne sie zu fürchten. Diese Bemerkungen geben den Grund an von dem, was Hr. Michaux *) über diese Krankheit, die er zu Charlestown gefunden hatte, äußert.

„Das gelbe Fieber," sagt dieser Reisende, „ist jedes Jahr an Intensität verschieden, und noch hat man die charakteristischen Zeichen nicht angeben können, woran man seine größere oder geringere Bösartigkeit im Sommer erkennen könnte. Die Stadtbewohner sind demselben nicht so unterworfen, als die Fremden, von denen das Jahr meiner Ankunft acht Zehntheile starben; und wenn auch die erstern davon befallen werden, so geschieht es immer nur in einem weit geringern Verhältnisse."

„Man hat bemerkt, daß, während der Monathe July, August, September und October, wo diese Krankheit gewöhnlich herrscht, die Personen, welche sich von Charlestown nur auf einige Tage entfernen, bey ihrer Rückkehr in die Stadt weit empfänglicher für die An-

*) Reise in die westlichen Alleghany-Gebirge im J. 180[illegible].

ſteckung ſind, als diejenigen, welche ſie nie verlaſſen haben. Die zwey bis drey hundert Meilen entfernten Bewohner von Ober-Catolina, welche während dieſer Zeit dahin kommen, ſind demſelben eben ſo unterworfen, wie die Fremden, und die aus der Nachbarſchaft ſind gleichfalls nicht immer davon frey.“

„Man glaubt allgemein zu Charlestown, daß das daſelbſt eben ſo wie zu Savanah alle Sommer herrſchende gelbe Fieber demjenigen analog iſt, das ſich auf den Colonien äußert.“

Zehntes Kapitel.

Fortſetzung derſelben Materie.

Unſere Inſular-Kreolen und diejenigen, welche durch einen langen Aufenthalt ſich an das Klima der Inſeln gewöhnt haben, werden, wenn gleich im Allgemeinen der von mir angeführten Urſachen halber von den plötzlichen Wirkungen dieſer furchtbaren Krankheit frey, dennoch Opfer entzündlicher Fieber, welche Aehnlichkeit haben mit dem gelben Fieber, und, aus derſelben Quelle entſpringend, eigentlich nur Modificationen desſelben ſind. Dieſe Fieber zeigen ſich beſonders in der Zeit des Spätjahres, wo die größte Hitze herrſcht, und die Luft weit drückender iſt; ſie befallen vorzüglich die Stadtleute, welche ausgeſuchte Weine trinken, marinirte, geſalzene, ſtark gewürzte Fleiſchſpeiſen genießen, welche die Franzöſiſche Kochkunſt immer auf eine bewundernswürdige Art neu zuzubereiten weiß, um der Sinnlichkeit neue Genüſſe zu verſchaffen. Ihr, dadurch zu ſubſtantiell gewordenes,

zu gut genährtes und vornehmlich zu entzündliches Blut bringt in dem Nerven-Syſteme eine Irritabilität hervor, welche die nun weit nothwendiger gewordene Transpiration verhindert; daher denn jene nach der Verſchiedenheit der Temperamente und Miſchung des Blutes verſchiedenen ſchwächern Arten des gelben Fiebers.

Die verſchiedenen Raiſonnements, welche ich über dieſe furchtbare Geißel der Colonien angeſtellt, und die Thatſachen und Belege, womit ich ſie unterſtützt habe, beweiſen, daß ſie nicht epidemiſch, wohl aber dauernd und periodiſch iſt, daß ſie ſich nach dem Orte, der Jahreszeit, dem Temperamente modificirt, und daß ihr Sitz gleichförmig im Blute iſt; daß folglich alle Heil- und Schutzmittel immer auf das Blut gerichtet ſeyn müſſen, daß ſie auf andere Theile nur deßhalb wirken, weil dieſe mit dem Blute in der innigſten Verbindung ſtehen, und einen überwiegenden Einfluß darauf haben.

Wenn ſaure, verdorbene Säfte den Magen und die andern Eingeweide verſtopfen, ſo iſt es klar, daß die Maſſe derſelben, und die Hinderniſſe, welche ſie der Verdauung und den andern Functionen entgegen ſetzen, den Umlauf des zu reichlichen und zu ſehr ausgedehnten Blutes erſchweren, und zu ſeiner Entzündung viel beytragen; die Abführung dieſer Feuchtigkeiten wird daher höchſt dringend; Brech- und Laxiermittel müſſen deßhalb unvorzüglich angewandt werden. Dieſes Blut nun, deſſen Circulation die Quelle des Lebens iſt, und das, einen Augenblick an ſeiner Quelle aufgehalten, dort gerinnt und verdirbt, erfordert eine außerordentliche Schnelligkeit bey allen den Mitteln, welche geſchickt ſind, ſeine Flüſſigkeit wieder herzuſtellen, und dasjenige fortzuſchaffen, was ſie am Lauf hindert; häufige Aderläſſe, innere Reitzmittel und Mittel, um die Haut äußerlich auszudehnen, und Schweiß zu erzeugen, müſſen, ſo zu ſagen, zugleich wir-

ken; so schnell greift dieses Uebel um sich. Und der schnellen Behandlung ungeachtet ist das Uebel oft unheilbar, weil es ohne Wissen des Kranken um sich gegriffen hat.

Die Engländer, unter denen diese Krankheit besonders sehr große Verheerungen anrichtet, welche deßhalb auch mehrere Heilungsversuche gemacht haben müssen, wenden fast immer Cordial-Mittel dagegen an; sehr viele trinken ungeheuer viel Rum, und ein großer Theil derselben stirbt in der Berauschung. Vernünftiger und wirksamer ist der innere Gebrauch des Merkurs, den sie in starken Dosen nehmen. Dieses Metall, das mächtigste Auflösungsmittel der Natur, welches ohne Zweifel seine active Flüssigkeit nur dieserhalb beybehält, woraus die Alchymisten in ihrem Wahnsinne ein wieder zusammen setzendes (recomposant) Princip haben machen wollen, da es doch wesentlich ein zersetzendes (décomposant) ist; den Merkur haben die Engländer vorzüglich wirksam gefunden, die Gerinnung des Blutes zu verhindern, und ihm seine Flüssigkeit wieder zu geben; und er scheint wirklich in dieser Hinsicht der Heilung dieser Krankheit günstig zu seyn. Ich habe in Louisiana einen gewissen Nicols gesehen, der seit dem erster Richter im Districte der Atacapas geworden ist, einen jener verderblichen Menschen, den Nord-Amerika auf diese Gegenden geworfen hatte, um die Geißel der biegsamen und furchtsamen Louisianer zu werden; dieser Mensch fühlte sich zu Neu-Orleans vom gelben Fieber befallen, gerade zu der Zeit, wo es 1805 die größten Verheerungen anrichtete; sogleich lief er zu einem Arzte, nahm auf der Stelle fünf und zwanzig Gran Merkurius, das that er mehrere Tage hinter einander, so, daß er endlich die Dosen auf dreyßig Gran setzte. Er genaß; allein von den Wirkungen, welche diese ungeheure Menge eines so heftigen Mittels auf seine Nerven und seine Constitutionen

gehabt haben muß, wird er niemahls geneſen. Soll der Merkurius nützlich unter ſolchen Umſtänden ſeyn, ſo muß ihn ein geſchickter Arzt verordnen.

Kunſtverſtändige, mit denen ich mich über die Natur dieſes Uebels unterhalten habe, behaupten; eine große Menge Menſchen tragen den Keim dieſer Krankheit dergeſtalt in ſich, daß man keine Schutzmittel dagegen bey ihnen anwenden könne; ſie konnten mir weder die Gründe, noch die Principien angeben, worauf die verſchiedenen von ihnen angenommenen Behandlungsarten beruhten; ich bemerkte nichts, als eine blinde Routine, ſelbſt von den Lehren der Erfahrung entblößt, weil ſie dieſe Krankheit für ganz neu halten, und nicht wiſſen, was ſie ehedem geweſen iſt, und wie man ſie behandelt hat. Gegen ihre Meinung wage ich's daher zu behaupten, daß es für Alle einfache, leichte, zuverläſſige Schutzmittel gibt. Sie entſpringen auf eine natürliche Art aus den Principien, Schlüſſen und Thatſachen, welche ich angeführt habe.

Diejenigen von meinen Leſern, welche mich mit Aufmerkſamkeit geleſen haben, werden einſehen, daß ſanguiniſche und robuſte Conſtitutionen, welche dieſe Krankheit weit mehr als andere zu fürchten haben, auch einer ſtrenger beobachteten Vorſicht bedürfen, (welches denn vorzüglich auf die ankommenden Europäer anwendbar iſt) das unthätige Leben auf der Ueberfahrt, die Unpäßlichkeit und die ungewohnte Exiſtenz auf der See, die alsdann in größerer Menge als gewöhnlich genoſſenen erhitzenden Nahrungsmittel haben das Blut entflammt, ſeine Maſſe vermehrt, und zugleich die der Säfte vergrößert. So bald ſie ſich ausgeſchifft, und die belebtere friſchere Seeluft verlaſſen haben, ſo bald ſie in dieſe, gleichſam in Abgründen verſenkten Städte unter eine Atmoſphäre von funfzehn bis zwanzig Grad Hitze über denjenigen, den ſie ſonſt jemahls empfunden haben, ge-

kommen sind, und ihre Wohnung in den engen, schlecht mit Luftzug versehenen Häusern der zusammen gedrängtesten Quartiere der Stadt genommen haben; so bald sie fortfahren, sich mit eben so substantiellen Nahrungsmitteln und Getränken zu nähren, so bald die Neuheit der Landesfrüchte sie reizt, von denen zu essen, welche die compactesten sind, als Ananas, Kokos und die zähen Aprikosen; wenn sie dann zugleich viel Sorgen haben, und sich mit Laufen und ungewohnten Arbeiten beschäftigen müssen, oder wenn sie sich dann wohl gar dem Müßiggang, und in diesem den glühenden Leidenschaften für das Spiel und die Weiber überlassen; dann gibt es für sie freylich keine Schutzmittel gegen diese Krankheit. Wenn sie hingegen bey ihrer Ankunft vorzüglich einen luftigen Ort, ein mit Oeffnungen reichlich versehenes Logis wählen, wenn bey dem geringsten Anzeichen der Ueberfüllung des Magens sie diesen durch Brechmittel und andere Purganzen zu entladen suchen; wenn sie sich durch Getränke und innerliche Mittel erfrischen; und wenn sie, ihre Nahrungsmittel mehr verdünnend, vorzüglich diejenigen wählen, welche von einer wässerichten und mildernden Beschaffenheit sind; wenn sie auf ihren Geschäfts- und Spaziergängen die Strahlen der hier so glühenden Sonne vermeiden; wenn sie mäßig arbeiten, und wenn sie vorzüglich den Leidenschaften aller Art keine Ausschweifungen gestatten: dann sind sie gewiß sicher, nicht von der Krankheit, weder gegenwärtig noch zukünftig, befallen zu werden.

Ich sage gegenwärtig und zukünftig, denn jene Lebensordnung muß in der That diese beyden Zwecke haben. Ein Reisender, der sich nicht immer auf einer Colonie aufhalten will, darf freylich nur, während seines Aufenthaltes, einen von den Winden abgekühlten Ort, als die Hügel und Höhen bewohnen. Diese Temperatur,

nebst einem ruhigen Leben und der dem Europäer gewöhnlichen Diät werden ohne Zweifel zur Erhaltung seiner Gesundheit hinreichen. Allein derjenige, welcher auf die Inseln kommt, in der Absicht, um dort sich niederzulassen, kann sich nicht immer der Hitze entziehen, er muß daher, um sie ohne Nachtheil ertragen zu können, sich an das Klima gewöhnen; dieses aber geschieht dadurch, daß man das Blut flüssiger, weniger genährt und ausdehnbar zu machen sucht. Er muß daher nicht viel Brot, und wo möglich gar keines essen, dafür aber das körnerartige Manioкmehl, und Reiß, der ebenfalls minder nährend und urintreibend, ganz besonders von der Natur zur Nahrung des Menschen unter diese Klimate gesetzt zu seyn scheint. Vorzüglich muß man die Transpiration immer fort zu unterhalten suchen, jedoch darf sie nicht zu häufig und folglich schwächend seyn. Sie ist der wahre Thermometer der Gesundheit. Ist die Transpiration aber unterbrochen worden, so muß sie schleunigst wieder hergestellt werden. Aderlassen ist vorzüglich nothwendig, Bäder, nicht kalte, sondern laue, Getränke, die nicht reitzend sind, und doch ein wenig anregen; eine aus der Garten-Cichorie, welche milder ist als die wilde, bereitete Tisane, mit ein wenig Salat und bittern Orangen, statt der Citronen, deren Schärfe für die Nerven zu heftig ist, und deren man sich gewöhnlich zu bedienen pflegt, halte ich wirklich für die passendste.

Die Abendluft ist für die ankommenden Europäer ganz besonders gefährlich. Beym Verschwinden des Tageslichts, welches um den Aequator her plötzlich einzutreten pflegt, fällt mit einem Mahle sehr viel und äußerst kühler Thau, gewiß mit corrosiven Dünsten vermischt, weil so viel Gewächse dergleichen enthalten, und die besten Eisen- und Stahlwaaren hier davon angegriffen werden; diese Ausdünstungen, welche eine heftige Zu-

ſammenziehung der Haut bewirken, hemmen auch die für einen Europäer ſo äußerſt nothwendige Tranſpiration. Er muß daher dem Reitze, die Kühlung dieſer herrlichen Abende zu genießen, widerſtehen, und ſich ganz vorzüglich hüthen, ſitzend zu verweilen; nicht einmahl ſpatzieren darf er gehen, ſondern nur in dringenden Geſchäften; dafür aber darf ihn der Aufgang der Sonne kaum im Bette finden, er muß eilen, die reine und erneuerte Luft einzuathmen, welche bald wieder durch die glühende, ſchon durch die Purpurwolken im Oſten blickende, Sonne ausgetrocknet und entzündet wird. Die wiederkehrende Hitze macht ihm jene feuchten Ausdünſtungen, wovon er durchdrungen worden, jene Wohlgerüche, an denen er ſich ergötzt hat, heilſam; und wenn er überdieß die Natur liebt, ſo wird ihm der Anblick jener dichten Gehölze, jener hochſtämmigen Bäume mit den breiten Gipfeln, dem mahleriſchen Laube, den mannigfach geformten Früchten, der Anblick ſo vieler nackenden und kriechenden Gewächſe, ſeine Einbildungskraft beleben, ſeine Lebensgeiſter aufregen, allen ſeinen Kräften eine neue Energie geben, um ſich ſeinen Geſchäften munterer zu überlaſſen, und ſich vorzüglich gegen jene Erſchlaffung zu ſchützen, aus der Gram und Kummer, und jenes quälende Verlangen nach der verlaſſenen Heimath entſteht, welches nur zu gewöhnliche Vorbothen der Krankheit ſind? Wer es vermag, der ſuche ſich vorzüglich in ländlichen Wohnungen, unter Fluren, Wäldern, Wieſen, lebendigen Waſſern, und jenen heilſamen Gewächſen mit dem Klima zu befreunden.

Daß die Mäßigkeit in allen Arten von Genüſſen ſo wohl, als ſelbſt bey den reinſten und edelſten Gefühlen und Leidenſchaften, auf den Colonien ein äußerſt nothwendiges Bedürfniß iſt, beweiſen unter andern auch folgende zwey Beyſpiele:

Sehr viele Gelehrte haben vor der Revolution zu Paris den Verfasser der Gallerie berühmter Männer, Herrn Imbert Comte de la Platiere, gekannt *). Dieser wahrhaft außerordentliche Mensch verfaßte, oder ließ vielmehr auf Subscription das elendeste Werk verfassen, das existirte, und ließ es sich zugleich theurer bezahlen, als ein literarisches Product je bezahlt worden ist. Das Bewundernswürdigste aber bey diesem Schriftsteller ist, daß, da er nicht im Stande war, eine Seite des Buchs zu schreiben, das er mit seinem Nahmen zierte, er seine Lebensbeschreibungen von mehreren Schriftstellern verfertigen ließ, welche er nicht bezahlte; seine Kupfer wurden von elenden Künstlern gearbeitet, welche bloß Protections-Versprechungen erhielten, die Papierhändler wurden mit der Hoffnung gespeiset, daß sie große Bestellungen erhalten sollten, von den Buchdruckern ließ er sich die Anzahl der Exemplare, deren er bedurfte, im voraus geben, und den Rest behielten sie als Pfand. Eine angenehme, offene Bildung; Lebhaftigkeit, Witz; die Kunst, durch ein artiges, herzliches Benehmen, auch wohl durch einen gewissen Stolz zu fesseln, gewannen ihm die einen, und imponirte den andern. Er wußte die Großen ins Interesse zu ziehen, und verleitete sie zu seinen theuern Subscriptionen, indem er den einen neue Verherrlichung ihrer Nahmen durch die Nahmen ihrer Vorfahren, welche er in seine Gallerie auf-

*) Er darf nicht verwechselt werden mit Roland de la Platiere, Mitarbeiter an der Encyclopédie methodique, hierauf Minister, und endlich Schlachtopfer der Revolution. Die Memoiren seiner Gemahlinn, im Gefängniß von ihr geschrieben, und nach ihrer Verurtheilung zum Tode fortgesetzt, werden einer der merkwürdigsten Beweise bleiben von der Energie, welche die Revol. selbst weiblichen Charakteren gegeben hatte.

nehmen wollte, zusicherte: den andern aber dagegen mit dem Ruhme, auf der Liste seiner Subscribenten unter den ersten Personen des Staates zu glänzen, schmeichelte. Zu gleicher Zeit hatte er vom Hofe die größte Anzahl der damahls üblichen Subscriptionen erhalten, weil er mit einer sehr wichtigen Miene die Hofleute zu überreden wußte, daß sein Werk national sey, und daß es, von einem so wichtigen Manne herrührend, um so größere Ansprüche auf die öffentliche Freygebigkeit machen könne.

Mit diesen seltenen Talenten führte M. Imbert Comte de la Platiere zu Paris das Leben eines vornehmen jungen Herrn. Sein Putz war ausgesucht, seine Meublen kostbar; er besaß köstliche Gemählde, Juwelen, Maitressen u. s. f. Die Revolution verstopfte endlich die Quellen dieses Practicus, und er erhielt noch von der Regierung eine Secretärs-Stelle bey der Präfectur der Insel Martinique. Herr de la Platiere konnte natürlich zu einem solchen Posten nicht sonderlich passen, sein ausschweifendes, intrigantes Leben hatte ihn nicht sehr mit den Geschäften bekannt werden lassen; sein unbeständiger Charakter, seine glühenden Leidenschaften, seine ungeordneten, frivolen Neigungen gaben auch nicht einmahl Hoffnung, daß er sich dazu bilden, daß er sich den trockenen, monotonen Formen der Büreaukratie unterwerfen, oder daß er immer sich den Befehlen seiner Obern willig fügen werde. Er vereinigte sich daher sehr bald mit Männern von Bedeutung, und er kam mit dem Präfecten selbst so weit, daß er seine Stelle verlassen mußte. Dieß geschah kurz vor meiner Ankunft auf dieser Colonie. Obgleich von sehr sanguinischem Temperamente, doch dabey mager, lang, und sehr mäßig, (denn er trank selbst zu Paris nichts, als Wasser) hatte er mitten unter seinen heftigen Bewegungen zu Martinique seine Gesundheit erhalten. Er hatte sich sogar in

der

der Folge mit Verfertigung eines Werkes beschäftigt, dessen Inhalt ich nicht erfahren konnte. Die Zeit zu dieser Art von unerschöpflichen Hülfsquellen war für ihn nicht mehr vorhanden, und Martinique ist nicht einmahl ein Schauplatz für ganz andere Talente, als die seinigen waren.

Eines Tages, als er unter diesen Umständen eine heftige Scene mit dem Präfecten gehabt hatte, ging er auf ein, nicht weit von der Stadt Saint-Pierre gelegenes, Landgut zum Essen. Noch ganz von dieser Scene erschüttert, wahrscheinlich auch erhitzt durch den Weg, den er zu Fuß gemacht hatte, gerieth er bey der Erzählung derselben von neuem in eine solche ungestüme Heftigkeit, daß er von einem hitzigen Fieber befallen wurde, welches ihn in vier und zwanzig Stunden hinraffte.

Seine Gemahlinn war unterdessen von Frankreich abgereiset, um sich zu ihm zu begeben. Unbekannt mit seiner Absetzung und seinem Tode kam sie zu Martinique an. Bey diesen unglücklichen Nachrichten wurde sie äußerst gefährlich krank. Das Mitleid leistete ihr alle Hülfe, wodurch sie wirklich gerettet wurde. Während ihrer Genesung rieth man ihr, des Morgens spatzieren zu gehen. Eines Tages ging sie weiter, als gewöhnlich. Der Zufall führte sie nach der für ihren Gemahl so unglücklichen Wohnung, ein noch unglücklicherer Zufall machte ihr das bekannt. Ihr ganzer Schmerz erwachte von neuem; und, ein Raub seiner heftigsten Anfälle, endigte sie, nach einigen Stunden des furchtbarsten Wahnsinns, ihr Leben durch einen noch tragischeren Tod, als der des unglücklichen la Platiere gewesen war.

Eilftes Kapitel.

Schutzmittel für die Truppen gegen die Krankheiten, auch anwendbar für Privat-Personen.

Darf man sich wundern, daß die Soldaten auf den Colonien ganz vorzüglich zu Schlachtopfern ausersehen zu seyn scheinen? Ihre feurigen Leidenschaften, ihre wiederhohlten Ausschweifungen, gesalzene und erhitzende Nahrungsmittel, unmäßige Exercitien, und dann wieder zu viel müßige Zeit, die Erschöpfungen der Unenthaltsamkeit, schlecht gelegene Wohnungen, — dieß alles wirkt zusammen, um die Colonial-Garnisonen zu entvölkern. Nie sind ihnen die blutigsten Schlachten so nachtheilig gewesen, als ein Jahr oder nur einige Monathe der Krankheit. Und doch gibt es für Menschen, die ihren Familien und dem Staate selbst so theuer seyn müssen, weil es so viel kostet, um sie zu bilden, zu disciplíniren, und auf die andere Halbkugel überzuführen — es gibt Mittel, sag' ich, welche sie wohl dieser Pest entziehen könnten, doch haben drey bis vier Jahrhunderte der Erfahrung noch die Aufmerksamkeit keiner europäischen Nation hinlänglich darauf gerichtet. Kein Arzt, keine Verwaltung, keine gelehrte Gesellschaft hat noch daraus einen Gegenstand der Untersuchung und des Nachdenkens für sich gemacht. Der Zufall, der blinde Zufall, und die Umstände entscheiden über das Schicksal jedes Kriegers, wie über das eines isolirten Privat-Mannes. Ich will daher den vorhergehenden Bemerkungen noch einige andere beyfügen, welche jene besonders betreffen. Vielleicht werden

dadurch unterrichtetere Männer, als ich bin, zur Nacheiferung aufgefordert.

Zuerst ist die Auswahl der nach den Colonien zu sendenden Truppen nicht gleichgültig. Es ist nicht wohl gethan, ein Regiment in Masse, oder ganze große Theile eines Regiments, überzuschiffen. Mehr muß man noch in dieser Lage für die von ganz sanguinischem Temperamente fürchten, welche untersetzt, dick und fleischig, so wie für diejenigen, deren Leidenschaften zu glühend, und welche unmäßig im Genusse des Weins und der Liqueure sind. Wollte man ehedem aus den verschiedenen Truppen-Corps Mannschaft für die Colonien auslesen, so wählte man meistens die, welche man schlechte Subjecte nannte, diejenigen, welche man gerade hätte ausschließen sollen. Die Wahl der Officiere ist nicht minder wichtig, sie sollen ihren Untergebenen zum Beyspiel dienen, und durch ihre Sanftmuth und Sorgfalt den Kummer derselben, so weit von ihrem Vaterlande entfernt zu werden, woraus oftmahls unter den Truppen ansteckende, verheerende Krankheiten entstehen, zu mildern suchen. Vor Allem aber hüthe man sich, ihnen zu Anführern junge, feurig heftige Obersten zu geben, welche, ohne auf die innern Bedürfnisse des Soldaten zu achten, statt sein Loos zu versüßen, weniger um des Dienstes willen, als aus Eitelkeit und Laune, ihre Regimenter unaufhörlich durch Exerciren, Revüen, Paraden zu unschicklichen Zeiten und Orten, ermüden, welche, der Mode in Ansehung des Putzes ihrer Truppen, so wie ihrer eigenen Person, zu sehr nachhängend, weder Oekonomie, noch Klima, noch die fortwährende Mühe in Anschlag bringen, die dem Soldaten dadurch verursacht wird.

Ihre Nahrung, während der Ueberfahrt, muß eigentlich den doppelten Zweck haben, ihre Gesundheit auf der Reise zu erhalten, und sie zur Veränderung vorzube-

reiten. Man muß, ſo viel wie möglich, verhindern, daß ihr Blut ſich nicht erhitze, daß es milder und flüſſiger werde. Vorzüglich wichtig iſt es daher, daß der Biscuit, den ſie genießen ſollen, nicht zu ſehr geſäuert und aufgegangen ſey, welches gewöhnlich geſchieht, um die Schlechtigkeit des Mehles zu verbergen. Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, allein mich dünkt, der Biscuit muß, im umgekehrten Verhältniſſe zu dem Brote, immer nur mäßig geſäuert werden, er iſt dann milder und verdaulicher, als der gewöhnliche Biscuit; ſo brauchen ihn die Engländer und die Amerikaner; ſeine leichter aufzulöſenden Beſtandtheile machen ihn minder erhitzend und leichter verdaulich; wäre er dann auch minder nährend, ſo würde das kein Nachtheil ſeyn. Ich würde für die Truppen auf der See reichliche Vorräthe von Hülſenfrüchten, von Sauerkohl, und vorzüglich von Erdäpfeln, anſchaffen; ihre milde, wäſſerige, leichte Subſtanz macht ſie hier beſonders wohlthätig; bloß in Waſſer gekocht, und mit geſalzenem Fleiſch gegeſſen, würden ſie die Schärfe desſelben mildern, und ich glaube gewiß, daß der häufige Genuß derſelben auf der See bey Engländern und Amerikanern ihnen in dieſer Hinſicht äußerſt nützlich iſt. Indem man ſo mehr von dieſer ſich ſo ſehr vermehrenden Pflanze genöſſe, würde man um ſo weniger von dem Weitzen verbrauchen, deſſen Cultur ſo langweilig und beſchwerlich und koſtſpielig iſt.

Wäre der Reiß nicht eine unſern Colonien fremde Frucht, und folglich zu theuer für uns, ſo wäre dieſes eine Mehlſpeiſe, welche ich auf der See und in den Colonien, doch nicht nach Pariſer Art gekocht und verdünnt, anrathen würde *).

So ſollte man ebenfalls den Truppen zur See nicht reinen Wein geben; er muß mit Waſſer vermiſcht ſeyn,

*) S. den Art. Reiß im Folgenden.

und dieſe Vermiſchung muß öffentlich auf den Verdecken, und in Gegenwart der Officiere, geſchehen, das Bedürfniß der Reinlichkeit, die Uebung und Zerſtreuung iſt zu bekannt, um darauf noch aufmerkſam zu machen.

Man ſorge dafür, daß ſie ſogleich bey ihrer Ankunft in dieſen neuen Gegenden angenehme Eindrücke erhalten; ſie werden dadurch dieſe Gegenden um ſo lieber gewinnen, und vor jenen Heimwehkrankheiten bewahrt werden, welche aus der Entfernung vom Vaterlande entſtehen; einem Uebel, welches ſich durch den bloßen Anblick unter den Truppen fortpflanzt. Man laſſe ſie ihre Uebungen mit Behuthſamkeit vornehmen, und hüthe ſich, ſie zu ermüden und niederzuſchlagen. Allein vor Allem bewahre man ſie vor Müßiggang, dieſer furchtbaren Geißel der Menſchheit, am meiſten, wenn viele beyſammen leben.

Man umgebe daher ihre Caſernen mit Land, im Verhältniß zur Truppenzahl; man theile dieſes Land ab, und laſſe es ſie gehörig anbauen; ihre Officiere mögen ihnen hier mit guten Beyſpielen vorgehen; man laſſe ſie hier die Europäiſchen Hülſenfrüchte und die Erzeugniſſe des Landes bauen; als Ignamen, Maniok, Pataten, Bananen, Mais u. ſ. f., dieſe Hülſenfrüchte und mannigfachen Erzeugniſſe werden ihnen um ſo angenehmer ſeyn, je mehr ſie ihrer Thätigkeit verdanken. Was ſie nicht davon verzehren, laſſe man ſie verkaufen. Man lobe, liebkoſe, belohne diejenigen, welche am beſten das Land anbauen, das Meiſte erzeugen; thätige und arbeitſame Menſchen werden auch immer gute Soldaten ſeyn; ſie werden dann wahrhaft naturaliſirt werden, um die Beſchwerden und Entbehrungen des Krieges zu ertragen; und man erhält entweder für das Mutterland, oder auch für die Colonien, gute Landbauer. Was für andere Menſchen ſind das nicht, als jene Unglücklichen aus

euren Städten, welche durch Elend und Ausschweifungen eben so schnell aufgerieben werden, als sie hier ankommen; es wird dann auch viel leichter seyn, die Truppen vor den Ausschweifungen mit Weibern und in starken Getränken zu bewahren; ihre Gesundheit gewinnt dabey in jeder Hinsicht. Die einheimischen Producte des Klima's, welches man bewohnt, sind auch immer die gesundesten, so hat es die Natur bey ihren bewundernswürdigen ökonomischen Planen eingerichtet.

Wie haben sich jene kühnen Abenteurer daselbst erhalten, welche unsere Colonien gegründet haben? Verlassen von ihrem Vaterlande, ja, von ihm verkannt, hatten sie weder Wein, noch Mehl, noch Salzspeisen. Bananen, Maniok, Baumfrüchte und die Jagd reichten zu ihrem Unterhalte hin, und mit diesen Mitteln allein machten sie weite Reisen zu Wasser und zu Lande; auf ihren forcirten Märschen lieferten sie Gefechte, belagerten den Feind, oder hielten Belagerungen aus, und drangen zugleich tief in die Wälder, um daselbst das Wild zu verfolgen; sie hieben die Bäume derselben nieder, machten große Plätze licht, und pflanzten darauf Tabak, Baumwolle, Rocou u. s. f., und bereiteten diese Waaren zu, um sie an die Europäer zu verkaufen. Mitten unter diesen immer wiederkehrenden Gefahren, diesen erschöpfenden Wanderungen, diesen ermüdenden Arbeiten erhielten sie doch ihre Gesundheit. Die Krankheiten des Klima's waren ihnen unbekannt; sie fanden sie erst im unmäßigen Genuß Europäischer Liqueure und in dem städtischen Müßiggang.

Arbeitsamkeit, Mäßigkeit, und die Erzeugnisse des Landes als Nahrungsmittel, sind auf den Colonien die ersten Erhaltungsmittel der Gesundheit.

Werden auf diese Art so schätzbare Krieger erhalten, so kosten sie auch dem Staate nicht mehr so viel; er hat

weniger Koſten wegen des Transports der Lebensmittel, und weniger Beſorgniß wegen ihrer Erhaltung in Kriegszeiten. Man wende dagegen nicht ein, daß dieſe Beſchäftigungen der Truppen ihren Uebungen und Fertigkeiten ſchaden; haben uns nicht merkwürdige Beyſpiele bewieſen, daß zahlreiche, in Führung der Waffen äußerſt geübte, Heere vor unſern unerfahrenen Conſcribirten wie Spreu zerſtoben ſind? — Das Element der militäriſchen Tapferkeit iſt die Seele, und derjenige allein hat eine Seele, der ein Vaterland hat; man knüpfe daher den Soldaten immer feſter an daſſelbe an.

In den Colonien müſſen die Caſernen geräumig an luftigen Orten erbaut, und mit Gallerien umgeben ſeyn, welche das Auffallen der Sonnenſtrahlen auf die Wände, und das Eindringen derſelben in's Innere der Wohnungen verhindern können. Dieſe Gallerien dienen dann auch dazu, die Soldaten zur Regenzeit und bey großer Sitze zu verſammeln; ſie können ſich hier zerſtreuen, gleichſam ihre Werkſtatt daraus machen, ſie brauchen nicht immer ſo in ihren Stuben zu liegen, wo ſie eine dickere, erhitztere Luft einathmen, und ſich dem Trübſinn überlaſſen: dieſe Caſernen müſſen über dieß ſo gebaut ſeyn, daß die Wohnungen darin einfach und nicht doppelt ſind, daß ſie, auf den entgegen geſetzten Seiten mit Oeffnungen verſehen, immer durch den Luftzug angefriſcht werden können.

Außerhalb der Caſernen lege man geräumige Baumpflanzungen an; unter dem erfriſchenden Schatten dieſer Bäume können ſich die Soldaten unaufhörlich mit ihren Uebungen, oder Spielen, oder Arbeiten beſchäftigen: je weniger ſie in ihren Zimmern ſind, deſto beſſer müſſen ſie ſich befinden.

Zu wünſchen iſt es gleichfalls, daß nicht weit davon Waſſer zum Baden ſich befinde; denn nichts iſt geſchickter,

die Hitze des Blutes und die Reitzbarkeit der Nerven zu mildern; allein deßhalb muß das Wasser auch nicht zu kühl und zu hart seyn; es würde dann besonders denen nachtheilig werden, welche, nicht an Bäder gewöhnt, eine empfindlichere Haut haben, die sich folglich auch leichter zusammen zieht, und die Transpiration unterdrückt. Für diese passen nur laue Bäder, durch Feuer oder die Sonne erwärmt; allmählich erst können sie zum Baden in kaltem Wasser gewöhnt werden.

Die Kleidung der Soldaten muß leicht, bequem und zugleich warm genug seyn, um sie gegen die Abend- und Nachtkühle zu schützen. Der Europäer zwängt sich ein, oder entblößt sich unbedenklich nach den Launen der wunderlichen Mode; nicht so darf es bey den Soldaten auf den Colonien seyn. Wie viele dieser Unglücklichen sind Schlachtopfer jener wunderlich ausgeschnittenen Kleider geworden, welche einen Theil ihres Körpers unbedeckt ließen. Wie viel mehr vielleicht noch von denen, welche durch die knapp anliegende Montur gedrückt wurden, wo das ausgedehnte Blut die Gefäße nicht gehörig aufschwellen, sich nicht bis in die durch enge Aermel eingezwängten Arme, bis in die Schenkelbeine, Füße, welche von Hosen, Pantalons und Schuhen gedrückt werden, um eine elegante Gestalt zu bekommen, verbreiten kann: wie viel von diesen, sage ich, deren ausgedehntes Blut dann wieder zum Herzen zurück tritt, um sie plötzlich zu tödten, oder ein verzehrendes Fieber zu entzünden, welches den Tod bloß verzögert, um ihn desto schmerzhafter zu machen, sind Opfer dieser Kleidungsart geworden! Jene eleganten, aber schweren Hüte sind für den Soldaten auf den Colonien gleichfalls ein gefährlicher Putz. Die durch das Gewicht derselben zusammen gedrückten Gefäße, jene langen Spitzen, welche sie nur geniren, ohne sie vor der Sonne zu

ſchützen, ſetzen ſie, während ihrer Uebungen und Märſche, Blutſtürzen aus, die oft tödtlich, oder Vorläufer von Krankheiten ſind, welche es gewöhnlich werden. Es iſt daher von Wichtigkeit, daß die Kopfbedeckung des Soldaten leicht ſey, und biegſam, hoch, um zwiſchen dem Kopfe und dem Deckel noch Raum genug zu laſſen, daß die Luft ſich ſammeln kann; auch muß ſie herunter geſchlagene Krempen haben. Vielleicht könnten dieſe Hüte von Stroh ſeyn, wie ſie Privat-Leute auf den Colonien tragen, und ich ſelbſt getragen habe; ſie würden wohlfeiler, kühler und leichter ſeyn, wenigſtens könnten ſie für die Truppen gebraucht werden, welche nicht im Felde ſtehen.

Was ich hier geſagt habe, können ſich auch junge Leute annehmen, welche nicht zum Soldatenſtande gehören, allein deſto mehr freywillig Sclaven unſerer unbeſtändigen und bizarren Moden ſind.

Zwölftes Kapitel.

Allgemeine Mittel, welche die Regierungen anwenden müſſen, um die Keime dieſer Krankheiten auszurotten zu helfen.

Das Erſte und Vorzüglichſte, was in dieſer Hinſicht beachtet werden muß, iſt dieß, daß man die Städte mehr auszudehnen ſucht, daß die Straßen breiter, die öffentlichen Plätze vervielfacht werden; die Häuſer müſſen nicht allzu hoch, und mit vielen Oeffnungen verſehen ſeyn; eine wachſame Polizey muß ſelbſt auf die innere Abtheilung derſelben Acht geben; der hintere Theil darf

nicht durch häßliche Baue verdeckt werden, welche die Luft abhalten, und eine faulichte Feuchtigkeit unterhalten; überall müssen schattenreiche Bäume ihre Dächer krönen; an jedem Hause muß ein Garten seyn, wo nichts gebaut werden darf, und dessen vegetabilische Ausdünstungen die umgebene Luft erfrischen und reinigen; die Spitäler für die Armen müssen außer den Städten gelegen, geräumig und luftig seyn; in den Gesundheitshäusern müssen die Wohlhabenden Reinlichkeit, Bequemlichkeit und Heiterkeit finden; ökonomische Wohnungen müssen zu gleicher Zeit auf gesunden Plätzen angelegt werden, gewidmet den ankommenden Familien, um sich hier an das Klima zu gewöhnen, und sich ohne zu große Besorglichkeit für diejenigen Arten der Betriebsamkeit vorzubereiten, denen sie sich gewidmet haben.

Beym Eintritte vornehmlich der Trockenheit und Hitze muß die Sorge für die Gesundheit verdoppelt werden; reichlicher muß das Wasser auf den Plätzen und in den Straßen vertheilt, oder es müssen diese wenigstens befeuchtet werden; die Einwohner selbst, besonders die aus den Angloamerikanischen Gegenden, müssen sich auf diese Zeit durch größere Mäßigkeit vorbereiten! sie müssen den Genuß der Vegetabilien und des Geflügels vorziehen, und den schwerer Fleischspeisen und gesalzener Dinge vornehmlich vermindern, das Uebermaß in geistigen Getränken ist ganz besonders zu unterdrücken; die Diener der Religion, wenn auch noch so verschieden in ihren Dogmen und Gebräuchen, müssen nur von einem Gefühl, einem Gedanken beseelt werden; ihre Tempel müssen ertönen von Drohungen gegen diejenigen, welche die Gesetze der Mäßigkeit übertreten; sie müssen ihnen den drohenden Tod zeigen, der sie ihren Geliebten entreißt, und ihnen zugleich mit Rath, wegen der in dieser Jahreszeit nothwendigen Lebensweise, an die Hand ge-

hen. Zu gleicher Zeit müssen die unterbrochenen Geschäfte, die aufgeschobenen Rechtsverhandlungen, die untersagten öffentlichen Schauspiele und geschlossenen Versammlungsorte alle Bürger nöthigen, auf's Land, den Sitz der Ruhe, des Friedens und der Gesundheit sich zu begeben. So werden diese Vorkehrungen die Keime der fürchterlichsten Geißel der modernen Nationen, für die Gegenwart wenigstens, unschädlich machen, und für die Zukunft vielleicht gänzlich ausrotten. Bey allen Nationen ist die Summe von Glück und Elend immer die Folge der Weisheit oder sorglosen Unwissenheit ihrer Regierungen. Der Aufwand übrigens für diese Maßregeln, Concessionen, und den Ankauf von Land, um die Städte zu erweitern, und die zu jenen Zwecken nothwendigen Einrichtungen zu treffen, sollte dieser wirklich ein Hinderniß ihrer Ausführung seyn können?

Allein die Menschen, welche sich hier niederlassen, die Familien, welche sich hier vermehren werden, sollten sie nicht durch Erzeugung von Lebensmitteln, durch Belebung der Industrie, durch ihre immer wachsende Consumtion hundertfachen Ersatz dafür gewähren? Wäre es auch nicht heilige Pflicht für alle Regierungen, diejenigen, welche ihnen angehören, väterlich zu beschützen, sie mögen seyn, wer sie wollen; wären die Menschen auch nur ein Gegenstand niedriger Gewinnsucht für sie, so würde ich sie fragen, welcher Aufwand kann auch einen so ungeheuern Vortheil bringen? Der Beweis davon ist die einzige Insel Martinique.

Dreyzehntes Kapitel.

Eine kleine Anzahl von Menschen stiftet mit wenig Hülfsmitteln die Colonie la Martinique. Reichthümer, deren Schöpfer sie geworden sind.

D'Enambuc, ein Normännischer Edelmann, wird mit Recht als der Stifter der Colonien auf den Französischen Inseln, und der auf Martinique angesehen. Dieser Abenteurer kam, nachdem er sich durch verschiedene Thaten zur See ausgezeichnet hatte, im Jahre 1625 auf die Insel St. Christoph, um die erste Niederlassung zu gründen, bloß begleitet von höchstens dreyßig bis vierzig Mann, dem Ueberrest von sechzig, welche mit vier Kanonen ein Gefecht gegen eine Spanische Gallione, von sechs und dreyßig Kanonen und vier hundert Mann Equipage, bestanden hatten. Unter einem so klugen und muthvollen Anführer gewöhnte sich diese kleine Zahl bald, Anfangs bloß von den Landes-Producten zu leben, und gewann die Zuneigung der Indianer dergestalt, daß sie ihren neuen Gästen halfen, das Land urbar zu machen, wo dann diese in wenig Monathen so viel ernteten, daß sie das Schiff, welches sie hergebracht hatten, ganz mit Tabak beladen konnten.

Nachdem d'Enambuc die Bestätigung dieser Niederlassung von der Regierung erhalten, und, um noch größere Unterstützung zu bekommen, den Plan zu einer Compagnie gebildet hatte, welche alle Inseln, wo man sich niederlassen würde, eigenthümlich besitzen sollte, und nach verschiedenen andern glücklichen und unglücklichen Ereignissen, landete er auf Martinique im Jahre 1637, vor hundert und siebzig Jahren, um daselbst eine

andere Colonie zu gründen. Hundert Mann, Ackerleute und Soldaten, versehen mit Waffen, Kriegs-Munition Ackergeräthen, Samen, und einigen Handelsgegenständen für die Caraiben, waren die einzigen Mittel, mit denen dieser unternehmende Führer von den Indianern die Cabester *) von Martinique kaufte, ein Fort, das er mit Palliſaden umgab, an der Mündung des Fluſſes von Saint-Pierre, und Wohnungen erbaute, Ländereyen urbar machte, und Pflanzungen von Maniok, Erbſen, Pataten, Baumwolle und Tabak anlegte. Dieſe Arbeiten wurden ausgeführt, mitten unter Nationen, welche eine immerwährende Behuthſamkeit nöthig machten, auf einem mit ungeheuern Bäumen bedeckten, und von Gewürmen, vorzüglich von Schlangen, bewohnten Boden. Letztere waren ihres Giftes, ihrer Größe und Kühnheit wegen ſelbſt das Schrecken der Wilden. Einige Privat-Leute, aufgemuntert durch dieſen glücklichen Anfang, vermehrten die Niederlaſſung, doch wurde ihr in ihren Fortſchritten durch die Compagnie entgegen gewirkt, welche Eigenthümerinn der Inſeln war. Dieſe aus Hofleuten, und in dieſer Art von Niederlaſſungen unwiſſenden Financiers beſtehende Geſellſchaft glaubte, daß, wenn ſie ihre Agenten und Commis vermehrte, welche ſich gegenſeitig beobachten ſollten, ſie den ungeheuern Ertrag, den ſie ſich verſprach, ſicherer in die Hände bekommen würde. Allein es begegnete ihr, was jeder Regierung und jeder Verwaltung begegnen wird, welche Alles thun wollen, um Alles zu haben, und Alles zu beherrſchen; nehmlich dieſe Menge der Agenten vermehrte die Schwierigkeiten der Geſchäftsführung, die Mißbräuche und Räubereyen, unterdrückte und entmuthete die Coloniſten, wurde

*) Cabeſter bedeutet den Theil der Inſel im Winde. Baſſe-Terre den Theil unter dem Winde.

zugleich so kostspielig, daß die Ausgabe bey weitem die Einnahme übertraf, und zwangen die verschuldete Compagnie, diese Inseln, deren Besitzerinn sie war, zum Verkaufe auszubiethen. Die Insel Martinique, mit Einschluß der Inseln Sainte-Lucie, la Grenade und des Grenadiers wurde durch einen den 27. September 1650 zu Paris abgeschlossenen Contract für die Summe von 60,000 Livres verkauft, und um für alle diese Inseln nur eine so mäßige Summe zu bekommen, mußte die Compagnie ungefähr zwey Jahre auf einen Käufer warten.

Nun laßt uns einmahl das in's Auge fassen, was die einzige Insel Martinique in der Zeit von einem und einem halben Jahrhunderte an Werth gewonnen hat. Wer vermag ietzt den Werth ihres Bodens, der Gebäude ihrer Städte, ihrer Landhäuser, ihrer Fabriken und ihrer Geräthschaften aller Art zu berechnen? — Wie sehr hat sich der Staat in dieser einzigen Besitzung bereichert! Rechnet man noch dazu den Werth der Menschen, welche sie bewohnen, die Mobiliar-Reichthümer, die sich darauf befinden, muß man da nicht über den fast nicht zu berechnenden Fortschritt dieser Verbesserung erstaunen? — Und was würde nicht erst daraus geworden seyn, wenn nicht diese unwissende Compagnie ihre Fortschritte von ihrer Entstehung an gehindert, wenn eine militärische, fiscalische, von schlechten Grundsätzen ausgehende, Regierung ihr nicht immerwährend andere Hindernisse in den Weg gelegt hätte? Wem hat man diese bewundernswürdige Verbesserung, und das, was noch hätte geschehen können, zu verdanken? Einer geringen Anzahl von Menschen, wenigen Familien, welche sich daselbst niedergelassen, und ihre Industrie hierher verpflanzt haben: denn ihre Reichthümer waren im Ganzen höchst unbedeutend. Man stelle einmahl eine Zählung der Menschen an, welche Martinique, seitdem es ver-

kauft worden, besitzen konnte, man vertheile auf jeden Kopf dasjenige, was jede Person, eine in die andere gerechnet, an Reichthum erzeugt hat; man bringe auf diese Art die reiche jährliche Ausbeute von dieser Zeit an in Anschlag, und man wird finden, daß ein jeder dieser Menschen sein Vaterland mit Grund- und Mobiliar-Vermögen dergestalt bereichert habe, daß das Gewicht davon im Golde vielleicht noch das Gewicht seiner Person übertrifft. Gibt es also wohl einträglichere Speculationen, als die auf das Erzeugniß der Colonien? Kann irgendwo, aus dem Gesichtspuncte des bloßen Vortheils betrachtet, der Mensch mehr werth seyn, irgendwo die Vermehrung desselben dem Staate eine schönere Aussicht auf Glück und Wohlstand darbiethen? Kann man daher zur Erhaltung dieser Menschen zu viel Vorsicht und Aufmerksamkeit verwenden? Kann man den Aufwand scheuen, den dieß erfordert? Man sieht, daß in dieser Hinsicht ein Mensch auf den Colonien noch mehr werth ist, als einer in dem Mutterlande, weil die im Mutterlande nicht in gleichem Verhältnisse den Werth des Bodens erhöht haben, den sie bewohnen, ja, daß ihnen auch dieses nicht einmahl möglich ist.

Die Vermehrung des Territorial-Reichthums ist eine Vermehrung des Reichthums für alle künftige Zeiten, indeß die Vermehrung der Mobiliar-Reichthümer es immer nur für eine bestimmte Zeit, und unter gewissen Umständen ist. Der Territorial-Reichthum muß daher nebst seiner Verbesserung allen andern Arten, z. B. den Fabriken, vorgezogen werden; denn der Ackersmann producirt weit eher, als der Fabrik-Arbeiter, jährlich eine Summe, welche die seiner Consumtion und seiner Bedürfnisse übersteigt; allein zugleich setzt er auch den Boden in einen bessern Zustand, und vermehrt folglich seinen Werth für die Zukunft, wie ich eben bemerkt habe; der Ja-

brik-Arbeiter hingegen, der nur wenig mehr erzeugt, als er zu ſeinem Bedürfniſſe braucht, verbeſſert die Maſchine ſeiner Fabrik nicht, ſondern nutzt ſie mehr ab. Der Ackerbau iſt alſo vor Allem als das Fundamental-Mittel zur künftigen Glückſeligkeit zu betrachten, und iſt zugleich auch allein fähig, die Bevölkerung zu vermehren, und gut zu erhalten.

Ueber dieß hat der Ackersmann noch einen unſchätzbaren Vortheil für ſich, er arbeitet nähmlich niemahls allein, die Natur wirkt beſtändig mit ihm in Uebereinſtimmung, er ſchlafe oder ruhe, ſie wirkt und wacht für ihn. Der Fabrik-Arbeiter hingegen hat nichts für ſich, als ſeine, aus Menſchenhänden hervor gegangenen, unvollkommenen, und, wie er ſelbſt, zerbrechlichen Maſchinen, die nichts allein verrichten. O Süllyl du verſtandeſt dieſe fruchtbaren Wahrheiten ſo gut, warum haſt du ſo wenig Nebenbuhler gehabt? —

Der Landbau auf den Colonien iſt weit ergiebiger als der in den Mutterländern:

1) Weil der Boden noch ganz friſch und neu mehr trägt; 2) weil die des Klima's halber thätigere und dauerndere Vegetation auch productiver iſt; 3) weil die Arten von Eßwaaren, welche die Colonien erzeugen, viel theuerer ſind; 4) weil wegen der geringen Bevölkerung der Colonien, und wegen ihrer Klimate, dieſe Bevölkerung noch eines großen Wachsthums fähig iſt.

Unſere Familien in Europa, z. B. in Frankreich, vermehren ſich nicht auffallend, unſere Dörfer ſind faſt noch eben das, was ſie vor ein, zwey Jahrhunderten waren, indeß auf den Colonien neu gegründete Dörfer zu Städten, und Pflanzungen zu Dörfern geworden ſind. Weil nun alſo eine Familie in den Colonien ſich weit ſtärker vermehren muß, als im Mutterlande, ſo iſt ſie, beſonders in dieſer Hinſicht, dem Staate nothwendiger, als eine im Mutterlande. Der Staat hat dadurch einen

Be-

Beweggrund mehr, um die Auswanderung derjenigen zu wünschen und zu befördern, welche sich auf den Colonien niederlassen wollen. Und so lange das Mutterland Individuen in seinem Schooße hat, welche kaum zu existiren vermögen, derer Arme ohne Arbeit sind, so ist es dringend für dasselbe, ihre Ueberfahrt zu beschleunigen. Diese unnützen oder schädlichen Individuen werden befruchtend dadurch, daß sie 1) für das Mutterland nützliche Erzeugnisse hervor bringen, 2) daß sie durch ihren eigenen Wohlstand die Consumtion vermehren, und so den Absatz des Mutterlandes vergrößern. So würden die Colonien schnell bloß durch den Ueberfluß ihrer Mutterländer anwachsen, vorzüglich durch jene unglücklichen Landbewohner, welche das Elend täglich hinrafft, oder welche, um ihm zu entgehen, die Laster und das Sittenverderbniß der Städte annehmen.

Diese so einfachen, natürlichen Wahrheiten sind indessen, in Frankreich vorzüglich, so verkannt worden, daß alle unsere Colonien Mangel an Bevölkerung gelitten haben; mehrere sind ganz unbewohnt, als Sainte-Lucie, indeß, seit zwey Jahrhunderten, Millionen Unglücklicher von Elend hingerafft worden, und viele Familien aus Mangel an Unterhalt und Verdienst gänzlich ausgestorben sind. Die Hoffnung, daß diese Anmerkungen in unsern Tagen nicht fruchtlos seyn werden, macht mich glauben, daß man sie mit Interesse lesen wird.

Vierzehntes Kapitel.

Gefährliche Schlangen. Ihre Ausrottung. Einfluß des Menschen auf die Natur. Bemerkungen über die Inseln, welche keine solchen Schlangen haben. Gedanken des Verf. über diesen Punct. Verschiedene Arten von Ameisen; ihre unglaubliche Vermehrung; ihre Verheerungen. Mittel, welche der Mensch allein ihnen entgegen zu stellen hat. Thiere, welche die Ameisen ausrotten. Von den Ameisenfressern insbesondere.

Martinique nähret eine sehr große Menge von Schlangenarten; mehrere darunter sind giftig, und werden von den Negern außerordentlich gefürchtet. Während meines Aufenthaltes daselbst erfuhr ich auf einer nicht weit von Saint-Pierre gelegenen Pflanzung, daß ein Neger bloß durch den Schreck gestorben sey, den ihm der Anblick einer dieser giftigen Schlangen verursacht habe. Im Anfange der Gründung dieser Colonie verließen verschiedene Europäische Familien diese Insel, um der Gefahr ihres tödtlichen Bisses zu entgehen. Man fand ihrer damahls, welche bis auf fünf und zwanzig Fuß in der Länge, und mehr als einen Fuß im Durchmesser hatten. Wenn sie gereitzt wurden, griffen sie die Menschen mit Kühnheit an, und verfolgten sie mit Lebhaftigkeit; das einzige Mittel, ihnen zu entgehen, war für einen Unbewaffneten, im Zickzack zu laufen. Mit jedem Tage vermindert sich indessen ihre Anzahl, und man sieht keine mehr von jener ungeheuern Größe. In dem Maße, wie die Menschen die sumpfigen, dicht bewach-

senen Orte, welche sie bewohnen, entdecken, sie durch Ableitungen und Anbau austrocknen, verhindern sie die Vermehrung jenes Ungeziefers, der Vögel, und anderer Thiere, wovon sich die verschiedenen Arten der Schlangen nährten, auch vernichten sie täglich diejenigen, welche sie etwa finden. Das außerordentlich lange Leben der Schlangen wird daraus klar, daß man jetzt keine so ungeheuer großen mehr findet; denn dieses werden sie nur nach sehr langer Zeit. Ueberall, wo der Mensch seine Wohnung aufschlägt, ist es seine Bestimmung, die Ordnung der Dinge zu verändern; diesen erhabenen Einfluß auf die Natur erwirbt er sich nur durch anhaltende Anstrengungen, und durch die Vollkommenheit seiner Künste. Man sage noch, daß der Mensch kein wesentlich geselliges Wesen ist, und daß die Künste nur zu seinem Sittenverderbniß dienen. Man behaupte noch, daß derjenige, welcher der nützlichen Thätigkeit entsagt, oder diese Entsagung gebiethet, nicht seine erhabenste Bestimmung verläugnet.

Martinique, so furchtbar an giftigen Schlangen, gehört unter die kleine Zahl der Amerikanischen Inseln, welche diesen gefährlichen Vorzug besitzen. Das große St. Domingo hat keine; desgleichen auch alle Inseln unter dem Winde: allein bemerkenswerther noch scheint mir, daß auch zu Guadeloupe sich keine finden. Diese noch nahe bey Martinique und Sainte-Lucie, welche diesen unangenehmen Vorzug auch theilt, gelegene Insel liegt unter dem Winde derselben, und folglich hätten doch in einer langen Reihe von Jahren die Fluthen und Winde sie ihr mittheilen müssen, vermittelst der Baumstämme, z. B., und anderer Dinge, ja unwillkührlich die Wilden selbst auf ihrem häufigen Hin- und Herfahren von einer Insel zur andern. Man behauptet sogar, daß die Colonisten, mit dem grausamen Wunsche,

ſie auch dort zu vermehren, vergeblich dergleichen hingebracht haben. Was mag denn auch nun wohl dieſe glückliche Inſel vor dieſer furchtbaren Geißel ſchützen? Man darf, dünkt mich, dieſes nur zwey Urſachen zuſchreiben: entweder gibt es eine Art von Inſecten, welche dieſe Schlangenart angreifen und zerſtören, oder es gibt eine Art von Gewächſen, welche ſie vielleicht durch ihre bloßen Ausdünſtungen vergiften und tödten. Dieſe Entdeckung würde von ungemeiner Wichtigkeit für die Menſchheit ſeyn; und vielleicht zu vielen andern Entdeckungen führen. Ich halte ſie nicht für unmöglich, nicht einmahl für ſehr ſchwer, und dieß zwar wegen der Nachbarſchaft und des geringen Umfangs der Inſeln Martinique und Guadeloupe. Wann eifrige Naturforſcher, unterſtützt durch die Fortſchritte der Botanik und anderer Zweige der Naturgeſchichte, die Natur der Pflanzen auf jeder dieſer Inſeln genau werden unterſucht haben, ſo werden ſie vielleicht in denen, die ſich auf Guadeloupe finden, und auf Martinique fehlen, die Urſache dieſer glücklichen Ausnahme entdecken. Eine ähnliche Unterſuchung ließe ſich auch mit den Inſecten beyder Inſeln anſtellen. Es gibt Ameiſen von ſolcher Unerſchrockenheit und Gefräßigkeit, daß ſie die größten Schlangen lebend angreifen, und verzehren; vielleicht fände ſich auch eine Art, die ganz beſonders eine Feindinn der giftigen Schlangen wäre.

Eine andere, dem Anſcheine nach nicht ſo furchtbare, aber in der That viel traurigere Landplage, welche ihre Verheerungen über alle ſüdlichen Theile des feſten Landes von Amerika, ſo wie über die Oberfläche aller Inſeln, erſtreckt, ſind die Menge von Ameiſen, von allen Geſtalten, Farben und Proportionen. Es gibt ganz kleine, faſt kaum bemerkbare, und andere ſo groß, wie ein kleiner Finger; es gibt ſchwarze, braune, röthliche, faſt

ganz rothe, braune, aschfarbige, marmorirte und weiße; andere, zu gewissen Zeiten ganz beflügelt, erheben sich in Wolken in die Lüfte. Fast alle leben in zahlreichen Völkerschaften; einige in Baumstämmen trotzen den Ueberschwemmungen, andere lieben die Hügel und hohe Gegenden, indeß andere wieder die Thäler und Ebenen vorziehen. Es gibt ihrer, welche sich mehr oder weniger tief in die Erde graben, wo sie sich ihre republikanischen Wohnungen erbauen; durch tausend Ausgänge, in Form bedeckter Wege gebildet, kriechen sie aus und ein; andere im Gegentheil erheben diese über die Erde als kleine poröse Berge, bestehend aus kleinen Stückchen verfaulten Holzes und anderer Gewächse. Diese kleinen Berge sind bey einigen andern Arten von Erde, bisweilen durch eine lehmige Substanz verbunden; einige sind von aussen glatt und wie lackirt, vermuthlich, um undurchdringlich zu seyn gegen Regen und Feuchtigkeit.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit dieser verschiedenen Raçen verursacht die größten Verwüstungen; sie zerstören Mais- und Zuckerrohrfluren; sie greifen mit gleicher Gierigkeit Bäume an, welche dann eingehen, auch Cacao- Kaffeh- und Baumwollenpflanzungen. Sie belagern die Häuser von allen Seiten, kriechen die Treppen hinauf, bis zum äußersten Gipfel, dringen bis in die verborgensten Orte, verzehren daselbst alle Vorräthe an Früchten aller Art und Fleisch, in wenig Tagen oder einigen Stunden; die bestverwahrten Schränke sind ihnen nicht undurchdringlich, eben so wenig die isolirtesten Speisebehälter; das einzige Mittel, ihnen zu widerstehen, ist dieß, daß man den Gegenstand, den man verwahren will, mit Wasser umgibt, z. B. mit Wasser gefüllte Gefäße unter die Füße der Meublen setzt, welche die Vorräthe enthalten, nach denen sie gehen. Dieses Hinderniß hält sie indessen nicht auf, sie suchen es zu über-

winden, und ertrinken; andere, welche dieſen folgen, machen es eben ſo, bis ſich von ihnen eine Art von Brücke bildet, worüber die nachfolgenden gehen würden, wenn man nicht die Vorſicht brauchte, dieſe Gefäße zu reinigen, und das Waſſer zu erneuern. Sie ſcheinen in ihrem geſellſchaftlichen Zuſtande die Maxime zu befolgen, welche den Einzelnen verpflichtet, ſich für das Leben Aller aufzuopfern. Selbſt das Leben der Kinder kommt durch ihre Gefräßigkeit in Gefahr. Nicht weit von dem Flecken Lamentin hat man mir eine kleine Wohnung eines armen Mannes gezeigt, den die Ameiſen zur Auswanderung gezwungen hatten. Als die Mutter wieder in das Haus zurück kehrte, fand ſie ihr Kind ganz von denſelben aufgefreſſen. Sie wühlen ſich bis zum Grunde der Häuſer hinab, und würden den Einſturz derſelben bereiten, wenn man nicht Vorkehrungen dagegen träfe.

Feuer und Waſſer vertilgen ſie nicht ganz, und halten ihre Fortſchritte nicht auf. Der Menſch kann ſie durch nichts beſiegen, als durch ſeine emſige Thätigkeit. Er muß ſorgfältig alle Unſauberkeiten um ſeine Wohnungen her wegſchaffen; Alles muß nett und luftig umher ſeyn; eine große Reinlichkeit muß im Innern der Häuſer herrſchen; Fußböden und Wände müſſen gut verſtopft und übertüncht, die andern Inſecten-Arten, vornähmlich die Käfer, die hier einheimiſch ſind, nicht aufkommen laſſen; die Ameiſen, welche nach dieſen ſehr gierig ſind, dringen durch Alles, um ſie zu erreichen. Auf den Feldern und in Plantagen verbreiten ſie ſich überall, wo alle welkenden Gewächſe ihnen hinlängliche Mittel zur Wohnung und zum Unterhalt darbiethen; denn nirgends lieber, als unter faulendem Holze und Laube, vermehrt ſich das Gewürm aller Art. Pflug und Grabſcheit müſſen daher häufig den Boden umreiſſen; der Landmann muß ſorgfältig die verdorrten Gewächſe, und

diejenigen, welche in dem erschöpften Boden nicht fortkommen wollen, ausraufen, und nicht etwa hartnäckig darauf bestehen, immer Pflanzen über Pflanzen an demselben Orte zu stecken; das Zuckerrohr z. B. muß hier mit weitern Zwischenräumen gepflanzt werden, in denen Streifen von Mais, Pataten und dergl. stehen können, wodurch der Boden mannigfacher bearbeitet wird.

Die in den wärmern Klimaten überhaupt in ihrer Erzeugung kräftigere Natur hat auch den zerstörenden Racen der Ameisen eine größere Energie gegeben: außer ihren mannigfacheren Gattungen, ihrer Regsamkeit und Thätigkeit, welche weder durch Reif, noch Frost gestört wird, sind auch die Meisten mit einem Gifte versehen, welcher im Stande ist, die Gewächse zu verzehren, die sie angreifen, oder dem Wanderer, den sie überraschen, lebhafte Schmerzen, zuweilen sogar durch ihren Biß Fieber zu erregen. Dieses Gift ist bey ihnen auch gewiß ein Mittel, die stärksten Insecten und Gewürme leichter zu besiegen, welche mit Kühnheit von ihnen angefallen werden.

Es müßte Alles, Gewächse und Thiere, durch ihre vereinigten Anstrengungen zu Grunde gehen, wenn die Natur nicht mit weiser Vorsicht die Zahl und die bewundernswürdigen Kräfte ihrer Feinde gar sehr vervielfacht hätte. Erstlich unterhält die ganze Classe der gefräßigen Insecten, die der Spinnen, der Ameisen-Löwen, von allen Seiten einen unaufhörlichen Krieg mit ihnen; alle körnerfressende Vögel sind auch zugleich insectenfressend, und gehen ganz besonders den Ameisen nach. Die verschiedenen Arten der Repphühner, der Wachteln, der Lerchen, der gemeinen Hühner und der indischen, welche in Haufen zusammen leben, nicht auf Bäumen, sondern lieber in den Ebenen sich aufhalten, nähren sich besonders gern von diesem Insect; sie scharren die Erde

ſie, ehe ſie Flügel bekommen, und während ſie ſich mit Sammlung ihrer Nahrung beſchäftigen, ſtark genug ſind, um ein Maiskorn fortzubringen, ohne daß dieſes ihren Gang aufhält. Wenn ſie die Flügel bekommen haben, ſind ſie noch größer und dicker, und von dem untern Gürtel an bilden ſie einen einzigen Fettklumpen. Die Indianer ſchneiden ſie in zwey Hälften, und wenn ſie eine hinreichende Anzahl beyſammen haben, laſſen ſie ſie im Ofen ſchmoren, und hier braten ſie in ihrem eigenen Fette; die, welche davon gegeſſen haben, verſicherten mich, ſie ſchmeckten wie das beſte Buttergebackene. Ich habe es nie glauben, und nie verſuchen wollen, allein auf dieſe Weiſe rächen ſich die Indianer für den Schaden, den ſie ihnen das Jahr lang zufügen. Sie verlaſſen auch wohl des Nachts ihre Haufen, werfen ſich über den Mais her, ſo lange er noch keine Stängel hat, nehmen die Blätter mit, und der Mais geht ein. Ein anderes Mahl fallen ſie über die Juya *) her, berauben dieſe gleichfalls der Blätter, und die Indianer haben dann keine Ernte davon zu hoffen: denn ihre Zähne ſind ſo giftig, daß alle Pflanzen, die ſie berühren, eingehen, die Orangen- und Cacao-Bäume nicht ausgenommen, und die Indianer vermögen ſie weder durch Feuer, noch durch Waſſer zu vertilgen. Eine große Menge tödten ſie zwar, allein es bleiben denn doch immer noch genug übrig, um ihnen einen empfindlichen Schaden zuzufügen.

Nur durch Civiliſation, und in dem Zuſtande, der die Vervollkommnung des Ackerbaues möglich macht, wird es dem Menſchen gelingen, den Ameiſen-Racen bedeu-

*) Eine Pflanze, aus deren zu Pulver geſtoßenen, und mit Muſchelkalk vermiſchten Körnern die Indianer einen ſo heftigen Schnupftabak bereiten, der ſie berauſcht, und faſt wahnſinnig zu machen im Stande iſt. Sie brauchen ihn beſonders, wenn ſie zur Schlacht gehen.

tenden Abbruch zu thun, weil seine wohl geleiteten Arbeiten sie nicht mehr so nothwendig für die Plane der Natur machen.

Die Ratten gelangen auf diesen Inseln zu einer ungeheuern Größe, und vermehren sich Jahr aus Jahr ein auf den mit Früchten, Körnern, und so vielen Vegetabilien, von denen sie sich nähren, vorzüglich mit Zuckerrohr, welches sie ganz besonders lieben, bedeckten Ländereyen auf eine furchtbare Weise. Sie verbreiten ihre Verheerungen auf gleiche Art in den Feldern und in den Wohnungen, welchen sie von allen Seiten zusetzen, sie würden sie vielleicht ganz zerstören, wenn man nicht alte Neger anstellte, und selbst Hunde abrichtete, um sie zu vertreiben. Allein außer den fleischfressenden Vögeln, welche eine große Menge derselben verzehren, sind es die Schlangen und Ameisen selbst, welche sie mit Glück bekämpfen. Haben einige Ameisen eine Ratte gestochen, so bleibt diese stehen, um jene los zu werden, und von sich abzuschütteln, in diesem Augenblicke kommt eine so große Menge anderer herbey, und greift sie auf allen Seiten des Körpers so heftig an, daß sie bald sterben muß. Die Landbewohner, welche besonders von ihnen leiden, machen den Ameisen die Orte recht zugänglich, wo jene Thiere ihre Verheerungen anrichten; und dann sind sie sicher, daß sie bald davon befreyt werden. Man erkennt daraus, wie sehr die Natur auf unzählige Art bemüht ist, das allgemeine Gleichgewicht überall zu erhalten. So wie ich Gelegenheit finden werde, mich mehr über die verschiedenen Classen der organisirten Wesen, welche diese Gegenden erzeugen, zu verbreiten, werde ich durch noch auffallendere Anmerkungen diese ökonomischen Plane der Natur entwickeln.

Funfzehntes Kapitel.

Vulcane. Gebirge. Ruzan derſelben.

Martinique zeigt, wie ich ſchon bemerkt habe, überall Spuren von Vulcanen. Haufen von bräunlichen Lavaſtücken, hier und da zerſtreute Stücke Bimsſtein, ferner Gebirge, deren Gipfel noch die Geſtalt ihrer alten Krater behalten haben; laues, heißes, kochendes Waſſer; häufige Erdbeben, dieß alles deutet darauf hin: daß dieſe Inſel ehedem der Aufenthalt von Feuer geweſen iſt; ihr erſter Kern iſt auch gewiß ein vulcaniſches Product, durch eine lange Reihe von Jahren bedeckt mit Kalkſteinen und animaliſchen und vegetabiliſchen Subſtanzen; und dieſe ganze lange Inſelreihe hat ebenfalls ihre Entſtehung vulcaniſchen Exploſionen zuzuſchreiben. Alle zeigen zahlreiche Spuren davon in ihren mit Kratern verſehenen Gebirgen, welche zum Theil noch rauchen, in ihren heißen Quellen, in den Trümmern, welche der Ocean von ihren Felſenſeiten abreißt. Alle ſcheinen unterirdiſche Communications-Wege zu haben. Die größten Erdbeben auf Martinique hat man auch auf Guadeloupe verſpürt, ſo wie die von Guadeloupe auf Martinique. Vielleicht ſtehen ſogar alle vulcaniſirten Gegenden unter den Polar-Kreiſen, ſo wie unter dem Aequator, in einiger Gemeinſchaft. Das nur zu berühmte Erdbeben von Liſſabon, den 1. Nov. 1755, erſtreckte ſeine Erſchütterungen auf die Spanien gegenüber liegende Küſte nach Gibraltar, und theilte ſich, jenſeits des Mittelländiſchen Meeres, den Afrikaniſchen Küſten, der Länge nach, mit; zugleich verbreitete es ſich nach der nördlichen

Küste des Oceans, längs den Küsten von Frankreich, und jenseits des Baltischen Meeres. Man verspürte es ebenfalls zu Martinique, wo das Meer, drey Mahl hinter einander aufschwellend, den Flecken de la Trinite, d. h. die Küsten der Insel nach Europa zu, überschwemmte. Diese so häufigen unterirdischen Gänge, worein sich die Mündungen der Vulcane verlieren, dürften wohl auch den Grund von den Veräßungen der Gebirge enthalten, die man auf der Oberfläche der Erde findet; so wie sie es erklären würden, wie sie sich erneuern und wieder erhöhen, in dem Maße, wie Winde, Regen und Gewässer sie niedriger und platter machen.

Der Zeitpunct, wo die Erde ganz platt und gleich eben würde, würde auch der der allgemeinen Desorganisation seyn: denn diese Gebirge dienen ihrer verschiedenen Erhöhungen und Ansichten halber zur Fortpflanzung der Gewächse, sie bilden die Schnee- und Eisbehälter, welche die Quellen unterhalten, und die Ueberschwemmungen erzeugen, wodurch der Boden so sehr befruchtet wird. Jene hohen Spitzen, welche seit ihrer Bildung durch die Mischungen von Mineralien jene anziehende Kraft erhielten, halten die Wolken auf, und sammeln sie, um sie in Regen aufzulösen. So bedecken zu Martinique mehrere, und vorzüglich der Berg Pele, nordwestlich von Saint-Pierre, ihren Gipfel mit einem Hute von Wolken, und unterhalten jene fruchtbaren Regen, welche die lebendigen Quellen nähren, und diese Insel für Menschen und Thiere bewohnbar machen. Ohne diese unebenen Erhöhungen der Gebirge würden sich die vom Winde getriebenen Wolken selten auf diesen mitten im Meere liegenden Landstrichen aufhalten, und dann müßten diese unter dem Drucke der glühenden Sonnenstrahlen ganz verdorren. Allein die großen Gewächse, womit die Natur so gern die Gebirge krönte, dienen noch weit

mehr dazu, die Wolken auf ihren Gipfeln zu verſammeln, und um ihren Fuß her immer Feuchtigkeit und Kühlung zu erhalten. Die Blätter dieſer großen Bäume, welche ſich in den Lüften wiegen, mit aufſtrebenden Büſcheln verſehen, ſaugen dieſe Dünſte an ſich, um ſie entweder dann nach den Wurzeln des Stammes zu bringen, oder ſie um denſelben herum zu Boden fallen zu laſſen. Die Kühle dieſer Ausdünſtungen erzeugt, durch den Druck auf die Luft, auf der Erde, gegen Morgen zu, jene regelmäßigen kühlen Winde, welche rings um ſich her Leben und Geſundheit verbreiten.

Diejenigen Theile der Inſel Martinique hingegen, deren Gebirgsgipfel durch unvorſichtige Europäer ihrer beſchattenden Waldungen beraubt worden ſind, haben keine ſolchen kühlen, ſanften Winde, keine Regen, Quellen und keinen reichlichen Thau mehr. Die trauernde Natur macht den Menſchen gerechte Vorwürfe über ihre Entweihung. Einige Cantone von Sanct-Domingo, deren Höhen gleichfalls ihrer Bäume beraubt worden ſind, empfinden nun eine ähnliche Veränderung in ihrer Atmoſphäre: man iſt hier ſogar ſo weit gegangen, daß nun nicht einmahl Holz zu Wohnungen und zur Feuerung für die Coloniſten da iſt, ſie müſſen es von den Angloamerikaniſchen Schiffern kaufen. Die Regierungen müſſen daher eine ſtrenge Aufſicht über dieſe Waldungen führen, weil das allgemeine Beſte ſo ſehr dabey intereſſirt iſt.

Sechzehntes und siebzehntes Kapitel.

Innerliche Unruhen in der Colonie auf Martinique. Anfang der Feindseligkeiten während des Aufenthaltes des Verf. auf dieser Insel. Anmerkungen über diesen Gegenstand. Seine Abreise von dieser Insel.

Als ich auf Martinique ankam, nährte diese Colonie bereits die gefährlichen Keime der Zwietracht in ihrem Schooße. Allein der damahlige Gouverneur, Herr Villaret de Joyeuse, genoß eines Rufes von Sanftmuth und Redlichkeit, welcher ihn in den Stand setzte, die streitenden Leidenschaften der Einzelnen niederzuhalten; so hat er seit dem im Innern der Colonie die Ruhe erhalten, indeß sie von aussen vom Feinde bedroht wurde, ja sie hat selbst eine neue Energie bewiesen, die Angriffe desselben abzuwehren.

Wenn schon im Privat-Leben die Verzeihung von Beleidigungen nothwendig ist, so ist sie es noch mehr im öffentlichen Leben; und wenn die Moral und das Wohl des Vaterlandes ohnmächtige Hülfsmittel sind, erst dann ist die einzige Rettung in der Gewalt zu suchen; so wie man den Wahnsinnigen ebenfalls durch Gewalt zu beherrschen suchen muß.

Den 25. Prairial stationirten sich zwey Englische Fregatten, von einigen Avis-Schiffen begleitet, auf der Höhe der Rehde von Saint-Pierre, und nahmen im Angesichte der Stadt sechs bis sieben kleine Fahrzeuge, welche von den benachbarten Inseln kamen. Diese Fahrzeuge gehörten Handelsleuten und Landbauern zu. Eines davon brachte eine Familie zurück, welche zu Sainte-

Lucie oder zu Dominique eine Pflanzung verkauft hatte, und den Kaufpreis, nebſt allem, was ſie beſaß, mit ſich nahm. So verlor in einem Augenblicke das Oberhaupt dieſer Familie die Früchte von fünf und zwanzig bis dreyßigjähriger Arbeit und Oekonomie; er, nebſt Frau und Kindern, hatten keine andere Kleidung, als die ſie auf dem Leibe trugen, und, auf dem benachbarten Lande ausgeſetzt, wußten ſie nun nicht mehr, wovon ſie das Leben friſten ſollten. Was ſollte aus dieſer Familie werden? Warum traf ſie allein die erſte Geißel des Krieges? Wenn ſie nur ein Theil der großen Staats-Familie iſt, darf ſie die Laſt des Krieges mehr drücken, als die andern? Sollte ſie nicht, im Fall eines beſondern Verluſtes, von der ganzen Geſellſchaft entſchädiget werden, welche ſie ſchützen und vertheidigen muß? Wann wird denn endlich dieſe erhabene Theorie mit aller möglichen Genauigkeit in Anwendung gebracht werden? O! wie groß und mächtig wird nicht die Nation werden, welche ſie nicht bloß in ihr Geſetzbuch, ſondern auch in die Herzen aller ihrer Unterthanen ſchreiben wird! Noch einige Jahre, und die Kinder dieſer Familie bildeten, jedes für ſich, Niederlaſſungen, machten Land urbar, erzeugten Lebensmittel, und vermehrten zum Vortheil des Handels ihre Conſumtion. Dieſe Lebensmittel, dieſe Conſumtion würden nicht nur ihrem Vaterlande, ſondern ſelbſt dem Feinde vortheilhaft geworden ſeyn; denn umſonſt beſtreben ſich die Völker aus Stolz und Geiz, ſich von einander zu iſoliren, ſie ſind doch nur darum reich und blühend, weil ſie mit reichen und blühenden Nationen in Verbindung ſtehen. Sie können das, was ihnen fehlt, nur darum kaufen, weil es andere Nationen für ſie erzeugen laſſen; ſie können, was ſie im Ueberfluß haben, nur darum verkaufen, weil andere Nationen reich genug ſind, um es zu kaufen; und je

reicher

reicher dieſe Nationen ſind, deſto theurer können andere verkaufen; wo viel Menſchen arbeiten, und die Induſtrie beleben, da können auch viel Menſchen bey Führung ihrer Geſchäfte ſich beſſer befinden. So iſt es auch mit ganzen Nationen unter einander.

Der Untergang dieſer Familie war daher auch ein Unglücksfall für den Feind ſelbſt. Was wird aus ihren Reichthümern, welche in ſeinen Händen zerrinnen? Diejenigen, welche ſie nach Kriegsrecht an ſich geriſſen haben, werden auf der erſten beſten Küſte den größten Theil davon in allen Ausſchweifungen der Trunkenheit und des Umgangs mit Weibern verſchleudern, und dadurch ihr Leben ſchnell verkürzen. Der andere Theil, für diejenigen Capitaliſten beſtimmt, welche auf den Untergang nützlicher Menſchen ihr Glück bauen, wird von neuem angelegt, um andere Fahrzeuge auszurüſten und zu bemannen, welche gleichfalls Zerſtörung verbreiten ſollen. Der Krieg iſt daher immer das Verderben des Beſiegten und Siegers zugleich, er iſt eine Flamme, welche die vorhandenen Reichthümer verzehrt, und die Erzeugung neuer verhindert. Es wäre wenigſtens zu wünſchen, daß die Kriegsgeißel das Eigenthum des weltbürgerlichen Handelsmannes auf der See achten möchte, wie ſie das des friedlichen Landmannes zu Lande achten muß. Allein wenn die Kriege aufhören, unmittelbar das Intereſſe der Privat-Perſonen zu berühren, hören ſie auch auf, National-Kriege zu ſeyn, und wenn ein Staat Kriege führen kann, welche nicht mehr National-Kriege ſind, ſo geräth er bald in den Zuſtand der Kraftloſigkeit.

Martinique iſt, ſo zu ſagen, der Mittelpunct und Hauptort der Inſeln des Windes; die Nähe von Dominique und andern Engliſchen Inſeln, welche in dieſem Theile mit einer großen Menge Franzoſen bevölkert ſind, die an unſere Lebensmittel, und vorzüglich an

unſere Weine *) gewöhnt ſind, macht ſie zu einer beträchtlichen Niederlage davon. So würde der Krieg, unter den eben angegebenen Umſtänden, doppelt nachtheilig für ſie.

*) Frankreichs Intereſſe iſt es ſtets geweſen, und wird es immer ſeyn, Alles aufzuopfern, um den Abſatz der Erzeugniſſe ſeines Bodens auszubreiten. Nie wird die Ausfuhr ſeiner ſchönſten Fabrik-Waaren der der Producte eines kleinen Theils einer ſeiner Provinzen an Bedeutung gleich kommen. Der Canton Medok allein vermag Frankreich mehr Einkommen zu gewähren, als funfzig ſeiner beſten Fabriken: die alte Regierung, nicht von dieſer Wahrheit überzeugt, und eine ſchlechte Nachahmerinn der Engländer und Holländer, ſchien das Intereſſe ſeines Landbaues gänzlich zu vernachläſſigen, und nur allein ſeine Fabriken-Arbeiter zu vermehren.

Vom J. 1703 an ſetzten die Engländer, in Folge ihres Tractates mit Portugall, die Abgaben der Einfuhr des Portugieſiſchen Weines um ein Drittel unter die der Franzöſiſchen; allein die Gewohnheit der Engländer, ſich unſers Weines zu bedienen, welche ſtärker war, als alle Verbothe, hinderte nicht, daß ſie nicht fortfuhren, immer eine beträchtliche Quantität davon zu conſumiren; dieſe Conſumtion war auf den Colonien ſo ſtark, daß ihre Schiffe Tag und Nacht auf der Rehde von Saint-Pierre eine ſo große Menge davon luden, daß ihr Preis zu einer ganz ungeheuern Höhe ſtieg. Die Coloniſten von Martinique brachten eine Beſchwerde nach der andern an die Franz. Regierung, dieſes ſie ſo ſehr drückenden Preiſes wegen. Dieſe Regierung aber, anſtatt auf alle mögliche Art die Ausfuhr dieſer Weine nach ihren Colonien zu erleichtern und aufzumuntern, und vermittelſt eines mäßigen Preiſes den Geſchmack der Engländer davon zu unterhalten, ließ die Sachen gehen, wie ſie wollten. Man ergriff falſche Maßregeln, und nach und nach haben ſich die Engländer unſers Weines ſo entwöhnt, daß ſich ihr Geſchmack ſelbſt ganz geändert hat. H. z. T. ziehen ſie die ſchlechten Portugieſiſchen Weine vor; ein merkwürdiges Beyſpiel, welches die größte Aufmerkſamkeit und Unterſuchung der Staatsmänner verdient.

Dieſer Krieg ſetzte mich ſelbſt in eine außerordentliche Verlegenheit; ich hatte ihn voraus geſehen, und deßhalb wollte ich meine Abreiſe nach Louiſiana beſchleunigen. Der Mangel an Gelegenheit hatte mich indeſſen immer noch zurück gehalten; erſt einige Tage zuvor erfuhr ich, daß eine Brigg unter Amerikaniſcher Flagge nach Louiſiana abgehen wollte. Ich traf mit dem Rehder, der mitreiſen wollte, eine Uebereinkunft, und zahlte die Hälfte ſogleich bar, und da wir in vier bis fünf Tagen abreiſen ſollten, ließ ich ſchnell meine Effecten einſchiffen. An dem Tage aber, wo ſie eingeſchifft worden waren, wo ich meine Wohnung aufgab, wo ich gar nichts mehr am Lande hatte, was mich zurück hielt, an dem Tage, wo wir eben unter Segel gehen wollten, war ich Zeuge der erſten Feindſeligkeiten, welche von der Höhe der Batterie Heynau ausgeübt wurden; ich ſah die Priſen, welche die Engliſchen Fregatten fortführten, es waren jene kleinen Franzöſiſchen Fahrzeuge, welche unvorſichtig und ſicher wieder zurück kehrten. In demſelben Momente raubte mir ein allgemeines Embargo auf der ganzen Rehde noch die Hoffnung zur Abreiſe, und ließ mich darüber in der fürchterlichſten Ungewißheit. Allein der Rehder war ein Kreole von Martinique, obgleich ein naturaliſirter Amerikaner. Er hatte beym Zollweſen einen ſehr untergeordneten Poſten bekleidet, den er hätte verlaſſen müſſen; indeſſen hatte er ihn doch ſo vortheilhaft zu benutzen gewußt, daß er in funfzehn bis achtzehn Monathen ſo viel gewonnen hatte, daß er eine Brigg kaufen und befrachten konnte. Das ſetzt denn wohl einen Menſchen voraus, der ſeine Sachen verſteht, und dem es nicht an Geſchicklichkeit fehlt. In der That benutzte er auch ſeine Talente ſo gut, daß er noch den nähmlichen Tag die Aufhebung des Embargo für ſeine Brigg erhielt, und nach Sonnenuntergang, d. h. in der Nacht, weil die Abenddämmerung

in dieſen Gegenden ſo ſehr kurz iſt, gingen wir unter Segel, nicht ohne alles Beſorgniß. Wir mußten dicht bey einer der Engliſchen Fregatten vorbey, welche uns wegen des Franzöſiſchen Anſehens unſers Rehders, der ganz Franzöſiſchen Ladung, und lauter Franzöſiſcher Paſſagiere, ſo wie wegen meiner Beſtimmung, die auch als Franzöſiſch angeſehen werden mußte, ſehr viel Händel machen konnte. Die beſte Löſung aller dieſer Schwierigkeiten war die, daß wir unbemerkt entkamen.

Achtzehntes Kapitel.

Weg nach Porto-Rico. Anmerkungen über dieſe Inſel.

Der bey Untergang der Sonne friſchere Landwind brachte uns ſchnell auf die Höhe, und wir fuhren die ganze Nacht hindurch, mit vollen Segeln unter die Richtung des Südwindes. Den folgenden Tag, den 30., guter Wind; es begegnete uns nichts weiter, als ein dreymäſtiges Schiff, welches alle Segel beygeſetzt hatte, und das durch unſer Erſcheinen veranlaßt wurde, ſchleunigſt ſeinen Weg zu ändern. Den dritten Tag entdeckten wir zu unſerm größten Erſtaunen, die Inſel Sainte-Croix, eine däniſche Beſitzung, welche in ihrem Mittelpuncte Gebirge, oben ſo zugeſpitzt, wie die auf Martinique, zeigte; die Strömungen nach ihren Küſten zu müſſen äußerſt reiſſend ſeyn; denn wir glaubten ſie erſt den folgenden Tag zu erblicken. Dieſe Inſel liegt unter dem 17. Gr. 36 Minuten nördl. Breite. Ihre Länge beträgt höchſtens neun Meilen, ihre Breite iſt ungleich. Anfangs hatte ſie den Franzoſen zugehört, welche ſich hier niedergelaſſen hatten;

ſie hatten hier Zuckerſiedereyen und andere Plantagen. Die ſchlechte Verwaltung der Vorſteher richtete ihre Coloniſten zu Grunde, indem ſie ſie zwangen, ſie zu verlaſſen, als ſie eben anfingen, recht zu gedeihen. Lange Zeit hernach hat ſie bloß zu einem Jagdplatze gedient, wo kleine Flibuſtier und andere kleine Fahrzeuge ſich mit Ochſen, Schweinen und Geflügel verſorgten, welches vorher die Franzoſen hier gelaſſen, und das ſich nachher außerordentlich vermehrt hatte. Endlich traten ſie die Franzoſen im Anfange der Regierung Ludwig XV. an die Dänen ab; in einem Zeitpuncte, wo ſo viel Unglückliche in Frankreich hier ihr Unterkommen hätten finden, und ihrem Vaterlande nützlich werden können; dieß iſt daraus klar, daß ſie in den Händen der Dänen, die den Franzoſen im Landbau ſo ſehr nachſtehen, eine ſehr gute Niederlaſſung geworden iſt. Bald entdeckten wir Porto-Rico, nur acht bis zehn Meilen unter dem Winde von Sainte-Croix liegend. Es iſt eine große ſchöne Inſel, ſie hat vierzig Meilen von Oſten nach Weſten, und zwanzig von Norden nach Süden. Ihr geräumiger Hafen, welcher der Stadt den Nahmen gegeben hat, befindet ſich unter 18 Gr. 17 Min. nördl. Breite. Chriſtoph Columbus entdeckte ſie im Jahre 1493. Sie iſt, gleich den andern Inſeln, mit hohen Bergen bedeckt, welche jedoch mehr Raumfläche haben, und in ihren Zwiſchenräumen Hügel, Thäler und fruchtbare Ebenen enthalten; Alles wächſt hier auf das beſte. Indeſſen iſt dieſe Colonie, eine der erſten Niederlaſſungen der Europäer, noch in der Kindheit geblieben. Welches iſt aber der Grund davon? — Folgendes ſind die Nachrichten, die ich darüber habe einziehen können, und deren Authenticität ich wegen der Sorgfalt, womit ich ſie geſammelt, und unter einander verglichen habe, verbürgen kann.

Die Insel Porto-Rico ist noch wenig bewohnt, so alt auch ihre Niederlassungen sind, und so trefflich ihr Boden und bequem ihr Hafen ist. Die Pflanzungen, welche isolirt auf der ganzen Oberfläche der Inseln zerstreut sind, haben keine Verbindung und Gemeinschaft unter einander. Die Natur hat dieser Insel keine schiffbaren Flüsse gegeben, und die Indolenz der Einwohner sowohl, als deren, die sie regieren, hat nicht an Landstraßen gedacht. Und doch brauchte man nicht etwa Gebirge zu ebnen, Thäler zu erhöhen, und Sümpfe auszufüllen, sondern bloß jene starken großen Bäume umzuhauen, welche von der Kraft des Bodens zeugen, und diese auf den Seiten zu ordnen. In Ermangelung dieser nützlichen und leichten Arbeiten, welche die fleißigen Amerikaner überall von selbst in ihren rauhesten Gegenden vornehmen, muß man alle Waaren auf Saumthieren hin- und herführen. Bey dieser Lage der Sachen kann der Einwohner natürlich die Producte seines Bodens nicht ordentlich absetzen, noch auch sich seine nothwendigen Bedürfnisse einhandeln; er ist und bleibt daher zu einer entmuthenden Armuth verdammt. Die Colonie bleibt daher unangebaut. Was aber diese Lage der Dinge am meisten befördert und unterhält, eine Lage, welche fast in allen Spanischen Colonien sich findet, sind jene viel umfassenden Concessionen, welche die Regierung Privat-Personen ertheilt, die weder Willen, noch Fähigkeit, noch Mittel haben, sie gehörig zu benutzen, und in Aufnahme zu bringen. Fast alle Ländereyen auf Porto-Rico haben Eigenthümer, und fast nicht einer hat Arme, um sie anzubauen. Beym Landbau, wie bey den Handwerken, müssen die Menschen einander näher gebracht werden, um sich aufzumuntern, und zu unterstützen; zu sehr isolirt erschlafen sie und ermüden. Der Anblick dieser großen Besitzungen, welche sie nie hoffen dürfen,

urbar zu machen, nimmt ihnen allen Muth, und sie wagen es selbst nicht, den Anfang damit zu machen; so haben die Bewohner von Porto-Rico kaum einige kleine Landstriche zu Bananas-Pflanzen angebaut, deren Frucht ihr gewöhnliches Brot ist; sie haben nur so viel Zuckerrohr, als sie gerade bedürfen, um einen Syrupp zu bereiten, der ihnen statt des Zuckers dient; einige hier und da erbaute Mühlen zerreiben das Rohr. Die Kaffeh-Bäume erreichen hier eine wesentliche Größe, allein eben so wenig gepflegt, als das Zuckerrohr, tragen sie lange nicht so viel, als man wohl von ihnen hoffen könnte. Der Kaffeh ist indessen beynahe die einzige Europäische Waare, welche die Insel in Handel bringt, und die Nachlässigkeit der Einwohner ist so groß, daß es nur wenige gibt, welche verschlossene Behältnisse für ihre Hausthiere haben; um ihre Bananas-Pflanzen und Zuckerrohre vor ihnen zu schützen, müssen sie sie beständig bewachen. Man sieht leicht, wie sehr die Menschen dadurch in der Arbeit gestört werden, und wie nachtheilig diese Einrichtung selbst für die Thiere ist. Es ist viel, wenn ein Einwohner auf dieser Colonie vier bis fünf Neger hat; und das Einkommen ist äußerst gering, wenn der Herr und seine Familie nicht ungemein wachsam sind.

Sie ziehen zwar viel Vieh, dessen ungeachtet aber ist die Stadt Porto-Rico eine von denen, wo man wegen einer drückenden Einrichtung, die, unter dem Vorwande, den Armen zu helfen, die Armuth immer weiter verbreitet, das abscheulichste Fleisch von der Welt essen muß.

Jeder Einwohner muß nähmlich nach der Reihe zur Consumtion der Stadt eine gewisse Quantität Fleisch liefern; diese wird ihm nach einer mäßigen Taxe bezahlt, dergestalt, daß er zwey Pfund für einen Picaillon hingeben muß. (Sechs Sous einen Liard.) Diese Menschen bringen daher nur das schlechteste Vieh zu Markte, und

verkaufen das beste heimlich an die Engländer, Amerikaner und andere, welche Schleichhandel an den Küsten treiben. Allein dieses um einen so geringen Preis der Stadt zugeführte Fleisch wird auf folgende Weise zerstückt: erstlich die Provision des Gouverneurs, dann die der Officiere, dann die des Bischofs, dann die der Geistlichkeit, dann die der Mönche, hernach die der Hospitäler der Soldaten, und endlich die der Einwohner. Die Catalanen, diese nützlichste Bürgerclasse, weil sie die arbeitsamste ist, werden am allerletzten bedacht, selbst erst nach den von der Regierung angestellten Negern. Die schmutzige Manier, dieses Fleisch zu zerlegen, auf der Erde nähmlich, und durch die Hände der Neger, macht es noch ekelhafter.

Die Stadt Porto-Rico sollte unter den gegenwärtigen Umständen viele Fremde anlocken, allein die eigennützige Politik des Gouverneurs duldet keinen fremden Handelsmann daselbst, einen einzigen Franzosen leidet man, weil seine Operationen mit denen des Commandanten genau verbunden sind. Man kann sogleich mit einem Blicke alle die nachtheiligen Folgen überschauen, welche eine solche Einrichtung für das öffentliche und Privat-Wohl hat; überall, wo sich die Regierungen in dasjenige einmischen wollen, was nur von Privat-Personen besorgt werden kann, vermehren sich die Mißbräuche und das allgemeine Elend.

Die Spanische Regierung ist vielleicht die väterlichste auf der Welt; keine gibt wohl ihren Unterthanen so viel, keine sucht sie in ihren Unternehmungen, und bey ihren Unglücksfällen so zu unterstützen, und keine hat doch so viel Arme. Indem sie immer geben will, ist sie genöthigt, Alles zu thun: die Schätze, welche sie vertheilt, gehen durch die Hände der Subalternen, bleiben zum Theil in diesen zurück, und werden von ihnen als Vortheile angesehen, die zu ihren Stellen gehören, daher

denn auch jene zahllosen Dilapidationen. Diese Subalternen, die gewöhnlichen Vertheiler der Wohlthaten des Monarchen, erwerben sich eine willkührliche Gewalt, welche sie nur zu oft mißbrauchen. Die Regierten sind um so mehr gedrückt, je mehr sie zu erhalten scheinen, und je mehr ihre Beschwerden wie Undankbarkeit aussehen.

Neunzehntes Kapitel.

Ankunft des Verfassers zu Saint-Domingo. Beschreibung dieser von Christoph Columbus erbauten Stadt, ihres Gebiethes und der Vortheile ihrer Lage. Ideen des Verf. über die Mittel, dieser Colonie wieder aufzuhelfen.

Mittwoch den 22. Junius befanden wir uns im Angesichte von Saint-Domingo, indem wir diese Insel immer zur Rechten ließen. So segelten wir Anfangs an dem ehemahligen Spanischen Theile hin; welche unermeßliche Ebenen entdeckten wir da! Die Gebirge erschienen nur immer in verschiedenen Formen, gleichsam, um Abwechselung in die Landschaft zu bringen. Das nur wenig über das Meer erhöhte Land machte, daß wir recht bequem die vegetabilischen Schätze dieses unbebauten Landstriches, welcher mit einer zahlreichen Volksmenge hätte bedeckt seyn sollen, betrachten konnten. Aber o die traurigen Erinnerungen! diese herrliche Krone der Colonien, der Stolz der Franzosen, biethet jetzt nur das Schauspiel der Verödung und des Todes dar! Ueberall fließt Menschenblut! Das Feuer hat jene üppigen Städte, jene fruchtbaren Pflanzungen verzehrt, welche

ehedem so viel nützliche Erzeugnisse in unserm Europa verbreiteten. Ich glaube noch das Geheul jener sich selbst auffressenden Cannibalen zu vernehmen, noch jene tiefen Gräber zu sehen, worein der unerbittliche Sieger die Besiegten stürzte, und jene neuerfundenen Martern, welche die Wuth ersann, ohnmächtig sich zu ersättigen. Wer wird den künftigen Geschlechtern jene noch unerhörten Verbrechen erzählen, womit dieses Land befleckt wurde, jene Gräuelthaten, welche wilde Sclaven im Kampfe mit blutdürstigen Herren um die Wette begingen? welche Hand wird es wagen, zur Belehrung der Nachwelt ein treues Gemählde davon zu entwerfen! Ach! Alles, was das barbarische Alterthum, was Rom in den Tagen seiner Sittenlosigkeit, was die verderbtesten Völker jemahls an Verschwendungen, Ausschweifungen, an Wildheit, Zerstörung gezeigt haben, das Alles stellt sich auf einmahl in der ungeheuersten Vermischung auf dem unglücklichen Saint-Domingo dar, dem Lande, welches die Natur mit ihren köstlichsten Reitzen, ihren reichsten Gaben wetteifernd geschmückt hat; das Land, wo sie die Glückseligkeit des Menschen, wie es scheint, hat fest begründen wollen, weil sie keinen giftigen Thieren erlaubt hat, sich dieser Gegend zu nahen. Ihr Colonisten! ihr habt Sclaven haben wollen! ihr habt sie roh und wild gemacht, und sie haben euch verdorben! dieß, dieß ist die Quelle eures Unglücks, die Quelle eurer Verbrechen, und der ihrigen! Wir kamen auf unserm Wege nach Saint-Domingo, bekanntlich der Hauptstadt des Spanischen Antheils, und wir mußten hier verweilen. Wir besuchten sogleich ihre breite Bay, deren weite Oeffnung sie mehr zu einer Bucht (anse) macht. Beym Einlaufen in dieselbe entdeckten wir die Stadt auf einer Art Cap, amphitheatralisch sich erhebend: bald konnten wir die Häuser derselben, ihre Kirchen, ihre zahlrei-

chen öffentlichen Gebäude, untermischt mit dichten Baumgruppen, unterscheiden.

Am Rande der Bay erblickten wir überall Felsenriffe, an denen das schäumende Meer in Dünsten dreyßig bis vierzig Fuß hoch aufbrauſete, ein Anblick, den wir von weitem für Fahrzeuge mit Segeln hielten. Der Eingang zum Hafen, welcher durch den Fluß Ozama gebildet wird, wird auf beyden Seiten von nackten Felſen beherrſcht, an denen ſich die Wogen mit großem Geräuſche brechen. Nicht ohne Schauder ſegelten wir an ihnen vorüber, indem wir vergebens auf einen Piloten gewartet hatten. Unter den Batterien fragte man uns vermittelſt eines Sprachrohrs auf einmahl in Franzöſiſcher, Engliſcher, Spaniſcher Sprache, woher wir kämen, und wohin wir gingen, und hierauf gingen wir vor Anker. Es war im Angeſichte der Stadt, von der wir nur noch einen Piſtolenſchuß entfernt waren. Sie erhebt ſich mahleriſch auf einer Maſſe mit Höhlen verſehener Felſen, aus denen Epheuranken, von dem friſcheſten Grün, in allerley ſchönen Drapperien herab hangen. Mehrere Reihen hier und da angebrachter Batterien vermehren noch die Contraſte dieſes Gemähldes. Der nicht ſehr breite, in ein tiefes Bett eingezwängte Fluß eilt in Krümmungen unter den ihn beſchattenden Bäumen hin. Auf dem andern Ufer, der Stadt gegenüber, breitet ſich, wie abſichtlich angelegt, ein rauhes Thal aus, in dem ſich aus den grünen Bananas-Pflanzen Gruppen hoher Palmbäume, mit nacktem und graulichem Stamm, zweiglos, und mit fächerartigen Blättern gekrönt, erheben. Die unangebauten Umgebungen der Stadt, ihre öde Gegend, der Anſtrich von Alterthümlichkeit ihrer Forts und Mauern, und eine Art verfallenen, unbewohnten Schloſſes verbreiteten über alle Gegenſtände ein melancholiſches Anſehen.

Kaum hatten wir Anker geworfen, als man uns entdeckte, daß ein Embargo, welches bereits seit einem Monathe alle Schiffe zurück hielte, auch uns auf unbestimmte Zeit aufhalten würde.

Ich benutzte diesen Aufenthalt, um die Stadt und ihre Umgebungen zu besuchen. Dieses neue Französische Eigenthum interessirt um so mehr, da Saint-Domingo im Jahre 1494 von Christoph Columbus erbaut worden ist. Ihre Lage und innere Eintheilung macht dem Genie des großen Mannes viel Ehre. Da sie, wie bereits bemerkt worden, auf einem erhöhten Cap liegt, welches das Meer auf der südwestlichen Seite beherrscht, so wird sie zugleich östlich von der Mündung des Flusses Ozama bespült, dessen enges aber tiefes Bett einen um so sichereren Hafen verlängern kann, je mehr dieser Fluß an seinen Seiten mit Hügeln eingefaßt ist, und zwey wie verdeckte vorstehende Felsen den Eingang decken. Die Lage dieser, auf einer Felsenfläche hoch liegenden Stadt gewährt ihr den unschätzbaren Vortheil, zu jeder Zeit von frischen Winden belebt zu werden. Die Forts, welche sie von der See- und Hafenseite umgeben, und dem Boden der Stadt halb oder ganz gleich stehen, haben es nicht nöthig gemacht, der Stadt die Luft zu benehmen, und nur nordwestlich, wo die Stadt mit dem Lande zusammen hängt, wird sie durch einen achtzehn bis zwanzig Fuß hohen Wall verdeckt. Ihre breiten und geraden Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln. So gehen die einen nach dem Flusse aus, wo sich der Hafen befindet, und die andern nach dem Meere zu, welches man um so mehr von weitem entdeckt, weil der Boden ein wenig abhängig ist, und die nicht sehr hohen Wälle die Wirkung dieses Anblicks nicht stören, der einer der herrlichsten ist. Die Häuser, von Steinen oder Ziegeln erbaut, sind regelmäßig, und nicht sehr hoch, und

dem Klima sehr angemessen eingerichtet. Große, auf die Straße gehende Fenster sind, nach Spanischer Sitte, mit hervor springenden eisernen Stäben versehen; alle haben Höfe, Gärten, und eine Art von Gallerie auf der Hofseite. Sorgfältig hat man vor den öffentlichen Gebäuden große freye Plätze gelassen. Der größte, vor der Cathedral-Kirche, ist zum Theil mit regelmäßigen Gebäuden verziert. An Kirchen und Klöstern fehlt es nicht; ihre Zahl ist viel größer, als es eigentlich der Umfang der Stadt erlaubt. Bemerkenswerth ist dieß, daß die Straßen an den Seiten mit Trottoirs von Backsteinen eingefaßt sind. Columbus wollte seine Stadt lieber mit fleißigen Bewohnern, als mit üppigen Reichen bevölkert sehen; denn die Straßen sind nicht einmahl gepflastert.

Die Mauer, welche die Stadt gegen Norden umschließt, ist dick genug, um ihrer ganzen Länge nach einen breiten Trottoir zu gestatten, auf dem sich eine kleine, mit Zinnen versehene Mauer erhebt; er dient dazu, die Gemeinschaft zwischen den Forts auf dieser Seite zu unterhalten, welche die Stadt gegen das Land zu vertheidigen sollen.

Die Küsten des Meeres und des Hafens sind mit hohen und niedrigen Batterien besetzt, welche sich in allen Richtungen kreutzen. Der Eingang des Hafens ist so enge, daß man nicht nöthig gefunden hat, auf dem entgegen gesetzten Ufer Batterien anzulegen. Die ganze Stadt ist am Meer und am Hafen mit spitzigen hohlen Felsen eingefaßt, welche allein schon furchtbare Vertheidigungen gegen die verwegenen Schiffer bilden, die sich ihnen nähern wollten. Eine halbe Meile an der Seeküste hin, südwestlich, befindet sich ein isolirtes, mit Batterien versehenes Fort, um Landungen auf diesem niedrigern und folglich zugänglichern Theile des Bodens zu verhindern. Die zu verschiedenen Zeiten angelegten Be-

festigungen von Saint-Domingo müssen unermeßliche Summen gekostet haben.

Das Land um die Stadt her ist lange nicht so gut, als man behauptet; doch habe ich hier Bäume bemerkt, welche wegen ihrer Höhe und breiten Aeste von großer Schönheit waren. Die Waldung, welche den Fluß einfaßt, ist eben nicht groß, aber dicht belaubt, und sehr frisch und kräftig: wie köstlich ist es nicht, in ihrem Schatten zu wandeln, und überall ausruhen zu können, ohne daß man sich vor giftigen Thieren fürchten müßte; diese Blätter von so munterem, glänzendem Grün, vermischt mit schönrothen Blumen und Beeren, welche unzählige Schaaren von Vögeln truppweise abpicken, jene mannigfachen Arten von Palmen, mit ihrem mahlerischen Stamm und Wuchs, und so viel andere Gewächse zu betrachten, deren Blätter, Blumen und Früchte in Europa gänzlich unbekannt sind. Ach! unter einer Hütte, welche von einigen Blättern hinreichend gedeckt werden kann, findet hier der Mensch Schutz und Obdach; und um ihn her die nährende Bananas-Pflanze, welche so schnell ohne alle Pflege wächst, die Igrame, die Patate, den Maniok, alle diese Pflanzen, welche die Erde so stark mit ihren mahlerischen Knollen bevölkern, würden zu seinem Bedürfniß hinreichen; und doch hat er sich gerade hier unglücklicher und strafbarer gemacht, als unter jenen rauhen Himmelsstrichen, wo er in immerwährendem Kampfe mit den Elementen die Gaben der Erde erst nach langer, mühevoller Arbeit erhalten kann.

Die mit dem dornichten Gewächs Opuntia, welches so leicht fortkommt, und vorzüglich gegen die Neger eine so furchtbare Vertheidigung gewährt, umgebenen Pflanzungen werden ganz vernachlässigt; unter Dornen und Unkraut bemerkt man den mit seinen herrlichen Früchten beladenen Orangen-Baum, den Avocato, jenen großen

Baum, deſſen Frucht ſo äußerſt angenehm iſt, und den Caſchiman-Baum mit den hangenden Zweigen, und ſeinen ſaftigen geſunden Früchten. Der Natur zum Trotz wollen die Menſchen hier arm ſeyn. Auf dieſer hoch gelegenen Gegend empfindet man immer eine angenehme kühle Luft. Ich ging außerhalb der Stadt unter einer großen, einfach ſtehenden Baumreihe ſpatzieren, und die Luft war hier um Mittag ſo friſch, daß ich zuweilen die Sonne aufſuchte, aus Furcht, dieſe Kühlung möchte mir ſchädlich werden. Wenn man an der Küſte herab nach dem Fluſſe zugeht, erblickt man eine Fontaine, wo ich gern mich erquickte. Sie war von Chriſtoph Columbus erbaut worden. Lange Zeit verfallen, war ſie — ſeltſames Schickſal! — von dem berüchtigten Touſſaint Louvertüre ausgebeſſert worden, als er, Herr dieſer Stadt, den Weißen reichlich die Beſchimpfungen vergalt, womit ſie ſein Geſchlecht bedeckt hatten. Der Boden der Stadtumgebungen könnte für alle Arten von Producten, vorzüglich aber für Kaffeh und Baumwolle, tragbar gemacht werden; die Früchte hier zu Lande ſind weit köſtlicher und viel ſchöner, als die auf Martinique. Die Weideplätze ſind ſo vorzüglich, daß ich hier eben ſo ſchöne, eben ſo fette Kühe geſehen habe, als in unſern Europäiſchen Ländern. Fiſche ſind hier äußerſt häufig. Der Fluß Ozama nimmt mehrere ſchiffbare Flüſſe auf, welche weit hinauf gehen, und durch fruchtbare Gegenden fließen. So kann der feſt in ſein Bett gezwungene Ozama mit geringen Koſten alle Arten von Holz herbey führen, das in den ungeheuern Waldungen des Innern wächſt. Der für den Europäiſchen Luxus ſo äußerſt bedeutend gewordene Akajou würde einen unermeßlichen Handelszweig bilden; die Baumwolle, der Kaffeh, der Indigo, der Zucker, der Cacao würden auf dieſen verſchiedenen Flüſſen zu Saint-Domingo ankommen können, um daſelbſt

gegen die Producte Europäischer Cultur und Industrie ausgetauscht zu werden.

Welche ehrenvolle und nützliche Speculationen würden sich nicht hier überall den arbeitsamen thätigen Menschen darbiethen! Millionen Ackerlandes, welche der unthätige Spanier seit drey Jahrhunderten hätte anbauen können, sind hier um den allerniedrigsten Preis zu haben, selbst diejenigen, die dicht an den Mauern der Stadt liegen. — Ein Privat-Mann besitzt gegenwärtig mehrere hundert tausend Aecker, wovon ihm der einzelne Acker vielleicht beym Ankaufe nicht mehr als zehn Sols kostete, und in diesem Augenblick würde er sie einzeln um weniger als fünf Franken hingeben. Die Stadt hat sehr geräumige Häuser zu Wohnungen und Magazinen, sie kann auch noch so sehr erweitert werden, als man wünscht, ohne daß sie deßhalb aufhörte, gesund und fest zu seyn.

Allein ehe man daran denken darf, diesen Theil der großen Insel Saint-Domingo einzurichten, muß man nicht in dem Französischen Antheile zuförderst alle Schwarzen bis auf den letzten Mann ausrotten? Würde anders eine Sicherheit für diese Colonie jemahls begründet werden können? Dieses ist die Sprache der alten Colonisten auf Saint-Domingo, welche durch Unglück erbittert und von Vorurtheilen beherrscht sind. Es sey mir erlaubt, andere Gedanken über einen für mein Vaterland so äußerst wichtigen Gegenstand mitzutheilen! — Irre ich mich, so kostet mein Irrthum doch kein Blut und keine Thränen.

Ehe man auf dem alten Saint-Domingo die Schwarzen bis auf den letzten Mann ausrottet, hat man auch wohl bedacht, was das an Menschen und Schätzen kosten müßte? Wann diese Schwarzen ausgerottet sind, so müssen mit großem Aufwande andere herbey geschafft werden, welche sich nur erst ganz langsam, und nicht

ohne

ohne große Kosten, bilden und abrichten lassen, man muß jene Städte, jene Wohnungen und jene Wirthschaftsgebäude wieder aufbauen, welche die Flammen verzehrt haben; man muß das ehedem mit Zuckerrohr, Baumwolle und Indigo, mit Cacao- und Kaffeh-Bäumen bedeckte Land von neuem urbar machen. Mit diesem unermeßlichen Aufwande von Geld und Menschen, wie viel andere Colonien ließen sich nicht einrichten! und ehe man nur anfangen könnte, das ehemahlige Saint-Domingo wieder aufzubauen, würden andere neue Colonien schon in Thätigkeit seyn, und Producte liefern.

Warum will man sich aber bey der neuen Colonie von Saint-Domingo nicht darauf einschränken, gegen die rebellischen Neger bloß vertheidigungsweise zu verfahren? Die schnellaufblühende, neue Colonie würde jeden Tag auch neue Vertheidigungsmittel erhalten, und die Schwarzen, welche sich von unserer Seite nicht beunruhigt sehen, würden bald Zwistigkeiten unter sich selbst bekommen, die sie schwächen müßten; sicher vor einem Angriff von unserer Seite würden sie kein Interesse haben, einen für sie weit nachtheiligern Offensiv-Krieg zu führen. Waffenstillstände und Friedensschlüsse würden nach und nach Handelsverhältnisse mit ihnen anknüpfen, die alle zu unserm Vortheile wären. Und dieß mußte um so mehr der Fall seyn, als wir uns den Eingang der Häfen ausschließend vorbehalten hätten. Alsdann würden beyde Theile von Saint-Domingo dem Mutterlande nützlich werden, und zwar ohne Zeitverlust, großen Kostenaufwand und Blutvergießen. Die freyen Neger haben den Geschmack an unsern Producten, sogar an unsern Moden, beybehalten. Dieser, auf Menschlichkeit und Oekonomie zugleich sich gründende Plan ist zu gleicher Zeit auch der sicherste. Wohin würden wir kommen, wenn

Krankheiten und Strappazen hier noch immer unſere Armeen fruchtlos aufrieben!

Die Niederlaſſung der Franzoſen auf Saint-Domingo verdankt, ſo wie die auf Saint-Chriſtoph und Martinique, ihre Entſtehung Abenteurern, welche um das Jahr 1638, nachdem ſie auf der See umher geirrt waren, im nördlichen Theile dieſer Inſel ſich niederließen, vorzüglich auf der kleinen Inſel la Tortûr, die nur zwey Meilen von dieſem Theile von Saint-Domingo entfernt iſt. Aus jagenden Boucanieren, d. h. Menſchen, die nach Art der Wilden das Fleiſch der Jagdbeute räucherten oder boucanirten, um es beſſer aufbewahren zu können, wurden ſie bald Landbauer; ſie machten den Boden urbar, und pflanzten Tabak, der vorzüglich von den Holländern geſucht wurde; in der Folge bauten ſie auch Baumwolle, Indigo und Rocou. Die Vortheile, welche ſie fanden, vermehrten die Anzahl dieſer Abenteurer. Mitten unter ihren Jagden und Arbeiten mußten ſie noch furchtbare Kriege gegen die Spanier führen, die ſie als Seeräuber behandelten. Der Ruf von ihrem Glück zog andere Europäer zu ihnen hin. Dieſe, zu arm, um die Koſten ihrer Reiſe bezahlen zu können, machten ſich, um dieſe abzutragen, auf drey und mehrere Jahre zu gewiſſen Arbeiten verbindlich; daher ihre Benennung der Verbindlichen, Dienſtpflichtigen oder der von 36 Monathen. Mit Verfluß dieſer Dienſtzeit wurden ſie auch ordentliche Bürger und Einwohner. Auf ſolche Art bildeten ſich die franzöſiſchen Colonien, vorzüglich die auf Saint-Domingo, und als endlich die Regierung an dieſer Niederlaſſung Antheil nahm, geſchah es mehr, um ihr durch Auflagen, Monopole und tyranniſche Verfügungen zu ſchaden, als ihr aufzuhelfen. Dieſe unerſchrockenen und arbeitſamen Menſchen brauchten da-

mahls keine Sclaven; ſie würden ihnen geſchadet haben, wenn ſie ſie auch nicht hätten entnerven können.

Wenn unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen Franzoſen allein die Colonie von Saint-Domingo gegründet, vertheidigt und angebaut haben, warum ſollten ſie nun nicht auch Franzoſen allein wiederherſtellen, da ſie jetzt weit weniger Hinderniſſe zu beſiegen, und von dem Mutterlande aus Unterſtützung an Lebensmitteln, Munition und Kriegern erhalten können. Und warum wollte man auf dieſes erneuerte Saint-Domingo nicht ſtarke Landleute ſetzen, welche durch ihre Vermehrung auch die Zahl arbeitſamer Hände vermehren würden? und was würde alsdann dieſe Colonie von den aufrühreriſchen Schwarzen und äußerlichen Feinden zu befürchten haben? Man weiſe ihnen wenigſtens einzelne Cantons an, um eine Vergleichung zwiſchen den von Sclaven bewohnten Niederlaſſungen, und ihren Vortheilen und Nachtheilen gegenſeitig anzuſtellen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Urſachen, welche vorzüglich dieſer Spaniſchen Colonie geſchadet haben. Weiſe Politik der Spanier in Beziehung auf die farbigen Menſchen.

Ich habe ſchon geſagt, daß man zu Saint-Domingo ein unbewohntes, mit Trümmern und wankendem Geſträuch umgebenes, Schloß erblickt, welches den Hafen, dem angenehmen Thale gegenüber, beherrſcht. Ich bin hinein gegangen, ich habe es ganz durchſtrichen, und auf ſeinen Trümmern geſeſſen. Ach! das war, wie ich oft hörte,

die Wohnung von Chriſtoph Columbus. Hier ſann er auf immer neue Plane zur Beglückung der Menſchen; hier vertheilte und ordnete der Gründer dieſer Stadt, der dazu einen dem Handel ſo günſtigen, ſo leicht zu vertheidigenden, ſo geſunden Ort mit aller Klugheit gewählt hatte, ſeine aufblühende Anlage nach einem, des gebildetſten Jahrhunderts würdigen, Plane. Allen unnützen Pomp entfernend, war er nur auf das bedacht, was die neue Stadt den neuen Coloniſten lieb und werth machen, und für künftige Geſchlechter noch in ſchöner Blüthe erhalten konnte. Ach! und dieſe heilige Wohnung, welche das Alterthum gewiß in einen Tempel verwandelt haben würde, iſt jetzt verödet und entwürdigt, und doch verdankt Alles, was ſeit drey Jahrhunderten hier geathmet hat, dieſem Orte ſein Daſeyn und Glück. Auch nicht ein Einziger, ſelbſt von denen, welche ſich ſtolz ſeines Nahmens rühmen, welche hier im Genuß der ihnen durch Columbus errungenen Ehre und Schätze leben, hat, von Dankbarkeit beſeelt, eine ausbeſſernde Hand an dieſes ehrwürdige Denkmahl gelegt! Wären wenigſtens nur jene unreinen Trümmer, jene ungeſunden Pflanzen weggeſchafft worden! Hätte man dafür den ſüßduftenden Jasmin ſeine langen Guirlanden um dieſe ehrwürdigen Ueberreſte ſchlingen laſſen! Dann würde man, den lieblichen Geruch ſeiner Blüthen einathmend, gern hier der Wohlthaten desjenigen gedenken, der die größte und nützlichſte Entdeckung, die einer neu anzubauenden und zu bevölkernden Welt machte. Ich ſehe ſeinen Geiſt auf dieſen Trümmern irren, der Undankbarkeit anklagend die Stadt, die er ſchuf, die Nation, die er bereicherte, und alle diejenigen, deren Einkommen er erhöht hat. Franzoſen! bald werden eure edelmüthigen Hände den Schimpf der Zeit und die Undankbarkeit der Menſchen vergüten.

Die Trophäen, womit ihr ſie umgebt, werden der

Nachwelt ſagen, wer der Urheber dieſes merkwürdigen Denkmahls war. Bey ſeinem Anblick wird das Freudengeſchrey der Schiffer ſich mit dem Donner ihres Geſchützes vermiſchen, und weit umher werden die Felſenſchlünde dieſe Beweiſe dankbarer Freude wiederhohlen.

Einſt werden auch in dieſem kühlen, friſchen Thale, worauf ſo oft Columbus Blicke mit Vergnügen verweilt haben, von allen Orten her fröhliche Menſchen erſcheinen, um die Wunder der Schiff-Farth zu preiſen, nicht jener freylich, welche Tod und Verderben verbreitet hat, ſondern der, welche die Erde mit nützlichen Menſchen und Erzeugniſſen bevölkert, jener, welche des Columbus Genius bey allen ſeinen Anſtrengungen immer im Auge hatte.

Man wird ſich vielleicht wundern, warum Saint-Domingo, ſeit drey hundert Jahren gegründet, Hauptſtadt einer ſo bedeutenden Colonie, bevölkert von ſo viel reichen Familien, Beamten, Officieren, Prieſtern, Mönchen, welche hier ihre Reichthümer in Umlauf brachten, bey ſo viel vereinigten Vorzügen nicht in ſeinem Flor zugenommen hat, ſondern vielmehr ſehr herab gekommen iſt. Die Urſache iſt, daß die Städte, Trotz der Unterſtützung und der Prachtliebe ihrer Regierungen, doch nur immer eine prekäre Exiſtenz haben, wenn ihr Wohlſtand nicht durch den Landbau unterhalten wird, wenn ſie nicht hauptſächlich damit beſchäftigt ſind, die überflüſſigen Producte des Landmanns ausführen zu laſſen, und ihm dafür ſeine Bedürfniſſe zuzuführen, oder ſelbſt zu erzeugen; indem ſie den Landbau bereichern und bevölkern, bereichern und bevölkern ſie ſich ſelbſt. Die Kunſt, Städte zu vergrößern, und ſie in Aufnahme zu bringen, beſteht nicht, wie nur zu viele Regierungen gemeint haben, darin, daß ſie ſie mit prächtigen Gebäuden überladen, den Luxus, die Vergnügungen und die Künſte herbey rufen, ſondern

darin, daß ſie dieſelben mit arbeitſamen Händen zu umgeben ſuchen, welche durch Befruchtung des Bodens viel zu geben, und dafür wieder viel zu erhalten haben. Dieſes iſt das Geheimniß, wodurch die Anglo-Amerikaner, binnen funfzehn, zwanzig, fünf und zwanzig Jahren ihre düſtern Einöden mit Pflanzungen, Hütten, Dörfern und Städten bedeckt haben. Europäer, ihr wollt euer plattes Land durch eure Städte blühend machen; dieſe wachſen, aber das Land wird entvölkert; und bey dieſer Umkehrung der natürlichen Ordnung pflanzt ſich das Elend von beyden immer weiter fort. So iſt es auch mit Saint-Domingo gegangen; der Luxus hat es bevölkert, und ſeine verlaſſenen Gefilde haben es dem Elend preis gegeben. Sieben bis acht tauſend Individuen lebten hier allein bloß von den Reichen; einige als Domeſtiken, andere von den Wohlthaten derſelben; denn es gibt kein liberaleres, humaneres und gaſtfreundlicheres Volk. Und ſeitdem Saint-Domingo unter die Herrſchaft der Franzoſen gekommen iſt, haben es jene Reichen verlaſſen, und man ſchätzt die Zahl der daſelbſt zurück gebliebenen Armen oder Nichtwohlhabenden auf ſechs Tauſende.

Dieſe Anzahl würde hinreichend geweſen ſeyn, um eine Colonie zu bevölkern und in Aufnahme zu bringen, und hier iſt ſie wegen Mangel an Arbeitsluſt eine wahre Laſt; dieſer Mangel geht ſo weit, daß auch nicht ein Einziger nicht einmahl den Garten ſeines Hauſes anbaut, und das ſechs bis ſieben Fuß hohe Unkraut ausjätet, das ihn ganz unzugänglich macht. Ich habe nur einen angebauten Garten geſehen, und dieſer gehörte einem Franzöſiſchen Militair. Indeß Fleiſch, Fiſche und Früchte, ſo wie Milch, ſehr wohlfeil ſind, muß man Gartengewächſe ungeheuer bezahlen. Wer alle Tage kleine Rüben oder Salat eſſen will, muß ſehr reich ſeyn. Der genann-

te Französische Militair zog aus seinem kleinen Garten täglich funfzehn bis zwanzig Franken. Seine Gartengewächse waren immer in voraus bestellt.

Womit aber beschäftigen sich denn die Spanier? Nicht einmahl mit Spatzierengehen. Ein gestricktes Netz, Hamac genannt, welches mit den beyden Enden an zwey gegen einander stehende Wände eines großen Zimmers befestiget ist, ist ihnen der liebste Platz, wo sie ihr Leben stillesitzend, gewöhnlicher aber liegend, und fast wie ein Wickelkind, zubringen; am Tage eine Cigarre in der Hand, einen Fuß herab hangend, schaukeln sie sich gefühllos hin und her, und hört die Bewegung auf, setzen sie sie durch den die Erde berührenden Fuß von neuem fort. Tritt man in's Zimmer, so setzt sich der Herr des Hauses auf sein bewegliches Lager. Ein lederner Großvaterstuhl, so ausgehöhlt, daß man die Knie bis zum Magen herauf ziehen muß, ist der einzige Sitz, den er einem anzubiethen hat; allein man muß sich mit Vorsicht setzen; der dick darauf liegende Staub und das von Wurm gestochene Holz verkündigen sogleich, daß er ihn von seinen Vorfahren überkommen hat; die verstümmelten Füße erfordern gleichfalls, daß man sich ruhig darauf verhält.

Es ist wahr! Kein Volk auf Erden kann so frugal seyn; der glühendste Anachorete ist es nicht mehr gewesen; eine oder zwey Bananas, und ein wenig Chocolade, wenn sie welche haben, das ist ihnen genug; allein wer mehr verzehrt, als er erzeugt, verzehrt immer zu viel, er fällt immer der Gesellschaft und der Natur zur Last, und der Mensch, der durch seine Arbeit mehr erzeugt, als er consumiren kann, ist stets nützlich, so groß auch seine Consumtion seyn mag.

Ein Staat sollte seine Bevölkerung eigentlich nur nach der Zahl seiner nützlichen Individuen berechnen, die andern sind für jene immer eine drückende Last.

Eine richtige Uebersicht sollte stets diese zwey Arten von Individuen auch in zwey Theile scheiden, dann würde der Staat erst sehen, was er eigentlich gewinnt oder verliert, ob sich seine Umstände verschlimmern oder verbessern. Vielleicht werden sich dereinst unsere Statistiker damit beschäftigen.

Woher kommt es, daß in diesen Colonien, wo doch die Arbeit so äußerst viel einträgt, Spanien mit so viel unnützen Menschen beladen ist? Von der Menge der [illegible]

derhohle es, gibt es vielleicht kein Volk, welches in seinem Privat-Leben sanftere, achtungswerthere Sitten zeigte; gute Väter, gute Ehemänner, gute Söhne. Keines ist in der Gesellschaft mit seinen Freunden offener und angenehmer, und äußert jene Regungen der Einbildungskraft, welche das Genie verrathen, keines ist leichter für Ruhm und Ehre zu entflammen, allein dafür lebt es ohne allen Unterricht; liegt es in den Fesseln des Aberglaubens, welche es nur zuweilen mit Glück abschüttelt, und zeigt vorzüglich nicht die geringste Spur von Gemeingeist; rechtlich und redlich gegen den Einzelnen, verschwendet es kühn und gewissenlos die öffentlichen Einkünfte: was Allen gehört, wird auch von Allen auf eine unbarmherzige Weise geplündert, und dabey so ungestraft, daß selbst der Beamte, der keine Schuld hätte, aber Zeuge davon wäre, das Verbrechen nicht zu verhindern wagen, und es auch nicht vermögen würde.

Und, ich wiederhohle es, keine Regierung auf Erden ist väterlicher, erstreckt ihre Fürsorge für alle und jede ihrer Unterthanen weiter, verräth in ihren Gesetzen und Verordnungen mehr Weisheit, vorzüglich in Beziehung auf Wohlthätigkeit, allein dabey ist sie schwach und furchtsam. So entspringen aus Mangel an Kenntnissen und Gemeingeist der Unterthanen, und aus Kraft bey der Regierung, alle jene Uebel, welche die Monarchie entkräften, und ihre nahe Zerstörung verkündigen, welcher indessen wohl noch vorgebeugt werden kann. Aber wer wird das vermögen, wer wird dazu berufen seyn? Jeder Schritt, den ich in diesen Reisen thue, führt mich auf diese Wahrheiten; und ich werde sie meinen Lesern enthüllen.

Ich habe unter den fünf bis sechs tausend Armen und Nichtwohlhabenden zu Saint-Domingo die Farbigen mit begriffen, Trotz dem Aergerniß, das die Colonisten

an dieſer Vermiſchung nehmen könnten. Die Spanier, verſchieden in dieſer Hinſicht von andern Nationen, und vielleicht in der Abſicht, das den Indianern ehedem zugefügte Unrecht zu vergüten, gehen nicht ſo weit, daß ſie in den früheſten Generationen der Weißen unmerkliche Flecke ſchwarzen Blutes aufſuchen ſollten. Der freye Mulatte wird bey ihnen ganz dem Weißen gleich geachtet, und ſie freuen ſich, durch Blutsverwandtſchaft mit ihnen, die ſie ſehr vernünftig nicht für infamirend hielten, mit einem Mahle jene verhaßten Flecken der Farbe verſchwinden zu machen; ſie werden daher auch auf ihren Colonien niemahls jene fürchterlichen Convulſionen zu fürchten haben, deren Opfer wir werden; und die Vermehrung des vermiſchten Blutes vermehrt ihre Freunde und Vertheidiger. Hätte man dieſe Politik auf unſerm Saint-Domingo befolgt, ſo würde es gewiß noch in ſeiner vollen Blüthe ſtehen; ſeine Producte und ſeine Conſumtion würden ſich doppelt ſo hoch, als vor der Revolution, belaufen haben. Welcher Unterſchied für das Mutterland, für ſeine Fabriken, ſeine Marine, und in Anſehung alles desjenigen, was das erſte mit ſo großen Koſten aus fremden Colonien zieht. O! ihr Coloniſten, ihr habt jene Menſchen von gemiſchtem Blute aus euren Corporationen ausgeſtoßen, und doch waren ſie eure Kinder, Brüder und Vertheidiger. Nun habt ihr ſie in eure unverſöhnlichſten Feinde verwandelt! und ihr ſelbſt, ihr Coloniſten, ihr habt euch wieder in große und kleine Weiße abgetheilt; ſo iſolirt der Stolz immer nur, um zu zerſtören. Allein iſt der Menſch immer unglücklich! Nur in der Vereinigung mit ſeines Gleichen findet er Stärke und Kraft! — Das Geſetz verbiethet bey den Spaniern, den Sclaven mehr als fünf und zwanzig Peitſchenhiebe zu geben, es verbiethet dem Herrn, ſie ſelbſt zu geben, oder geben zu laſſen; er muß ſich deß-

halb an einen eigends dazu bestellten Mann wenden. Dieses menschliche Gesetz verhindert, daß nicht rohe und harte Herren jene Unglücklichen verstümmeln und grausam tödten; zugleich gibt auch die Nothwendigkeit, den Sclaven zum Geißler zu führen, und die gehörigen Stunden zu wählen, dem Herrn Zeit, sich zu besinnen; so werden auch die Bestrafungen seltener. Der Sclave, der sich über seinen Herrn zu beschweren hat, wendet sich gleichfalls an die Obrigkeit, und er kann an einen andern verkauft werden; das Gesetz bestimmt den Preis. Unter diesen Verhältnissen behandelt der Herr eines guten Sclaven ihn weit schonender, um ihn nicht zu verlieren, und der Sclave, der mit seinem Herrn zufrieden ist, sucht sich ihm noch beliebter zu machen, um nicht an einen andern verkauft zu werden, wo er es weniger gut haben würde. Hat der Sclave sich selbst so viel verdient, daß er sich los kaufen kann, so thut er dieß nach dem durch's Gesetz bestimmten Preise. Besitzt er für sich nicht genug, und er hat sich nur durch seine gute Aufführung Freunde gemacht, so wird ihm leicht das an seinem Lösegelde Fehlende geborgt.

Auf allen Spanischen Colonien befindet sich eine zum Schutz der Sclaven ausdrücklich bestellte Magistrats-Person. Diese nimmt in geheim ihr Anbringen an, zieht bestimmte Erkundigungen ein, handelt für sie, als ihr bestimmter Vertheidiger, bey den Gerichtshöfen, und wirkt gegen den schuldig befundenen Herrn einen Urtheilsspruch aus, der ihn nöthigt, seine Sclaven zu verkaufen, und ihm sogar verbiethet, in Zukunft welche zu halten.

Solche Gesetze ehren die Menschheit: kein Volk beweiset in seiner Gesetzgebung eine so rührende Fürsorge für die Sclaven: und die Amerikaner der vereinigten Staaten, welche sich rühmen, die menschlichsten auf Erde zu seyn, sind eben so barbarisch, als die andern gegen

ihre Sclaven. Allein leider ſind dieſe menſchlichen Geſetze der Spanier unter der ſchwachen Regierung nur zu oft verſpottet, und ſogar gemißbraucht worden. Und wie kann dieſes anders ſeyn, wenn das allgemeine Verderbniß ſo groß iſt, daß der Mann im Amte ſich nicht ſchämt, ſich ſelbſt zu verkaufen? Es fehlen den Menſchen, hat man oft geſagt, nicht ſo wohl Geſetze, ſondern vielmehr den Geſetzen Menſchen! Man muß daher immer mehr darauf denken, Menſchen zu bilden, die der Geſetze entbehren können, als ſie zu gewöhnen, zu viel davon zu bedürfen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Naturgeſchichte. Merkwürdige Muſchelarten. Verſteinerungen. Von der Verminderung des Meeres. Bemerkungen über dieſen Gegenſtand.

Kurz vor unſerer Ankunft auf Saint-Domingo ließ ich ein großes Stück verfaultes Holz auffiſchen, welches dicht an unſerm Schiffe hinſchwamm; ich fand es inwendig bevölkert mit einer Art von einſchaligen Muſcheln, von den Conchyliologiſten Orgelpfeifen (tuyau d'orgue) genannt. Dieſe ungefähr zwey Zoll langen Orgelpfeifen, welche gerade, glatt, faſt cylindriſch, ſchmutzigweiß waren, glichen an Größe einer Schreibfeder, ſie waren in Maſſen, dicker als eine Fauſt, zuſammen gehäuft, und ſchwach verbunden durch einen Leim, der mir von derſelben Subſtanz zu ſeyn ſchien, wie die Muſcheln ſelbſt. In jeder dieſer Röhren lebte ein Thier; das

Meer hat also auch seine Republiken, deren vereinigte Bewohner sich gegenseitig unterstützen, um den Fluthen zu trotzen, und den Feinden zu widerstehen. Wären diese länglichten Röhren isolirt, und würden von den Wellen umher getrieben, so würden sie leicht zerbrechen, oder bald in Sand und Schlamm versinken, oder würden vielleicht auch die Beute jener gefräßigen, mit so starken Schneidezähnen und Kinnbacken bewehrten Fische werden.

In allen ihren Erzeugnissen geht die Natur von den einfachsten Formen zu den zusammen gesetztern über; sie erschöpft alle Mannigfaltigkeiten, deren diese Formen fähig sind, ehe sie zu noch mehr complicirten übergeht, welche in dem Maße weniger zahlreich sind, als sie zusammen gesetzter werden. Die einschalige Muschel, einfacher als die zweyschalige, ist auch weit zahlreicher und mannigfaltiger, und die vielschalige, die zusammen gesetzteste von Allen, hat auch die wenigsten Verschiedenheiten, und ist die am wenigsten zahlreiche. Unter den einschaligen ist das Geschlecht der Orgelpfeifen das einfachste, es ist auch das mannigfaltigste und zahlreichste; es gibt darunter gerade, wie Strohhalme, leicht gekrümmte, wie Hörner, verschiedenartig gewundene, welche die Gestalt von Rüben, von Natterwurz und andern Wurzeln, und von Hunds- und Elephanten-Zähnen haben; dann gibt es gekrümmte und in einander gewickelte, wie die Eingeweide, spiralförmig gewundene, und walzenförmige, wie der Kugelzieher (tire-bourre), der Traubenbohrer (vilebrequin), das Schlangenrohr (tuyau-serpent), das Wachsbrot (pain de brugie) das Solitär-Rohr (le tuyau solitaire), auch unter einander gewickelte, wie Zwirnsknäule. Jedes dieser Geschlechter hat wieder Unterarten; einige sind glänzend glatt, andere sind wellenförmig oder tiefgefurcht, andere wie mit Stein-

chen und Spitzen beſetzt; andere ſind wieder geſtreift oder canelirt. Auch ihre Dimenſionen ſind ſehr verſchieden; einige ſind ſo fein, wie dünne Fäden, andere haben an ihrer Oeffnung mehr als einen Zoll im Durchmeſſer; die Länge von mehreren beträgt bloß einige Linien, von andern mehrere Zolle; jede dieſer Arten theilt ſich wieder nach Verſchiedenheit der Farben; da gibt es weiße, rothe, incarnatfarbige, roſen-purpurrothe, gelbe, grüne, marmorirte, braune, ſchwärzliche. Ihre Art, zu exiſtiren, iſt nicht minder bewundernswürdig verſchieden; einige leben an ſchlammigen Felſen hangend, in dichten Haufen zuſammen, andere entſtehen und vermehren ſich auf den Auſternmuſcheln und Hornſchneckenſchalen u. ſ. f., entweder iſolirt oder in Klumpen, oder netzförmig ſie umſtrickend; andere heften ſich an die Seepflanzen, oder an Ueberreſte von Landgewächſen, leben auf ihrer Oberfläche, ohne ſie zu verletzen, oder graben ſich in ſie auf allen Seiten ein, und pflanzen ſo, mit dieſen Gewächſen wandernd, ihre Geſchlechter in die entfernteſten Meere fort.

Die Orgelpfeife (tuyau d'orgue) dieſe gerade tuba, die Urform aller andern cylindriſchen, gedrehten und gewundenen Röhren, iſt zugleich der Formen-Typus für alle andere einſchaligen, ihre Verſchiedenheiten mögen auch noch ſo ſcheinbar ſeyn: alles ſind doch Tuben, welche ſich mehr oder minder von der cylindriſchen Form entfernen, um die der coniſchen Tuben anzunehmen, mehr oder minder am Eingang offen, und ſich gleichfalls unter einander durch Windungen, Erhöhungen, Biegungen und Farben unterſcheidend.

Warum haben die Conchyliologiſten bey ihrer Claſſification der Schalthiere nicht dieſen einfachen und fruchtbaren Gang der Natur zum Vorbilde genommen? d'Argenville und andere, dieſem Gelehrten folgend, werfen

die Röhren (tuyaux), welche den Anfang der Wiſſenſchaft bilden ſollten, in die letzte Claſſe, und miſchen mitten unter dieſe Claſſe die tuyaux d'orgue, mit welchen der Anfang gemacht werden ſollte. Bey dieſer Verwirrung ihrer Methode kann der in Verlegenheit gerathene Geiſt das Ganze des Planes der Natur gar nicht faſſen, und ihr nicht folgen in ihren bewundernswürdigen Veränderungen. Mitten unter dieſer Verwirrung muß man mühſam und mit Widerwillen die Schönheiten aufſuchen und zuſammen tragen, welche doch dieſes durch ihr Nichtzuſammenpaſſen zu ſeyn aufhören, und man muß ſein Gedächtniß mit Nahmen, Definitionen, Gattungen und Arten überhäufen, welche alle idealiſch und fantaſtiſch ſind. Es gibt nur eine Wiſſenſchaft, nehmlich die der Natur, und ihr allein laßt uns folgen, um Licht zu finden.

Indem ich die Umgebungen der Stadt durchſtrich, ging ich an der Seeſeite über nackte Felſen hin, und erſtaunte nicht wenig, als ich hier eine große Menge von jenen Röhrenwürmern (vers à tubes) in Haufen an dieſen Felſen befeſtigt fand, mit denen ſie ſich zugleich verſteinert hatten. Dieſe Gangſteinfelſen, oder Stämme jener Schalthiere müſſen damahls im Zuſtande eines weichen Thones ſich befunden haben; allein dazu, daß das Meer ſie hier in ſo großer Menge abſetzen konnte, daß man ſie im Innern dieſer Felſenmaſſen in verſchiedener Höhe findet, wie man dieſes durch die gebrochenen oder ausgehauenen Steine ſieht, war erforderlich, daß dieſe Lagen von röhrenförmigen Muſcheln in einer langſamen Zeitfolge über einander gehäuft wurden, in dem Maße, wie das Meer dieſe Felſen erhob, welche ehedem Meeresgrund waren, in dem Maße, wie es immer bey Erhebung derſelben dünne Schichten über einander häufte. Von Zeit zu Zeit trieben auch wohl die Fluthen dicke

Baumäſte und Stämme herbey, welche ſich mit denen daran befindlichen Muſchel-Republiken im Schlamme befeſtigten.

Welcher Zeitraum iſt nicht dazu erforderlich geweſen, daß dieſe Felſen, welche ſich unter dem Meere befanden, und ſeinen Grund bildeten, ſich um dreyßig und mehrere Fuß über die Oberfläche desſelben erheben konnten, wie man ſie jetzt findet? — Welches iſt die Urſache, die das, von ſo vielen Reiſenden bemerkte, allmählige Sinken der Meeresfläche bewirkt? Ich habe es ſelbſt bemerkt, vorzüglich bey der Inſel Pla, weſtlich von Schottland, wo ich am Meeresufer einen graulichen Felſen fand, der dem Schiefer ähnlich war, und in einer Höhe von ungefähr fünf und zwanzig Fuß mit einem Quarzblock von ſchön weißer Farbe, viereckig mit gerundeten Ecken, mehr als einen Fuß lang, und ein wenig breiter, zeigte. Dieſer zerbrochene Felſen, ließ einem noch die ganze Dicke des Blockes erblicken, den man mit leichter Mühe von ſeiner Grundlage hätte trennen können. Als ich ganz neulich an der Inſel Martinique hinſegelte, von Fort Royal nach der Stadt Saint-Pierre zu, habe ich hoch über das Meer hinaus ragende Felſenmaſſen geſehen, welche faſt ganz aus angeſchwemmten Kieſeln beſtanden, die in den Spalten des Felſen, ganz und hervor ſtehend, in ihrem Gangeſtein geblieben ſind. Sollte es denn wahr ſeyn, daß die Kälte durch Verdichtung der Wäſſer unter den Polen ſie dort anhäuft, und ihr Zurückſtrömen in das Baſſin des Meeres verhindert? oder entſteht jenes allmähliche Sinken des Meeres durch ſein Hin- und Herbewegen, ſeine Strömungen, ſeine Stürme, welche unvermerkt ſeinen Grund vertiefen? oder ſollten etwa jene zahlloſen Vulcane, welche gewiß alle unter einander unterirdiſche Verbindungen haben, durch Riſſe, welche in ihnen unter dem

Bette

Betten des Meeres entstehen, den Gewässern unermeßliche Abgründe eröffnen, wo ein Theil derselben sich zu Luft verflüchtigt, indeß der andere durch Verdichtung seine Flüssigkeit vermittelst jener bewundernswürdigen Kunst verliert, wodurch die neuere Chymie dieses Fluidum zersetzt, indem sie dasselbe in eine eiserne Röhre einschließt, und diese in's Feuer bringt? Vielleicht dienen auch jene zahllosen Gewächse, welche die Oberfläche der Erde bedecken, gleichsam als chymische Laboratorien, wo sich alle Mineralien bilden und combiniren, wo sich alle Metalle erzeugen und verwandeln, wo sich alle Salze schärfen und neutralisiren, dazu, durch ihre Ausdünstungen das Wasser zu erzeugen. Dieses Wasser aber vermindert sich in dem Maße, wie der Flugsand und die zerstörende Hand des Menschen die Menge jener ausdünstenden Gewächse vermindern. Vielleicht kommen auch alle diese Ursachen zusammen, um das allmähliche Sinken des Meeres zu bewirken, wodurch mehr Boden entblößt, und die Herrschaft der Menschen ausgebreitet wird.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Abreise von Saint-Domingo. Schilderung der französischen Colonie von Saint-Domingo.

Mitten unter den Genüssen, welche sich nur zu Saint-Domingo darbothen, sehnte ich mich doch sehr nach dem Augenblicke meiner Abreise: ich wünschte mich zu entfernen von einer Gegend, wo zwey Menschen-Racen, von Durst nach Rache getrieben, sich bis auf den letzten Mann ausrotten wollten; ich strebte nach einem friedlichen Lan-

de, wo die eben ſo jugendliche und fruchtbare Natur meinen Blicken beſſer ihren Ur-Character enthüllen, und mich tiefer in ihre wichtigen Geheimniſſe eindringen laſſen würde.

Endlich erhielten wir die Erlaubniß zum Auslaufen; allein nach vielen vergeblichen Verſuchen, noch denſelben Abend, und dann den andern Morgen unter Segel zu gehen, und das hohe Meer zu gewinnen, mußten wir doch bis zum dritten Tage warten, wo der günſtigere Wind uns ohne Gefahr auszulaufen geſtattete.

Wir fuhren fort, an der ſüdlichen Küſte der großen Inſel Saint-Domingo hinzufahren, deren nicht ſehr hohe, angenehm gebogene Küſte uns nur von weitem, im Grunde der Perſpective, hohe, kegelförmige und iſolirte Gebirge zeigte: wir ſchloſſen daraus auf den Umfang der ſie umgebenden Ebenen, ihre Fruchtbarkeit, und die Schätze, welche ſie hervor bringen würden, wenn die Menſchen mehr darauf bedacht wären, ſie zu erzeugen, als ſie einander gegenſeitig zu entreiſſen.

Wir hielten uns ziemlich dicht am Lande, allein als wir längſt der Küſte des Franzöſiſchen Antheils hinſegelten, hielten wir uns immer mehr auf der Höhe, weil wir erfahren hatten, daß die aufrühreriſchen Schwarzen mit Kähnen in den Buchten lauerten, um die zu nahe vorbey fahrenden Schiffe zu überfallen.

Die ganze Oberfläche der Inſel Saint-Domingo beträgt fünf tauſend zwey hundert Quadrat-Meilen, wovon der Franzöſiſche Antheil nur ungefähr ein Drittel bildet, welcher aber ſchachbretartiger und gebirgiger iſt als der Spaniſche Theil. Hier war es, wo jene kühnen Abenteurer, Krieger, Jäger und Ackerleute durch Kampf und Arbeit dieſe Königinn der Colonien gründeten, und mit einem Vaterlande vertauſchten, welches ſie unter dem Vorwande des Schutzes quälte und beraubte, und ihrem

Muthe und Fleiße Feſſeln anlegte. Hier war es, wo, in einem Zeitraume von einem und einem halben Jahrhunderte, die Bevölkerung trotz des Zwanges der Regierung, trotz des fehlerhaften Planes der Sclaven-Anſtellung, im J. 1789 ſich bis auf fünf Mahl hundert und zwanzig tauſend Seelen belief, wovon vierzig tauſend Weiße, acht und zwanzig tauſend Freygelaſſene, oder Abkömmlinge von Freygelaſſenen, und vier Mahl hundert und zwey und funfzig tauſend Sclaven waren, welches ein Verhältniß gab von beynahe zwölf Sclaven gegen einen Weißen, und zwey hundert und ſechzig Seelen auf die Quadrat-Meile, indeß der Spaniſche Antheil, wenn gleich früher bewohnt, reicher an großen Ebenen, und beſſer mit Waſſer verſehen, verhältnißmäßig nur ungefähr ein Sechstel dieſer Bevölkerung, d. h. nur drey und vierzig Seelen auf der Quadrat-Meile, enthielt.

Damahls gab es auf dieſem Franzöſiſchen Antheile von Saint-Domingo ſieben hundert und drey und neunzig Zuckerſiedereyen oder Zucker-Manufacturen, drey tauſend ein hundert und funfzig Indigoterien, ſieben hundert und neun und achtzig Baumwollen-Anlagen, drey tauſend ein hundert und ſiebzehn Kaffeh-Anlagen, ein hundert und zwey und achtzig Zucker-Branntweinbrennereyen; (Tafia genannt), ſechs und zwanzig Ziegelbrennereyen, ſechs Lohgärbereyen, drey hundert und ſiebzig Kalköfen, neun und zwanzig Töpferwerkſtätte, und funfzig Cacao-Pflanzungen; außer dem Getreide, den Baumfrüchten, den mehlhaltigen Wurzeln, welche man hier baute, dem Geflügel und andern Thieren, welche man hier zog, rechnete man noch vierzig tauſend Pferde, funfzig tauſend Mauleſel, zwey hundert und funfzig tauſend Ochſen, Schafe, Ziegen und Schweine, zum Theil dienend zur Betreibung der Manufacturen, zum Theil zur Conſumtion der Einwohner.

Die Reichthümer, welche jährlich aus dieſer Colonie in den Schooß des Mutterlandes floſſen, beliefen ſich auf mehr als hundert und funfzig Millionen Livres Tourneis; und unter jenen Verhältniſſen hätten ſie noch ſteigen müſſen. Man findet nichts Aehnliches in den Jahrbüchern der Welt, und die Colonien anderer Nationen, unſerer Nebenbuhlerinnen, bleiben weit hinter unſerm Saint-Domingo zurück. Nicht bloß die Güte des Bodens war es, der es dieſes Uebergewicht zu danken hatte, ſondern jenen thätigen und erfinderiſchen Genien, welche, wie der Muth, Frankreich immer über alle andere Völker erheben werden, wenn ſich die fiscaliſche Raubſucht und das Joch der Tyranney nicht ihren Anſtrengungen entgegen ſetzen. Die Engländer, von denen man fälſchlich glaubt, daß ſie uns in ihrem Landbau übertreffen, weil die bey ihnen wohlhabenden Eigenthümer und Landbauer mehr koſtſpielige Neuerungen vornehmen können; allein, welche dafür weit entfernt ſind von unſerm Arbeitseifer und unſerer Beharrlichkeit, welche auch nicht, wie wir, einen durch das Klima ſo verſchieden gemachten Boden haben, in dem ſich bey mannigfacher Lage der Orte gegen einander die verſchiedenſten Erdſchichten und Adern befinden, die dann beym Anbau eine Geſchicklichkeit und Kunſt erfordern, welche ſich nicht aus Büchern erlernen läßt, und eine ſeltene, leider nur zu arme Menſchen-Claſſe bilden, deren Bemerkungen mich ſo oft in Verwunderung geſetzt haben; eben dieſe Engländer, ſage ich, verdanken ſelbſt die Verbeſſerung des Anbaues ihrer Colonien, die vorzügliche Vollkommenheit in der Bereitung des Zuckers, jenen unglücklichen, den Mordſcenen auf Saint-Domingo entgangenen Coloniſten.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Jamaica.

Ich erblicke jetzt die Inſel Jamaica, wo unglückliche Franzoſen die Engländer in der Kunſt des Anbaues und der Bereitung des Zuckers unterrichtet haben, ungefähr zwanzig Meilen unterhalb Saint-Domingo; ihr erhöhter Boden, ihre zerriſſenen, dicht zuſammen gedrängten Gebirge machen ſie unſerem Martinique ähnlich. Wir näherten uns hinreichend, um auf ihren Hügeln die langen Reihen ihrer Zuckerpflanzungen zu entdecken.

Wir wollten Anfangs ſüdlich an dieſer Inſel hinſegeln, um ſie zu unſerer Rechten zu haben; unſere Abſicht war, keinen engliſchen Fahrzeugen zu begegnen; allein die Strömungen trieben uns gewaltſam nach der Nordſeite der Inſel, in den Canal, der ſie von Saint-Domingo trennt.

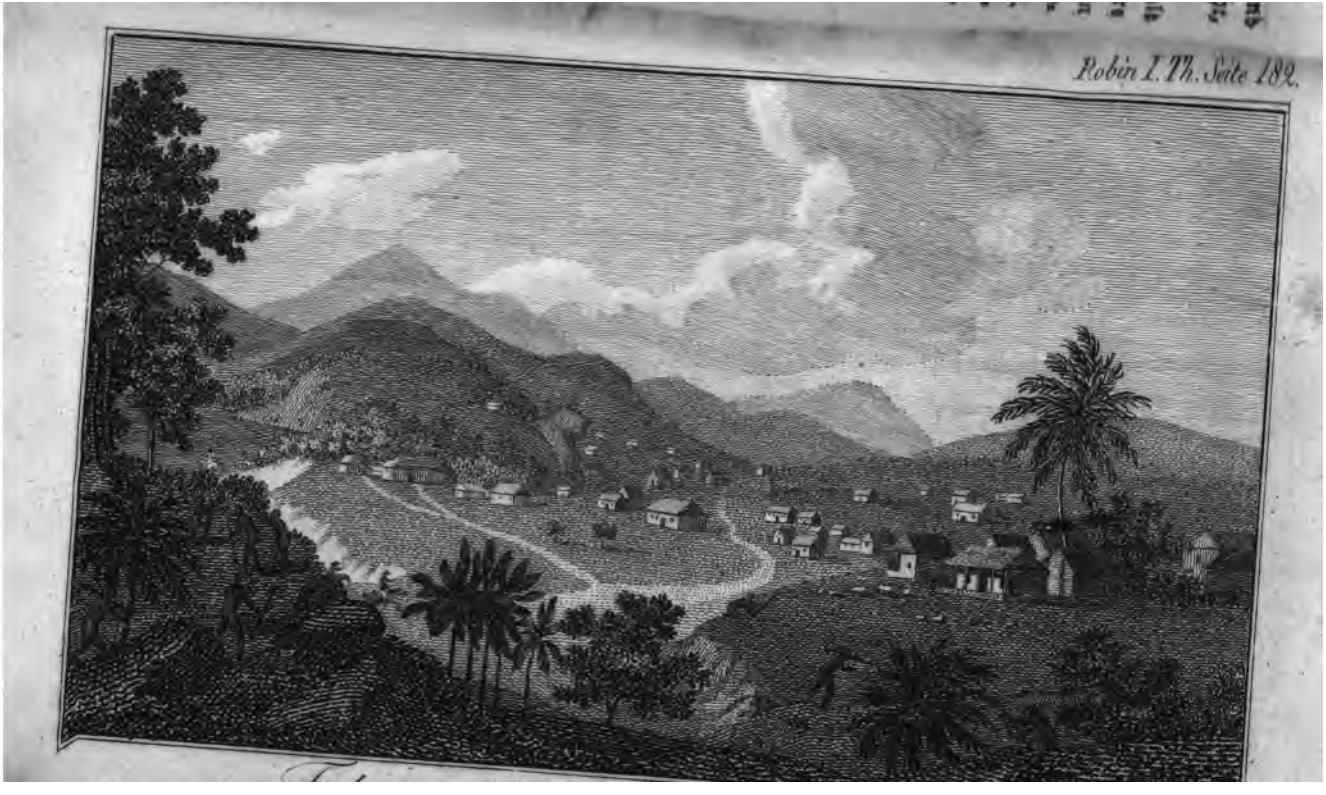
Jamaica, funfzig Meilen lang, zwanzig breit, entdeckt von Chriſtoph Columbus im Jahre 1494, iſt erſt im Jahre 1655 unter engliſche Herrſchaft gekommen. Seit dieſem kurzen Zeitraume iſt ſie eine der blühendſten Colonien der Welt geworden; man zählt hier mehr als ſiebzig tauſend Engländer, mehr als hundert tauſend Neger. Mit großem Glück wird hier gebaut: Zucker, Kaffeh, Cacao, Indigo, Baumwolle, Tabak; ſie iſt der Mittelpunct einer großen Menge Handelszweige mit dem Mutterlande, den Inſeln und dem Continente von Amerika, vorzüglich aber mit den vereinigten Staaten. Die Producte dieſer Inſel ſind ſelbſt einem großen Theile der mit England in Feindſchaft lebenden Nationen nütz-

lich; ſo verbreiten ſich die Vortheile des Landbaues und des Handels über alle Menſchen, trotz ihrer Eiferſucht, ihren Verbothen und Kriegen.

Wäre die gebirgige Inſel Jamaica in der Gewalt der Spanier geblieben, ſo würde ſie ſicherlich, wie ihre andern Colonien, nur von iſolirten, armen Menſchen bewohnt ſeyn, welche in ihren dichten Wäldern, auf ihren unbebauten Flächen ein elendes Leben führen müßten. Hätte nicht die ſo äußerſt ſchnell aufblühende Bevölkerung und Wohlhabenheit von Jamaica Spaniens Aufmerkſamkeit erregen und ſeine Nacheiferung wecken ſollen, um noch größere Wunder zu erſchaffen, da es eine unermeßliche Menge von Colonien beherrſcht, welche alle viel beſſer ſind als Jamaica?

Unter engliſcher Herrſchaft verblieben, hat Jamaica an verſchiedenen Orten und in ſeiner Hauptſtadt Spaniſche Pflanzungen, vorzüglich Gärten, beybehalten. Man ſieht daraus, daß dieſe, zu den Zeiten von Chriſtoph Columbus ſo große, Nation den Landbau ſehr liebte und betrieb, und immer iſt bey den Völkern die Epoche ihrer Kraft und Größe auch diejenige, wo ſie den Ackerbau geehret haben; die Epoche, wo die Perſer Perſien eroberten, war diejenige, wo Cyrus ſtolz darauf war, mit eigenen Händen ſich ſeinen Garten zu beſtellen; diejenige, wo die Athenienſer hinwiederum die Sieger derſelben Perſer wurden, war ebenfalls jene, wo ſie ſich der Cultur ihrer Oliven, Feigen und Trauben rühmten.

Trelaumey, eine größten Theils von Negern bewohnte Stadt auf Jamaica, zeigt die Cultur dieſer Nation.


Robin I. Th. Seite 182.

Ursachen, vorzüglich aber in jenen privilegirten Monopolien, welche den Colonisten um seine allernothwendigsten Bedürfnisse bringen. So hat z. B. ein gewisser Baron, in der Havana, der Hauptstadt von Cuba, das Privilegium, allein Mehl, dessen sie sowohl als die ganze Insel bedarf, in diese Stadt einzuführen. Dieser Mensch kauft von den Louisianern und den vereinigten Staaten Mehl, wovon ihm das Faß fünf bis zehn Piaster kostet, welches hundert und achtzig bis hundert und neunzig Pfund wiegt; dieses Mehl nun verkauft er wieder für achtzehn bis fünf und zwanzig Piaster, und hüthet sich wohl, eine große Menge davon zu Markte zu bringen, weil es sein Vortheil verlangt, daß es immer recht theuer bleibt. Dieses ist denn nun eines der mächtigsten Hülfsmittel für den Contreband; so ist's aber auch mit andern Lebensmitteln: der Landmann, dem es so sehr schwer wird, seine Producte abzusetzen, begünstigt so viel als möglich die Contrebandiers, welche sie ihm abkaufen, und ihm dafür andere Waaren zuführen. Wäre der Mehlhandel in der Havana frey, so würde es auf dem Markte nicht mehr kosten als fünf bis sechs Piaster; legte dann die Regierung darauf eine Abgabe von zwölf pro Cent, so würde sie einen um so ansehnlichern Ertrag davon haben, je weniger es nun Contrebande geben würde, weil sich dieser dann nicht der Mühe verlohnte. Der freye Mehlhandel würde zugleich den Colonisten den Verkauf ihrer Producte erleichtern, deren die Hauptstadt nicht bedürfte; dahin gehört vorzüglich Syrupp, Tasia, Rum und eine unermeßliche Quantität Zucker.

Die Insel Cuba erstreckt sich ihrer Länge nach von Osten nach Westen, zwischen dem 20. und 25. Gr. nördlicher Breite; sie hat sieben hundert und sechzig Meilen (Milles) in der Länge, welches ungefähr zwey hundert und funfzig Lieues ausmacht. Ihre Breite aber ist so

gering, daß ſie an mehrern Orten nicht mehr als ungefähr zwölf Lieues hat. Ihre größte Breite findet ſich bey dem Cap de la Vera-Crux, dem wir uns ſo weit näherten, daß wir ſeine Hügel und fernen Gebirge erkennen konnten. Bis hierher hatten wir immer das angenehmen Grüns genoſſen, welches die Küſten dieſer ſchönen Inſel bedeckt. Die ſüßen Düfte der Blumen ſtrömten bis zu uns herüber, allein man ſah keine Spur menſchlicher Wohnungen und Anlagen.

Wir hatten kaum das Vorgebirge de la Vera-Crux umſegelt, als uns das Land gänzlich aus dem Geſichte verſchwand, indem das Meer an der Spitze des Caps einen tiefen winkelichten Eintritt in's Land bildete, ganz mit dicht zuſammen ſtehenden, ſchwarzen Felſen bedeckt, voll Waſſerblumen. Nur in einer Schaluppe kann man hier ſchiffen. Man nennt, ich weiß nicht warum, dieſe traurige Felſenmaſſe die Gärten der Königinn; ſie dehnt ſich nordweſtlich auf dreyßig bis vierzig Meilen aus, wir umſchifften einen Theil derſelben, um andere, nicht minder traurige Gärten zu erreichen, bey denen ſich kleine Eilande und die kleine Inſel des Pins zeigen. Wir erhielten den Anblick des feſten Landes von Cuba erſt am Vorgebirge Corientes wieder, wir fanden es hier gleichfalls bedeckt mit dicker Waldung und wenig bewohnt.

Die Inſel Cuba liegt ſehr ſchief am Eingange des Mexicaniſchen Meerbuſens, und ſcheint ſich an ihrem Ende nordweſtlich zu krümmen, gleichſam um die beyden Eingänge des Golfs zu umſchließen, welche ſich an ihren Küſten befinden. Das Cap Sainte-Antoine, welches an der Seite des felſigen Iſthmus von Yucatalan hervor ſteht, bildet den weſtlichen Eingang, der hier nur ungefähr funfzig Lieues in der Breite hat, indeß der nördliche Theil der Inſel, ſich wölbend in ſeiner Krüm-

mung, mit der hervor ſpringenden Spitze des öſtlichen Florida's, den andern, ein wenig engern, Eingang bildet; hier an dieſem nördlichen Theile, dem öſtlichen Florida gegenüber, liegt die Stadt Havana, der Hauptort der Inſel.

Dieſe Stadt, welche mehr als vierzig tauſend Einwohner zählen ſoll, iſt der Mittelpunct der Handelsverbindungen zwiſchen Spanien und Mexico, und auch der für ſeine See- und Landmacht. Ihr Handel iſt äußerſt beträchtlich, weil er nicht bloß die Bedürfniſſe der Stadt und des Innern der Inſel befriedigt, ſondern auch noch Mexico verſorgt, und die Metalle dieſes Landes ausführt. Die Havana verproviantirt zu gleicher Zeit die beyden Florida's mit Colonial- und einigen Europäiſchen Producten, gleichfalls verſorgt ſie auch Louiſiana. Das Unglück von Saint-Domingo bringt in dieſe Stadt und in das Innere der Inſel eine große Menge jener unglücklichen Coloniſten; viele von ihnen treiben Handel, und zwar mit ſo viel Glück, daß die Spanier eiferſüchtig darauf werden, und ſie gern vertreiben möchten.

Die Regierung hat von dieſen Klagen Notiz genommen, allein ſie iſt zugleich ſo vernünftig geweſen, die gegen die Franzoſen erlaſſenen Verbothe gar ſehr zu mildern; die Kaufleute ſind in allen Ländern der Welt die Agenten der Circulation, der Producte des Aus- und Inlandes; die Rivalität dieſer Agenten führt immer eine für die Käufer günſtige Concurrenz herbey.

Unter den Franzöſiſchen Flüchtlingen von Saint-Domingo, deren Talente für die Inſel Cuba am nützlichſten geworden ſind, ſind die Landleute die wichtigſten: als Oekonomen, auf den Spaniſchen Pflanzungen angeſtellt, haben ſie hier eine große Menge Zuckerſiedereyen angelegt, und die Kunſt der Zuckerbereitung gelehrt, mehrere auch ſind für eigene Rechnung Fabrikanten ge-

worden: der unermeßliche Vortheil, den diese Colonie schon jetzt aus diesen Etablissements zieht, wird gewiß die Regierung aufmuntern, diejenigen noch mehr zu begünstigen, welche sich mit diesem Cultur-Zweige beschäftigen; und wenn Spanien seine Colonien nur bloß sich selbst überließe, ohne etwas zu befehlen, so würden sie die ganze Welt mit Zucker und Kaffeh zu versorgen im Stande seyn, und die einzige Insel Cuba würde dazu einen großen Theil beytragen.

Spanien hatte Einsicht genug, seine Colonien, und vorzüglich die Insel Cuba, mit geringern Bewohnern zu bevölkern, d. h. mit Europäern, Spaniern ohne Vermögen, denen es Ländereyen gab, um sie mit eigenen Händen anzubauen. Es gründete auf diese Art seine Colonien auf bessere Elemente als alle übrige Nationen; allein es hätte diese Menschen mehr aufmuntern, ihnen für ihre Producte Absatz schaffen, und sie vor den Bedrückungen der Monopolisten schützen sollen; dann würde Spanien jetzt die reichsten und mächtigsten Colonien der Welt besitzen; weil es aber dieß nicht gethan, sind seine Colonisten in die traurigste Apathie verfallen; sie begnügen sich mit dem kümmerlichen Ertrag ihres Bodens, und erzeugen nichts mehr weder für sich noch für den Staat.

Wir waren jetzt an das äußerste Ende der Insel Cuba, am Eingang des Mexicanischen Golfs gekommen. Welche Erinnerungen weckten diese Gegenden in mir! Von dieser Insel aus, der westlichsten unter allen, und der nächsten am festen Lande, welche den Meerbusen so schließt, daß sie gleichsam der Schlüssel dazu ist, von dieser Insel aus ging Fernandez de Cordova, und entdeckte die Halbinsel Yucatan; ihm folgte bald Grijalva, der, von den Strömungen fortgerissen, tiefer in den Golf eindrang, und weiter gegen Norden besser gewässertes

und fruchtbareres Land entdeckte, welches vornehmlich reich war an edeln Metallen, dem Hauptgegenstande ihrer Nachforschungen. Von dem nordöstlichen Ende dieser Insel reiste Cortez aber, entflammt durch den Anblick so vielen Goldes, das seine Vorläufer mitgebracht hatten, mehr, als sie, getrieben von Ruhmbegierde, und fähiger, große Plane zu entwerfen und sie auszuführen; von hier brach er mit einigen Hunderten tapferer Soldaten auf, und drang in die Tiefe dieses Golfs ein, um seine Eroberungen zu beginnen, so viele Gefechte zu liefern, so zahlreiche Armeen zu zerstreuen, endlich Montezuma's Thron umzustürzen, und aus diesem mächtigen Reiche eine bloße Provinz der Spanischen Monarchie zu machen. Thaten, denen der Fabelzeit gleich, und Schätze, die die der Feen beschämten, und seinen Nahmen glänzend machten. In den Gegenden, welche die Gewässer dieses nähmlichen Golfs bespülen, irrten lange Zeit noch viele andere Abenteurer umher, exaltirt durch die Wunderzüge eines Cortez und Pizarro; einige suchten das berühmte Dorado, wo es Berge von massivem Golde geben sollte, andere suchten die Quelle der Jugend, welche Greisen die Blüthe des ersten Lebensalters wieder zu geben vermöchte.

Die beständigen Winde (vents alizés) hatten uns seit unserer Abreise von Martinique immer glücklich geführt. Diese sind es, welche auf der ganzen langen Inselkette dieses Archipels von dem festen Lande bey Guiana bis zur Halbinsel des östlichen Florida's herrschen. Die immer gleiche Richtung derselben macht in dieser Direction die Schiff-Fahrt auf den schönsten Meeren der Welt sehr schnell; allein sie wird langsam und beschwerlich, wenn man zurück kehren muß, und wenn die Ueberfahrt lang ist, so thut man besser, die Insel von Bahama zu erreichen zu suchen, nördlich bis zu den veränderlichen

Winden hinauf zu segeln, und dann oberhalb dem Orte seiner Bestimmung die beständigen Winde wieder zu erhalten.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Beobachtungen über den Golf von Mexico. Ankunft bey der Mündung des Mississippi's. Mangel an Aufmerksamkeit des Capitäns macht, daß das Fahrwasser verfehlt wird. Unglück, welches die Folge davon ist. Widrig gewordene Winde. Hungersnoth. Gefahr.

Die beständigen Winde verließen uns beym Eingange des mexicanischen Golfs. Dieser Golf, südwestlich umgeben von dem gebirgigen Lande Yucatans und Mexico's, nördlich von dem tiefen, mit unermeßlichen Waldungen bedeckten, und von so viel Flüssen gewässerten, Continente; östlich geschlossen durch die verlängerte Halbinsel des östlichen Florida's und südlich durch die lange Insel Cuba, welche wie absichtlich seinen Eingang verschließt, dieser Golf wird also von den Winden auf allen diesen verschiedenen Landgegenden bestrichen; durch ihren Andrang halten sie die beständigen Winde auf (vents alizés); auch mischen sich häufige Windstillen unter die veränderlichen Winde dieses Golfs; und das empfanden auch wir. Wie wir weiter hinein kamen, bemerkten wir bald, wie äußerst fischreich er ist; immerfort stießen wir auf große Banden von Meerschweinen, auf einsame Hayfische, ihre Beute verfolgend, auf muntere Goldfische, von denen wir viel fingen, und deren Fleisch vortrefflich ist. Von

dem Cap Saint-Antoine an richteten wir unſern Lauf plötzlich nach Norden, und wir hatten nicht zwey hundert Meilen (Lieues) um die Mündung des Miſſiſſippi zu erreichen; das war nicht viel, nachdem wir ſo große Meere durchſchifft hatten; trotz einiger Windſtillen kamen wir doch ziemlich gut vorwärts. Den dritten Tag waren wir nur vierzig Meilen davon entfernt, als wir von fern ſolche große Bäume zu entdecken anfingen, welche der Miſſiſſippi ganz mit ihren großen Wurzeln ausreißt, und ſie ſo fortführt, um ſie in's Meer zu werfen, wo ſie lange Zeit ein Spiel der Fluthen bleiben, bis ſie ein Ungewitter an ein Ufer treibt, und für immer vielleicht mit Schlamm und Sand bedeckt.

Freudig begrüßten wir dieſe Vorbothen des Miſſiſſippi, welche immer häufiger wurden, je näher wir kamen. Die Nähe der Landungsgegenden erkennt man an der veränderten Farbe des Meerwaſſers; dieſes iſt nicht mehr ſo rein und durchſichtig. Seine trübe Farbe entſteht aus den ungeheuern Unreinlichkeiten, welche ſo viel in dieſen Golf ſich ergießende Flüſſe, und vornehmlich der Miſſiſſippi, mit ſich führen. Das Senkbley verrieth bald einen ſchwärzlichen, mit zerriebenem Muſchelwerk vermiſchten Boden; man mußte nun äußerſt vorſichtig fahren; an der Mündung des Fluſſes befinden ſich widrige, unter Waſſer ſtehende Landſtücke, welche wie Gänſefüße in's Meer hinein ſtehen, und die man nur ganz in der Nähe entdecken kann.

An allen dieſen Anzeigen erkannten wir, daß wir nicht weit vom Fahrwaſſer entfernt ſeyn könnten, und nach der Berechnung unſerer Seeleute mußten wir noch vor Abends zu guter Zeit in den Fluß einlaufen. Schon machten wir Anſtalten, an's Land zu gehen, und ſeine Küſten und Einwohner zu unterſuchen; wir mußten uns mit Lebensmitteln verſehen, um bis zur Stadt Neu-Orleans hin-

auf zu kommen. Alles war fast vollbracht, und wir konnten nicht fürchten, unsere Bemühungen vereitelt zu sehen.

Die Seiten des Golfs haben sehr reisende Strömungen, erzeugt durch Wasserwirbel, und die große Menge von Flüssen und Bächen, die sich hier hinein ergießen; sie haben ihre Richtung nach Westen auf der Seite der Inseln von la Chandeleur, und nach Osten von dem Mississippi auf der Seite der Bay von Saint-Bernard: sie sind in diesen letztern Gegenden so reissend, daß die Seeleute, um sie zu vermeiden, immer die Breite des Eingangs des Flusses zur Rechten, d. h. mehr östlich, zu gewinnen suchen. Das thaten denn auch wir.

Um Mittag gelangten wir auf die Höhe: wir fanden uns, zu unserm großen Erstaunen, um mehr als zehn bis zwölf Lieues nördlicher als die Mündung des Flusses. Die Amerikanischen Seeleute sind nicht so gute Officiere als Matrosen, und sie mußten nicht sehr auf die Strömungen geachtet, ihr Licht nicht sehr beobachtet haben, um, in einer Zeit von vier und zwanzig Stunden, in einen Irrthum von ungefähr einem halben Breitengrade zu verfallen. Ich hatte ihre Sorglosigkeit in dieser Hinsicht mehrere Mahle bemerkt; oft hatte ich sie des Nachts ruhig schlafend gefunden, den gemeinen Matrosen die Schiffwache überlassend. Wir mußten daher gerade wieder umkehren, um unsere Breite wieder zu gewinnen, dann nach Westen fahren, um die vorstehenden Landstücke des Flusses wieder zu treffen; allein ein sehr starker Westwind trieb uns den ganzen übrigen Tag zurück, und die folgende Nacht lavirten wir bloß; den andern Tag erlaubten die Nebel, nicht die Höhe zu gewinnen, und der Südwestwind fuhr fort, uns zu entfernen. In welcher Verlegenheit befanden wir uns nunmehr, da wir vorher so nahe daran waren, landen zu können. Indessen behielten wir noch immer die Hoffnung,

daß der Wind ſich jeden Augenblick wenden, und es uns ſodann möglich ſeyn würde, in wenig Stunden das Verlorne wieder nachzuhohlen; allein wir hatten uns geirret, er fuhr fort, uns immer weiter und weiter nach Norden zu zu treiben, wo wir dann zu unſerer Linken eine kleine Inſel erblickten, welche wir für die isle au Breton hielten, und andere, längere, ſehr waldige, die wir für die Inſeln de la Chandeleur erkannten, und indem wir dicht an denſelben hinſegelten, entdeckten wir allmählich die isle aux Vaisseaux, ſo genannt, weil ſie einen guten Ankerplatz hat; hierauf die isle à Corne, und die isle Dauphin, ehedem bewohnt von den Franzoſen, welche die Colonie in Louiſiana gründeten. Der immer ſtärker werdende Wind nöthigte uns, unſere Fahrt, bis über la Mobile hinaus, längſt der Küſte von Penſacole, der Inſel Saint-Roſe, fortzuſetzen, und trieb uns endlich bis zum Cap Saint-Blaire.

Unſere Lage wurde immer bedenklicher; der immer ſtärkere Südwind führte uns, trotz unſers Gegenſtrebens, einem öden, mit weißem Sande bedeckten Ufer zu, wo wir nichts ſahen, als hier und da einige Sträuche und kleine Bäume, und wir wußten, daß dicht bey Cap Saint-Blaire Sandbänke dieſe Gegenden äußerſt gefährlich machen. Indeſſen wurde der Wind doch ein wenig ſchwächer, und wir kamen von Süden nach Oſten, wir benutzten dieſes, um die Höhe zu erreichen, und ſüdweſtlich zu ſteuern. Nun kamen wir auf unſern erſten Weg zurück, allein nur höher hinauf, und erreichten wieder die Breite der Fluſſesmündung; allein ehe wir noch ſeine Landungsplätze erreicht hatten, kehrte der Wind nochmahls nach Weſten und endlich ganz nach Süden zurück, und führte uns von neuem zwiſchen die nähmlichen Inſeln de la Chandeleur, welche wir ſchon berührt hatten. Die düſteren Mienen unſerer Officiere und unſerer

Ma-

Matroſen ſagten uns, wie beunruhigend unſere Lage wurde, und daß neue Gefahren uns erwarteten, welche wir vielleicht nicht ſo leicht beſiegen dürften. Unſere Lebensmittel waren faſt ganz aufgezehrt, und dieſe Zeit der Noth, wo man auf das ſparſamſte damit hätte umgehen ſollen, war gerade diejenige, wo man ſie recht verſchwendete.

Der Rehder, der mir Anfangs als ein ſehr entſchloſſener Mann vorgekommen war, der mir viel von ſeinen Seereiſen und gefahrvollen Unternehmungen vorgeredet hatte, zeigte ſich als den allerniedergeſchlagenſten; er fürchtete die Gefahren, von denen er, ſo wie wir, bedroht war, allein er ſah nicht zwey von ſeinen Matroſen geheim mit einander reden, ſo vermuthete er Complotte, um ihn und auch uns in's Meer zu werfen; ich ſpottete über dieſe Aengſtlichkeit. Wir waren fünf Franzöſiſche Paſſagiere, von denen zwey Militaire, und wohl bewaffnet waren; das war mehr als genug, um uns gegen ſieben bis acht Matroſen zu vertheidigen. Dieſe kleinliche Furcht war denn auch die Urſache, daß er den Matroſen alle Lebensmittel, und was noch gefährlicher war, auch den Branntewein zur willkührlichen Diſpoſition überließ. Dieſe Menſchen, immer mehr mit dem gegenwärtigen Augenblicke, als mit der Zukunft beſchäftigt, hatten ihre Portion Lebensmittel bald verzehrt, dann auch die unſere, und unſer Waſſer dazu! Bald fanden wir uns von Allem entblößt. Unter dieſen Umſtänden veranlaßte ich den Rehder, an der Inſel des Vaisseaux anlegen zu laſſen, wo uns die Karten einen guten Landungs- und Ankerplatz zeigten, welcher innerhalb des Canals ſich befindet, auf der Seite der Inſel, die nach dem feſten Lande zugekehrt iſt; ich äußerte, daß, wenn auch dieſe Inſel nicht bewohnt wäre, wir doch daſelbſt, oder wenigſtens auf den benachbarten Inſeln, vornehmlich auf

der Insel Dauphine, wo ehedem die Franzosen eine Stadt gegründet hatten, Schweine und Ochsen finden würden; daß wir dann leicht von dem nahe gelegenen festen Lande auf dem Flusse la Mobile Unterstützung erhalten, und mit günstigem Winde wieder in See gehen können. Anfangs schienen ihm diese Aeußerungen nicht zu mißfallen, allein als der Wind sich zu legen begann, wurde er anderen Sinnes; und als der Wind plötzlich wieder heftiger wurde, und die Strömungen uns beherrschten, stellte ich ihm die Nothwendigkeit vor, wenigstens zu Pensacole zu landen, welche doch bewohnt sey, und wo wir sicher einen Piloten finden würden, um uns zu leiten; die Reisenden waren derselben Meinung, und der Capitän, dessen Fehler unsers Unglücks Ursache war, trat auch auf unsere Seite; so wurde denn beschlossen, nach Pensacole zu gehen, wo wir uns in einigen Stunden einlaufen zu können schmeichelten. Dieser Entschluß verbreitete allgemeine Freude, belebte von neuem den Muth der Matrosen; wir vergaßen sogleich unsere Leiden und Gefahren, so mächtig ist die Hoffnung in der Brust des Menschen. Wir sagten uns, wenn der Wind bleibt, so sind wir in wenig Stunden zu Pensacole, ändert er sich, was uns sehr vortheilhaft ist, so kommen wir zurück an den Missisippi, von dem wir nicht ganz vierzig Lieues entfernt waren; nach beyden Voraussetzungen durften wir nicht befürchten, über vier und zwanzig Stunden noch auf der See zu bleiben. In dieser Zeit entdeckten wir ein Schiff hinter uns, welches gleichfalls unsern Weg nahm; wir hielten es Anfangs für einen Corsaren, allein bald sahen wir, daß es eine, aus der Havana kommende Spanische Gaelotte war. Widriger Winde wegen hatte sie auch nicht in den Missisippi einlaufen können. Wir bathen sie um Lebensmittel, sie hatte selbst nicht viel mehr, und theilte sie doch edelmüthig mit uns; wir fühlten da-

mahls alle Schreckniſſe des Hungers; und mit Sparſamkeit wären ſie hinreichend geweſen, uns weit zu führen. Wir ſegelten zuſammen, um zu Penſacole einzulaufen: wir hielten uns dicht am Lande, um den ſehr ſchmalen Eingang nicht zu verfehlen, den wir bey unſerer erſten Vorüberfahrt nicht hatten entdecken können: allein wir waren auch jetzt ſo unglücklich, darüber hinaus zu kommen, ohne daß wir ihn, unſerer angeſtrengten Aufmerkſamkeit ungeachtet, auch dießmahl entdecken konnten.

Die Inſel Saint-Roſe, welche am Eingange dieſer Bay liegt, verlängert ſich dergeſtalt nach Weſten gegen das feſte Land zu, daß dem Anſcheine nach gar kein Unterſchied zwiſchen derſelben und dieſem iſt. Die Spanier hätten daher wohl an der Spitze dieſer Inſel einen Leuchtthurm oder ein Fort zur Nachricht für die Schiffer errichten ſollen, allein ihre unglückliche, ihnen ſelbſt ſo verderbliche Politik, ihre Colonien zu verſtecken, und Einöden daraus zu machen, war auch dieſem Plane entgegen

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Neuer Unfall. Der Verfaſſer und zwey Reiſende ſteigen auf der Inſel Saint-Roſe an's Land.

Wir ſahen erſt am folgenden Morgen, wo das helle Tageslicht uns den dürren Sand am andern Ende von Saint-Roſe zeigte, daß wir bey Penſacole vorbey geſegelt waren. Der immer heftiger werdende Südweſtwind trug uns noch mehr, als das erſte Mahl, jenen ſandigen, mit ſchäumenden Wogen bedeckten Gegenden zu, und wir kamen abermahls in's Angeſicht des unglücklichen

Vorgebirges von Saint-Blair; noch eine halbe Stunde Wind, und wir waren an der Küste; er wendete ſich aber plötzlich nach Oſten; wir wandten unſer Schiff, um nach Penſacole zurück zu kommen, der Wind wankte und wandte ſich wieder, und war uns nicht günſtig zum Einlaufen; ob wir uns gleich der Bay gegenüber befanden, ſo brachten wir noch zwey Tage immer mit Laviren längſt dieſer gefährlichen Gegenden zu. Mitten in dieſer Angſt empfanden wir auch noch alles Fürchterliche des Hungers und Durſtes: ſeit mehreren Tagen war jeder von uns auf zwey Gläſer Waſſer und ein halbes Biscuit geſetzt; alle unſere beſondern Proviſionen waren ganz aufgezehrt. Wir kauften von einem Matroſen Mandeln und Kokos. Dieſe große Frucht, deren grobes Fleiſch einen Nußgeſchmack hat, wenn es gekaut wird, iſt ſehr nährend; ich aß immer von Zeit zu Zeit einige Stücke, welche ich ſo lange kaute, bis ſie in Milchſaft verwandelt waren, um ſie für einen durch ſo viel Faſten geſchwächten Magen deſto verdaulicher zu machen; wir hatten mehr Rum als Waſſer, und genoſſen jenen mit großer Vorſicht: ich nahm von Zeit zu Zeit etwas in den Mund, um meinen Durſt und Hunger zu vermindern. Ich blieb faſt immer liegen, um weniger auszudünſten, und folglich auch jene dringenden Bedürfniſſe des Hungers und Durſtes weniger zu erregen. Bey dieſer ſeltſamen Lebensweiſe waren denn auch meine Bedürfniſſe nicht ſo quälend; ich ſchlummerte oft ein, und endlich kam ich dahin, daß ich mehrere Tage hinter einander mein Biscuit und einen Theil meines Waſſers noch ſchwächern Perſonen überlaſſen konnte. Indeſſen ging es auch mit dieſen letzten Vorräthen auf die Neige, wir hatten nur noch für drey Tage Biscuit, den man gezählt und eingeſchloſſen hatte, und der öffentlich auf dem Verdecke vertheilt wurde. Die Spaniſche Gaelotte, welche dem Winde weni-

ger widerstehen konnte, als wir, befand sich viel weiter auf der Höhe, auch hatte sie uns Alles gegeben, was sie konnte, und uns dabey die strengste Sparsamkeit empfohlen; die Aussicht auf die schreckliche Lage, worein wir gerathen mußten, belebte meine ganze Energie; ich stellte den Reisenden und dem Rehder vor, daß wir uns den Augenblick aller unnützen Mäuler entledigen, und sie auf der Insel Saint-Rose aussetzen müßten; und daß man da vielleicht Hülfe finden würde. Unsere Karten sagten uns, daß sich an der Spitze der Insel, am Eingange der Rehde, ein Fort befinde; und hier mußten sich doch Menschen zeigen.

Der Rehder antwortete, daß er sein Schiff nicht verlassen dürfe, daß es seine Pflicht erfordere, darauf zu bleiben, und zu sterben; die andern Reisenden waren meiner Meinung, und schlugen vor, diejenigen durchs Loos zu bestimmen, welche ausgesetzt werden sollten. Ich erwiederte, daß ich, obgleich viel älter als viele unter ihnen, doch, ohne das Loos zu erwarten, mit auf die Insel gehen wollte, ja, ich wollte es allein, wenn mich niemand begleitete; zwey waren indeß bereit, sich mit mir auszuschiffen, der eine hieß Dauvin, vormahliger Einwohner von Isle de France, wo er ein Blechschmid gewesen, und seit dem während der Revolution Officier geworden war; der andere war ein interessanter junger Mensch aus Marseille, Paul mit Nahmen, welcher den Feldzug in Aegypten mitgemacht hatte; eilig brachte man das Boot in's Meer; zwey Matrosen begleiteten uns, um das Boot wieder zurück zu bringen. Wir ruderten nicht eine halbe Stunde, um das Ufer zu erreichen, wo die Brandung sehr stark war, so daß das Boot beym Anlanden sogleich halb voll Wasser wurde. Mein Aussteigen an's Land gab mir Kraft und Hoffnung wieder. Wir zerstreuten uns ein wenig, und da ich einige niedrige und

feuchte Stellen fand, wühlten wir sie schnell mit den Händen auf; wir fanden sogleich süßes Wasser; das war uns ein köstlicher Fund, und wir sandten dem Schiffe welches. Das Boot kehrte nunmehr zurück. Wir hatten Wasser, und jeder von uns noch zwey Biscuite; wir waren gewiß, Krebse (Krabben) fischen zu können, wenn wir ihrer bedürften; so gingen wir nach Westen zu, um das Fort zu erreichen, welches nur drey bis vier Lieues, wie wir glaubten, von uns entfernt seyn konnte: denn die Insel hielt ungefähr sieben Lieues in der Länge, und wir dachten, auf der Hälfte gelandet zu seyn. Wir gaben unter Weges sorgfältig darauf acht, ob wir Spuren finden würden, daß sie bewohnt sey, oder ob man wenigstens eßbare Thiere fände. Wir hielten uns vornehmlich am Ufer, um die Entfernung vom festen Lande beurtheilen zu können; wir sahen, daß der Canal, der uns davon trennte, nur eine halbe Stunde breit war; überall feiner Sand, weiß wie Schnee, der den Augen beschwerlich war, und die glühenden Sonnenstrahlen zurück warf, wodurch uns Lippen und Haut aufsprangen. Dieser in ungleichen Erhöhungen zusammen gehäufte Sand, wovon die höchsten zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß haben mochten, und der sehr locker war, machte uns den Weg bey unserer Erschöpfung noch beschwerlicher. An vielen Stellen war der Boden so niedrig, daß wir ihn mit Seemuscheln bedeckt fanden, woraus wir sahen, daß das hohe Meer hier herein treten mußte. Auf den Hügeln sogar bemerkten wir Muschelthiere; ein Beweis, daß bey heftigen Stürmen die Wellen diese Höhe erreichen; denn es ist bekannt, daß die Ebbe und Fluth in diesen Gegenden nicht höher steigt, als ein bis zwey Fuß.

Ich konnte Anfangs nicht begreifen, wie diese Insel, welche eigentlich nur eine Sandbank ist, überall, wo wir frisch eingruben, süßes Wasser haben konnten. Der

Grund iſt aber dieſer: das Regenwaſſer, welches auf den feinen Sand fällt, ſickert leiſe durch, bis es auf das Meerwaſſer kommt, auf welchem es, weil es leichter iſt, ſtehen bleibt, ohne ſich mit jenem zu vermiſchen; gruben wir ein wenig zu tief, ſo wurde auch das Waſſer ſogleich ſalzig.

Von der nördlichen Küſte der Inſel entdeckten wir das feſte Land, welches uns ſehr waldicht, und ungefähr eine halbe Stunde entfernt zu ſeyn ſchien. Es ſah aus wie ein langer prächtiger Vorhang, den wir mit Bewunderung betrachteten. Das ſehr platte Ufer, welches hier und da kleine Seen bildet, wo nur einige Zoll hohes Waſſer ſteht, gab uns viel Krebſe zu fangen; allein ſie zerfleiſchten uns, die wir ſie nicht zu fangen verſtanden, fürchterlich die Hände. So bald ſie ſich nicht in Schlamm verkriechen konnten, ſetzten ſie ſich zur Wehre, und gruben ſich in die Erde, um bloß den Kopf uns zu zeigen. Da ſie mit ihren beweglichen Scheren bewaffnet waren, ergriffen wir unſere Meſſer, und erhielten ſo genug für unſere Abendmahlzeit.

Indem wir ſo dieſe kleinen Seen durchſtrichen, bewegte ſich plötzlich etwas dicht neben uns ſehr heftig, und ſprang dann mit Ungeſtüm in's Meer. Es war ein ungeheures Krokodill, wenigſtens zwölf bis funfzehn Fuß lang. Erſchreckt durch unſer Geräuſch hatte es gewiß eben ſo viel Furcht, als es uns einjagte: es blieb in einer Entfernung von dreyßig bis vierzig Schritten im Meere, den Kopf über dem Waſſer, und blickte uns ruhig an. Dauvin that zwey Flintenſchüſſe auf daſſelbe; erſt beym zweyten verſchwand es. Mit Fiſchen und Beobachten beſchäftigt, legten wir keine große Strecke Weges zurück; wir entdeckten keine Spur von Menſchen; deſto häufiger aber Fußſtapfen von einer Art vierfüßiger Thiere, welche wir für Ziegen hielten; nachher aber ſahen wir, daß es

Rehe gewesen waren. Wir bemerkten auch noch andere, die wir von Bären, und noch andere, die wir von Tiegern herzurühren glaubten; beunruhigender aber waren uns lange Windungen, die wir für Spuren großer Schlangen hielten.

Dieser Flugsand war größten Theils ganz nackt, nur hier und da standen Gruppen ärmlicher Gesträuche. Die größten waren Magnolien mit großen Blumen, deren Wurzeln aus dem niedrigen feuchten Boden immer hervor standen; umher fand ich, unter dem Nahmen Wachs- und Lorber-Baum, eine Art von großblätterigem Lorber und grünen Eichen, von so kleiner Art, daß man Hecken und Lauben davon machen könnte; die gewundenen horizontalen Zweige sind vielfach unter einander gewachsen; die Blätter oval, klein, und das Holz ausnehmend hart; außerdem fand ich Gesträuche von dem Azerolen-Dorn, (mespilus azarolus,) mit ein wenig eingeschnittenen Blättern, dicken rundlichen Früchten, von einer blaßrothen Farbe und einem aromatischen Geschmacke. Hier und da traf ich auch kleine Fichten, mit drey Blättchen, und sehr mager und dürr, auch noch eine andere Art von grünem Strauch, mit linienförmigem Laube, welcher fast wie Rhabarber roch; ich habe ihn sonst nirgends gefunden, und kannte weder seine Blüthen noch seine Früchte. Ich fand hier gleichfalls einige Maronen-Bäume mit gelben Blüthen, (pavia flava,) mehr aber als Sträuche, denn als Bäume; verschiedene Lianen und mehrere Arten von Weinstöcken.

Die Kräuterarten waren gleichfalls äußerst mannigfach; einige Arten von kleinem Rohr und Schilf an sumpfigen Orten; mehrere Arten von Cyper-Gras, auf den Höhen einige isolirte Flecke mit Gras und Winde, und Hülsen tragenden Gewächsen; ich fand auch eine Art von Münze hier, die mir ganz die unsere zu seyn schien.

Wir hatten uns gegen Mittag ausgeschifft, und bey Sonnenuntergang nicht mehr als ungefähr zwey gute Stunden Weges gemacht. Wir waren aber schon so ermüdet, daß wir uns entschlossen, Halt zu machen, um unsere Krebse zu verzehren und auszuruhen; bis jetzt hatten wir nur ein wenig Rum und Biscuit zu uns genommen; ich bestieg eine Anhöhe, um zu sehen, ob ich nicht eine Spur von dem Fort oder von dem Ende der Insel entdecken würde; ich glaubte wirklich auf dieser Seite Rauch zu bemerken; ich theilte diese Entdeckung meinen Begleitern mit, und schlug ihnen vor, noch weiter zu gehen, in der Hoffnung, daß wir noch vor Nachts das Fort erreichen würden. Dauvin, größer und stärker als die andern, war indessen am meisten erschöpft, er konnte durchaus nicht weiter gehen; wir suchten also Holz zusammen zu bringen, welches wir mit unsern Jagdmessern abhieben; und um Feuer anzuzünden, suchten wir uns ein breites Thal aus, um uns darum her zu lagern, doch tief genug, um nicht von unserm Schiffe bemerkt zu werden, weil wir ausgemacht hatten, daß wir ihm durch Feuer ein Zeichen geben wollten, wenn wir das Fort gefunden haben würden. Unsere Krebse waren bald zubereitet, wir grillirten sie im Feuer, und fanden sie so recht gut, allein gleichsam, als hätte ich mich des Essens ganz entwöhnt, spürte ich keinen Appetit.

Nach dem Essen bereiteten wir uns zum Schlafe vor; jeder von uns suchte sich nicht weit vom Feuer auf dem Sande einen Platz, der ihm gefiel; allein weit entfernt, der Ruhe zu genießen, deren wir so sehr bedurften, um unsere Reise fortsetzen zu können, hatten wir uns nicht so bald niedergelegt, als uns die Maringonis (eine Art von Mücken) von allen Seiten anfielen; wir mußten also aufstehen, und uns an's Feuer setzen: wir glaubten, daß, wenn wir unser Feuer vermehrten, und uns in den Zug

ſchenräumen derſelben lagerten, wir dieſes Ungemach vermeiden würden; allein es war vergebens, wir wurden auch hier von unſern Feinden verfolgt, und ſelbſt am Feuer ſitzend, griffen ſie uns endlich an.

Ich drang daher in meine Gefährten, uns wieder auf den Weg zu machen. Sie ließen ſich endlich bereden, und wir zogen fort; wir hielten uns immer am Meere, wo wir von weitem die Feuer auf unſerm Schiffe entdeckten, und kaum waren wir eine Stunde gegangen, ſo ſahen wir Fußſtapfen von Menſchen: welche Freude! wir glaubten, es müßten die von Leuten aus dem Fort ſeyn; es könne alſo auch nicht weit mehr ſeyn; ganz gewiß kam der Rauch, den ich bemerkt hatte, auch daher; wir gingen alſo immer aufmerkſam dieſer Spur nach; in weniger als einer Viertelſtunde entdeckten wir ein großes, am Meeresufer angezündetes Feuer; wir erſtaunten darüber. Wer konnte es angezündet haben? Waren es Wachen vom Fort? waren es Kreolen? Doch was hätte ſie auf dieſes dürre Eiland führen können? Waren es wohl vielleicht Wilde, im Krieg mit den Weißen begriffen, wilde Menſchenfreſſer, welche durch Anzündung von Feuer vielleicht die Schiffe täuſchen wollten, die ſie ſahen, in der Hoffnung, daß dieſe ſcheitern ſollten, und ſie ſie plündern könnten? Wir theilten uns verworren dieſe Bemerkungen mit, und blieben ſtehen.

Jetzt, ſagte ich, iſt es nicht mehr Zeit zur Beſinnung, wir müſſen handeln; wir haben Waffen, wir wollen ſie in Stand ſetzen, einige Kugeln mehr hinein laden, und vorſichtig uns nähern: ſind es Feinde, ſo überfallen wir ſie, ehe ſie uns überfallen. Wir näherten uns, ſahen aber niemanden am Feuer, endlich riefen wir, noch einige Schritte davon entfernt, mit feſter Stimme und geſpanntem Hahne: wer da? Den Augenblick ſtanden drey bis vier Perſonen auf, und antworteten: gute

Freunde! Sie waren es wirklich, nähmlich Einwohner von Penſacole, Franzoſen und Spanier, welche uns freundſchaftlich die Hände reichten. Wir erzählten ihnen unſere Abenteuer, und ſie theilten uns reichliche Portionen von alle dem mit, was ſie bey ſich hatten. Wir ſaßen nun um das Feuer her, welches uns kurz vorher ſo ſehr beunruhigt hatte, und fanden reichlich Brot und Fleiſch, Fiſche und Eyer. Man ſage noch: der Menſch ſey nicht gut, und die Geſellſchaft mache ihn nicht menſchlich und mitleidig! Dieſe hier hatten uns kaum beym ſchwachen Schimmer des Feuers erblickt, als ſie ſchon unſere Freunde waren, und dieß um ſo mehr, je unglücklicher wir uns fühlten.

Ihrer Seits erzählten ſie uns nun auch den Zufall, der ſie auf dieſes verlaſſene Ufer geführt hatte. Die Signale des Forts, ſagten ſie, hatten zu Penſacole gemeldet, daß zwey Schiffe in dieſen Gegenden kreuzten, ohne einlaufen zu können, weil der Wind ſo ungünſtig ſey, wie man ſeit zwanzig Jahren kein Beyſpiel habe; wir erwarten, fuhren ſie fort, einen von der Havana kommenden kranken Anverwandten, den wir auf der Spaniſchen Goelette vermuthen, die Sie begleitet; wir ſind ihm hierher entgegen gekommen, um ihn auf eine große Piroque zu nehmen, welche wir mitgebracht, und am andern Ufer, auf der Seite des feſten Landes, gelaſſen haben, um unſere Rückkehr abzukürzen. Wir können noch dieſen Abend zu Penſacole ſeyn, wo unſer kranker Verwandter im Schooße ſeiner Familie alles finden wird, deſſen er bedarf, indeß der längere ungeſunde Aufenthalt auf dem Schiffe ihm äußerſt gefährlich werden muß. Unſer Gouverneur, die Bedürfniſſe dieſer ſchon längſt ſignaliſirten Fahrzeuge ahndend, hat befohlen, eine große Chaluppe mit Lebensmitteln zu beladen, ſie wird dieſen Morgen bey guter Zeit ankommen. So können

Sie wegen Ihres Fahrzeuges ganz ruhig seyn. Die nähmliche Chaluppe wird unsern Verwandten an Bord nehmen, und hierher bringen, dann tragen wir ihn auf's andere Ufer, und führen ihn nach Pensacole zurück. Sie können unsere Piroque, die groß für uns Alle ist, benutzen, um mit nach der Stadt zu gehen, wo Sie das Einlaufen Ihres Fahrzeuges abwarten können. Sie sind noch, setzten sie hinzu, vier Lieues vom Fort. Der Weg dahin würde Sie sehr ermüdet und im Fort würden sie nicht viel gefunden haben; denn es ist nur mit einigen Soldaten besetzt, denen ihre Bedürfnisse immer von Pensacole zugeschickt werden. Diese tröstlichen Nachrichten, diese plötzliche Hülfe hatte uns sogar alle Eßluß benommen. Am Morgen sahen wir die Chaluppe wirklich ankommen, und nach und nach beyden Schiffen Lebensmittel bringen, und dann zu uns zurück kehren, den bewußten Kranken an Bord habend. Wir erfuhren, mit welcher Freude man diese neuen Provisionen an unserm Bord empfing, und dort erhielt man die Versicherung, daß wir von der Chaluppe oder der Piroque würden aufgenommen werden.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Abreise von der Insel Sainte-Rose, Ankunft zu Pensacole. Windstoß, der den Verf. bestimmt, nach Sainte-Rose zurück zu kehren. Andere Bemerkungen über diese Insel.

Wir reiseten erst spät des Morgens ab. Bis dahin fischte man solche große zusammen gewundene, unregelmäßig in Blöcken über einander gehäufte Austern, von denen sich große Bänke in dem Canale zwischen dem Lan-

de und der Insel finden; es war Nacht, als wir zu Pensacole eintrafen. Einer von denen, der uns zurück gebracht hatte, ein Franzose und Fleischer von Profession, der zugleich ein gutes Gasthaus hielt (er hieß Louis) gab uns Wohnung, und unser Appetit bey ihm setzte uns in dem Maße, wie wir ausruhten, in Erstaunen. Die ungeheuern Stücke Fleisch, womit man den Tisch besetzte, verschwanden augenblicklich, und man ging nicht sparsam damit um; denn es kostete nicht ganz drey Sous das Pfund, indeß das Brot zwölf kostete.

Wir gingen den andern Tag zuerst zum Gouverneur, um ihm zu danken, und er interessirte sich so für unsere Erzählung, daß er nicht einmahl nach unsern Pässen fragte; auf die freundschaftlichste Art bot er sich zu neuen Diensten an.

Drey Tage verstrichen, ohne daß die Schiffe einlaufen konnten; es war indessen noch eines dazu gekommen, welches mit Negern nach Louisiana beladen war. Gegen Abend kam unser Rehder nebst einem andern Reisenden und zwey Matrosen, in einem äußerst stürmischen Wetter an. Wir erstaunten; das Schiff war durch den Verlust von zwey Matrosen in diesem Sturme in die größte Gefahr gerathen. In welcher Angst mußten die Kranken auf dem Schiffe seyn? Von diesem Gedanken gequält, entschloß ich mich, mit jenem Boote wieder an Bord zurück zu kehren, die beyden Matrosen mitzunehmen, und dort, wenn es das Schicksal wollte, unterzugehen.

Ich erwartete den Morgen, bis das Meer ein wenig ruhiger wäre. Indessen ließ ich einige Lebensmittel, als Früchte nähmlich, Trauben und Feigen, die gerade reif waren, einpacken. Um eilf Uhr Vormittags ging ich ab, und kam ziemlich zeitig in das Fort der Insel Saint-Rose, nach dem wir vorher so geseufzt hatten. Es war

nur mit einem Dutzend Soldaten besetzt, die so schlecht gekleidet waren, daß man sie für Bettler hätte halten sollen. Auch waren sie bloß der Form wegen da, und thaten gar keinen Dienst. Das Fort war auch in einem Zustande, daß ihr Dienst mehr schädlich als nützlich hätte werden können, denn ganz von Holz erbaut, war es fast ganz zu Zunder verfault, und konnte durch ein Fünkchen angezündet werden.

Man erblickte diesem gegenüber auf dem festen Lande, in einer Kanonenschußweite, das andere steinerne Fort, das größer und besser besetzt war.

Ich fragte nach unsern Fahrzeugen, denn man konnte keines erblicken, ob ich gleich ein gutes Fernrohr bey mir hatte; ich erfuhr nun, daß man sie im Sturm habe kämpfen sehen, allein der Wind habe sie endlich aus dem Gesichte des Forts getrieben; jetzt sey es zu spät, um sich mit dem Boote auf den Weg zu machen, und die Insel zu umfahren. Den andern Tag wollte man mich auf eine Art von Vorgebirge führen, wo man weiter sehen könnte. Wir kamen früh genug dahin; ohne daß wir Anfangs etwas erblickten. Wir zogen das Boot an's Land, welches uns gegen die Sonne und auch gegen Regen im Nothfalle schützen konnte.

Ich irrte nun, voll Besorgniß um unser Schiff, auf dem Ufer umher. Ich fand daselbst auf dem nackten Sande viel solcher ungeheuern Bäume hingestreckt, zum Theil halb verfault, zum Theil im Sande vergraben; andere waren erst neuerlich angeschwemmt worden, und hatten noch ihre langen Wurzeln, unter denen sich vielleicht zwanzig Menschen hätten verstecken können, deren Stamm mit den großen Hauptästen ungefähr hundert und dreyßig Fuß in der Länge, und vier bis sechs in der Breite haben mochte; ich erblickte auch gesägte Holzstücke und Bretter, Trümmer von Kähnen und Schiffen, von de-

nen mehrere noch ihr ſchweres Eiſenwerk hatten. Dieſer Anblick machte mich ſehr traurig.

Endlich entdeckte ich mit Hülfe meines Fernglaſes am äußerſten Horizonte ein ſchwarzes Pünctchen, welches immer größer wurde. Es war ein Schiff, das mit vollem Winde kam. Wir beſchloſſen, ſogleich darauf los zu rudern. Es war nicht unſer Schiff, indeſſen erfuhren wir, daß das unſrige das hohe Meer hatte gewinnen können, und nicht auf die Küſte geworfen war. Wir konnten nicht hoffen, es in offener See zu erreichen, und kehrten an's Land zurück; den Reſt des Tages brachte ich mit genauerer Beobachtung deſſen zu, was ich auf meinem erſten Wege flüchtig geſehen hatte.

Am Abend beobachtete ich noch mit vielem Vergnügen eine Art von Krebſen (Krabben) von dem Geſchlechte der Turlurus, jedoch verſchieden von jenen Turlurus, deren Reiſende und Naturforſcher gedenken; denn dieſe geben ſie für roth oder violett aus, indeß dieſe ganz weiß ſind, und ſo klein, daß ſie auf einem ſechs Livres-Thaler Platz hätten. Sie bewohnen nicht das Meer, ſondern Löcher, welche ſie ſich am Ufer machen; ihre ſchwarzen Augen ſtehen auf einer Art von Röhren, und verlängern und verkürzen ſich, wie die Hörner der Schnecken, nur ſind ſie nicht ſo lang. Am Lande lebend, und den Nachſtellungen ihrer Feinde mehr ausgeſetzt als die andern Arten, ſind ſie auch furchtſamer und wachſamer, und haben Augen erhalten, womit ſie beſſer vor und hinter ſich ſchauen können. Sie haben auch zugleich längere Beine. Gleich den andern mit ſtarken Scheren bewaffnet, bedienen ſie ſich derſelben, um den übrigen Signale zum Rückzuge zu geben, indem ſie ſie an einander ſchlagen. Ich habe geſehen, wie ſie den Kopf in ihre Löcher ſteckten, und dann die Augen heraus dehnten, bis ſie nichts mehr zu fürchten zu haben glaubten. Man liebt ſie nicht wegen ihrer Klein-

heit, weil man so viele große hat, indeß gelten eigentlich die Turlurus für die delicatesten und fettesten. Die Kreolen auf den Inseln bereiten aus ihrem Fette und Eyern eine Art Sauce, Taumalen genannt, welche mit Citrone gewürzt, und Pfeffer und andern Ingredienzien, zum trockenen Fleische gegessen wird. Auch vermischen sie diese Sauce mit Maniok-Mehl, und bereiten daraus ein Gericht, das sie sehr lieben, und Maturu nennen.

Die Nacht war herrlich. Ich legte mich dicht am Ufer auf einen Hügel, um luftiger zu ruhen. In ein Tuch und eine leichte Decke gehüllt, konnte ich den Anfällen der Mouchetiques trotzen. Ich betrachtete das wogende Meer, aus dem Feuerstrahlen zu fahren schienen, da seine Oberfläche von zahllosen Fischschwärmen bewegt wurde, und in der sich der gestirnte Himmel spiegelte. Ich entschlummerte endlich. Als ich wieder erwachte, entdeckte ich durch mein gutes Gesicht zwey noch sehr entfernte Segel. Die Hoffnung belebte uns. Wir eilten wieder mit unserm Boote in See, und das erste Schiff, das wir erreichten, war das unsere; mit herzlicher Freude empfing man uns schon von weitem.

Den 24. August, sieben Wochen nach unserer Abreise von Martinique, und ungefähr zwanzig Tage nach dem unglücklichen Augenblicke, wo wir den Eingang an der Mündung des Missisippi verfehlt hatten, liefen wir mit Hülfe eines Piloten ein. Vom Eingange der Bay bis nach Pensacole selbst zählt man drey Lieues. Wir konnten nicht nahe genug kommen, um noch denselben Tag ans Land zu steigen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Beschreibung von Pensacole. Was diese Colonie unter der Englischen Regierung war. Was sie unter der Spanischen ist. Ackerbau, Boden, Erzeugung, Bewohner, Soldaten, Schiffahrt, und Mittel zur Verbesserung derselben.

Pensacole, diese, gegen Ende des Amerikanischen Revolutions-Krieges von den Spaniern den Engländern entrissene Stadt ist gegen das, was sie ehedem war, sehr in Verfall gerathen. An den lachenden und fruchtbaren Ufern des Hintergrundes der Bay, dem Eingange derselben gegenüber liegend, dehnt sie sich in einer großen und ganz gleichen Ebene hin, und lehnt ihre rechte und linke Seite an zwey Bäche, kleine Flüsse, welche Bayoux heißen. Auf der Landseite gegen Norden wird sie von einem, hinter ihr befindlichen Hügel beherrscht und geschützt. Die verschiedenen Flüsse, welche sich in diese große Bay ergießen, der lange Canal zwischen der Insel Sainte-Rose und dem festen Lande, machen sie zu einem Mittelpunct des Absatzes für alle diese Gegenden, der in dem Maße, wie das tiefere Land bevölkert werden wird, immer an Wichtigkeit zunehmen muß. Schon baute man hier mit Glück Reiß, Mais und Baumwolle. Die Neigung der Engländer zum Landleben, zu den Beschäftigungen des Landbaues, welche so viel zu ihrer Macht beygetragen hat, vermehrte die Pflanzungen, so wohl um diese weite Rehde, als auch längst den Ufern ihrer Flüsse hinab. Maſtbäume, Bauholz, Planken, Pech und Harz, so wie auch Pelzwerk, welches man von den Wilden be-

zog, wurden von Tag zu Tag immer beträchtlichere Handelszweige. Die Stadt selbst nahm in gleichem Maße an Größe zu. Niedliche Häuser, von einer Sauberkeit, die nur eine Gefährtinn des Wohlstandes ist, erhoben sich immer zahlreicher. Verschiedene hölzerne Einbauungen sprangen in die Rehde hervor, wo immer an funfzig Europäische Schiffe vor Anker lagen. Unter der Spanischen Herrschaft hat die Tradition allein Spuren von dem Handel mit Maſtbäumen, Holz und Harz erhalten, die ländlichen Wohnungen und Ackerleute sind gänzlich verschwunden, den Mais zieht man bloß noch aus den Pflanzungen von la Mobile, auch das Federvieh kommt daher; der Reiß wird von Neu-Orleans gehohlt, desgleichen auch Mehl, Wein und Europäische Eßwaaren. Die Fracht für die letztern verdoppelt fast den Preis derselben; das Brot kostet daselbst zwölf Sous das Pfund, da es doch eigentlich höchstens die Hälfte kosten sollte. Aus Mangel an Consumtion und Absatz hat man nicht einmahl Märkte daselbst. Niemand hat etwas zu verkaufen, und würde auch in der That nicht seine Zeit bezahlt bekommen. Ich selbst habe gesehen, daß Fischer einen Theil ihrer Fische wegwerfen mußten, nachdem sie die schönsten nur auf das allerniedrigste hatten verkaufen können. Ein Unglücklicher, der eine halbe Stunde von der Stadt entfernt lebt, baut Wasser-Melonen, ein in diesen Gegenden fast einheimisches Product, und hat Mühe, es abzusetzen. Er ist der einzige Landbauer in dieser Colonie. Das Schlachtfleisch kostet nicht mehr als drey Sous, welches nach französischem Gelde nur einen Sous ausmacht. Allein die Butter, deren Bereitung einige Mühe und Fleiß erfordert, kostet daselbst im Sommer sechs und dreyßig bis acht und vierzig Sous, und im Winter mehr als drey Franken.

Jeder Privat-Mann hat Kühe, welche Tag und

Nacht, Sommer und Winter, in den Wäldern bleiben; man wendet keine andere Pflege darauf, als daß man sie des Tages ein Mahl melkt, man behält die Kälber zurück, damit sie von selbst zurück kommen; manche haben ihrer wohl hundert; ein Englisches Haus, einige Lieues von der Stadt, hat einen Viehstand an Kühen von mehr als zwey tausend Stücken. Diese Thiere irren weit umher, vermischt unter einander. Man erkennt sie an den besondern Zeichen, welche ihnen jeder Eigenthümer im Frühling aufdrückt; dann läßt man sie zusammen kommen; das ist fast alle Pflege, die man ihnen angedeihen läßt. Eine Kuh kostet höchstens dreyßig bis sechs und dreyßig Franken, sie sind von Englischer Race, welche sich recht wohl erhalten hat.

Der Boden der Stadt ist nur ein feiner, lockrer Sand, daß man auf den Straßen nicht zu gehen im Stande ist, indessen gedeihen darin Baum- und Hülsenfrüchte; die Orangen-Bäume kommen trefflich fort. Die Feigenbäume erhalten hier die höchste Schönheit, und ihre Früchte sind köstlich. Der Weinstock erzeugt treffliche Trauben. Ich habe einen, zu einer Laube gezogen, und mit Früchten beladen gesehen, der nur zwey bis drey Jahre alt war, allein so starkes Holz hatte, als eine Platane von acht bis neun Jahren in Frankreich. Die Pfirsichbäume wachsen mit bewundernswerther Schnelligkeit empor, allein sie gehen auch bald ein, weil man sie zu viel Früchte tragen läßt; es gibt auch Pflaumenbäume von einheimischen Arten, welche aber nicht so gut sind, als die unsern; der Birnen- und Apfelbaum kommt in diesem leichten und heißen Boden nicht sonderlich fort.

Ich weiß nicht, warum man nicht auch den Apricosen-Baum und den Mandelbaum hierher verpflanzt hat, da ihnen das Klima so günstig seyn muß. Die gewöhnlichen Gemüse sind die Kürbißart, welche giraumont oder

potiron heißt, und ſehr markig und ſüß iſt; die ſüße Kalebaſſe, welche der Gurke nahe kommt, und ihre langen Ranken mit ſolcher Fülle auslaufen läßt, daß ſie über die Häuſer gehen, und man recht angenehme Dächer davon machen kann, alle Arten von Melonen kommen gleichfalls ohne alle Pflege fort. Man bedient ſich häufig des langen Pfeffers oder Pimentes, eines ſtark adſtringirenden Mittels, das jedoch in dieſen Gegenden, wo eine ſehr reichliche Ausdünſtung erſchlafft und ſchwächt, ſehr heilſam ſeyn kann; Salat, Kohl und die meiſten unſerer Küchengewächſe in Frankreich kommen hier gleichfalls bewundernswürdig fort, und ſind von dem trefflichſten Geſchmack, man hat auch den Erdapfel, den wir bauen, und die ſüßen Pataten der warmen Länder. Ein Privat-Mann hat den Verſuch mit einer kleinen Zuckerrohrpflanzung auf dieſem ſandigen Boden gemacht. Ich habe ſie geſehen, ſie war eben ſo ſchön und kräftig, als eine auf den Inſeln; noch beſſer aber würden dergleichen Verſuche gedeihen, wenn man ſie einige Lieues weiter ins Land, dicht an Flüſſen, anlegte, wo der Boden noch weit beſſer iſt. Penſacole, wie Neu-Orleans, unter dem 30. Grade der Breite gelegen, muß ein noch wärmeres Klima haben, welches, da der Boden hier ſandig iſt, noch mehr zu dieſer Art der Cultur ſich eignet.

Alle Arten von Bohnen kommen hier trefflich fort, man findet mehrere, die wir nicht kennen, reichlicher tragend und beſſer ſchmeckend; unter andern die platten Bohnen. Im Winter bringen die Indianer Wildbret in Menge herbey, Aenten, Rehe, deren Fleiſch äußerſt fett und geſund iſt, wilde Truthühne, ebenfalls ſehr fett, wohl dreyßig Pfund wiegend, die nicht theurer bezahlt werden als um fünf und zwanzig Sous, und zwar in Waaren.

Das Holz koſtet hier gar nichts; es wäre eine Wohl-

that für das Land, wenn recht viel verbraucht würde, allein man muß das Behauen und den Transport bezahlen, und dieß ist sehr viel in einem Lande, wo man die Arbeit nicht liebt, und nicht durch die Noth dazu gedrängt wird. Ein Wagen mit ungefähr zwey Drittel Klafter wird mit zehn bis zwölf Escalins (sieben bis acht Franken) bezahlt. Die, welche Neger haben, lassen welches am Ufer der Rehde fällen, und es zu Wasser bringen.

Die Flüsse und das Meer sind hier ungemein fischreich; ich habe am Eingang der Rehde Alles davon wimmeln gesehen, so daß es aussah, als wenn ein leiser Wind die Oberfläche des Wassers kräuselte. Die Schalthiere finden sich ebenfalls in sehr großer Menge. Die Buchten, und die Gegenden um die Mündungen der Flüsse haben große Bänke von diesen breiten und trefflichen Austern.

Die Luft zu Pensacole ist so rein, daß oft Kranke von Louisiana zu ihrer Wiederherstellung hierher kommen. Alles, was in dieser Stadt existirt, ist Soldat, oder lebt von einigen, diesem Stande nothwendigen Professionen. Was die Stadt erzeugt, gründet sich allein auf den Aufwand, den die Regierung macht; Landbau und Handel erzeugen hier nichts. Wenig schlecht bestellte Gärten ausgenommen, bebaut man nicht den kleinsten Erdwinkel. Die Häuser und der Unterhalt der Individuen muß daher auch mit der Summe im Verhältniß stehen, welche die Regierung in Umlauf bringt; es ist deßhalb auch ein großer Theil der zur Zeit der Engländer bewohnten Häuser verlassen worden und verfallen. Von den vielen Einbauungen im Meere ist nur noch eine einzige übrig, und auch diese befindet sich im schlechtesten Zustande; eine der beyden schönen, von den Engländern erbauten Casernen ist kürzlich abgebrannt. Das, was die Regierung in dieser Stadt ausgibt, verwandelt sich nicht wieder, wie

die Erzeugniſſe des Landbaues und des Handels, in nützliche, wiedererzeugende Fonds. Die an ein unthätiges Leben gewöhnten Soldaten, deren koſtſpielige Vergnügungen zum Bedürfniß geworden ſind, und welche ſich da, wo ſie ſind, nur als Fremde anſehen, ſind weder geneigt, noch im Stande, ſich mit fruchtbaren Unternehmungen im Handel oder Landbau zu beſchäftigen: Eine aus Soldaten beſtehende Stadt wird gewiß nie ein Muſter von Arbeitſamkeit und Oekonomie ſeyn.

Ein Billard iſt der allgemeine Sammelplatz, wohin Alles, vom Gouverneur bis zum niedrigſten Handwerker oder Ladendiener, ſich begibt, wo der Schuſter eben ſo wohl zur guten Geſellſchaft gehört, als der am beſten erzogene Soldat, wo, mit einem Worte, vollkommene Gleichheit herrſcht, nicht etwa jene, die einen zu den rohen Sitten des Pöbels herunter zieht; ſondern die, welche den gemeinen Mann zu den edlern Sitten der Geſelligkeit erhebt; dieſes Billard nun nimmt zum Theil dasjenige hin, was nicht für die Lebensbedürfniſſe ausgegeben wird, man hört hier keine Zeitungs- noch gelehrte Geſpräche, man ſpielt, trinkt Punſch, genießt Erfriſchungen und plaudert, bloß um zu plaudern. Die Achtung gegen Fremde kann nicht größer ſeyn als hier, man behandelt ſie mit der zuvorkommenſten Höflichkeit.

Die Frauen nehmen mehr auf den Stand Rückſicht, ihre Geſellſchaft iſt angenehm; ſie ſind ſehr freundlich gegen Fremde. Die Gemahlinn des Gouverneurs und ſeine liebenswürdige Familie gehen darin vorzüglich mit ihrem Beyſpiele vor. Ich kann mirs nicht verſagen, hier beſonders Madame d'Alva, eine Franzöſinn, aus Louiſiana gebürtig, und an einen Spanier, den Director des Hoſpitals, verheirathet, zu nennen. Man kann die Tugenden der Gaſtfreundſchaft nicht weiter treiben; ihre edelmüthige Wohlthätigkeit erſtreckt ſich auf Alle und

Jede, denen sie nützlich seyn kann, auf gleiche Weise. Diese Damen folgen alle der Französischen Mode; die leichten Roben mit kurzen Taillen und Aermeln, welche die Umrisse des Körpers verrathen, ohne ihn zu zwingen, und welche in dieser Hinsicht für alle Zeiten und Länder sich eignen, sind vorzüglich passend für diese Gegenden, wo der Sommer so lang und heiß ist. Alle stillen ihre Kinder selbst, auch diese Sitte verdanken sie der Mode. Glückliche Herrschaft derselben, wenn sie immer einen solchen Einfluß hätte! Das Menschengeschlecht hat in dieser Hinsicht sichtlich gewonnen; denn die von ihren Müttern genährten Kinder sind immer größer und stärker.

Fünf bis sechs kleine Schiffe, welche zusammen nicht mehr als sechs bis sieben hundert Tonnen hielten, und durch widrige Winde hierher verschlagen wurden, sind mehr, als man seit zehn Jahren hier gesehen hat, und diese konnten nicht einmahl so viel verkaufen, um ihren Unterhalt zu decken.

Vier bis fünf Goeletten, von zehn bis fünf und zwanzig Tonnen, führen zu verschiedenen Zeiten Reisende und Waaren von Neu-Orleans hin und her. Das ist aller Handel dieser Colonie, der mit Pelzwerk ausgenommen, wovon ich im Folgenden sprechen werde. So erregen diejenigen Eroberungen, welche für das gemeine Volk Stoff zur Freude sind, dem heller sehenden Manne nicht selten Besorgniß und Kummer, wenn sie der Vermehrung der Menschen, der ersten Pflicht und dem letzten Zweck aller gesellschaftlichen Einrichtungen, nachtheilig werden. Hier wendet jeder Mann, selbst die von ihrer Regierung besoldeten Spanier, seine Blicke mit Schmerz auf den ehemahligen Wohlstand dieser Colonie.

Diese breiten und platten Goeletten nehmen nach Neu-Orleans einen noch kürzern und sicherern Weg, als den durch die Mündung des Missisippi's; wenn sie die

Rehde verlaſſen, ſteuern ſie längſt der Küſte hin, weſtlich bis zur Mündung des la Mobile. Hier gehen ſie in den längſt dem feſten Lande von den Inſeln Dauphine, la Carne, aux Vaisseaux und aux Chats gebildeten Canal. Andere kleine Inſeln, welche ſehr dicht an einander liegen, bilden dann mehrere enge Canäle, welche les Rogolets heißen, und in den See Ponchartrain führen, aus dem man in die Mündung eines kleinen Fluſſes gelang, die durch einen von Menſchenhänden angelegten, und durch den Baron von Cavondelet, dem damahligen Gouverneur von Louiſiana, erbauten Canal, mit Neu-Orleans zuſammen hängt. Dieſer Weg beträgt nicht mehr als funfzig Lieues, und läßt ſich in zwey Tagen machen, iſt vor Stürmen geſichert, erlaubt zu jeder Zeit die Einkehr, und ſchützt vor feindlichen Angriffen. Der Weg durch die Mündung des Miſſiſippi's würde mehr als neunzig Lieues betragen; man müßte längſt den Inſeln de la Chandeleur hinſteuern, wo es heftige Winde ſtöße gibt, auch gegen heftige Strömungen kämpfen; das Land an der Mündung des Fluſſes, ſo niedrig, daß man es nur in großer Nähe entdeckt; iſt fürs Anlegen äußerſt gefährlich, und iſt man auch in den Fluß eingelaufen, ſo braucht man zuweilen zwanzig bis dreyßig Tage, um auf demſelben bis nach Neu-Orleans hinauf zu kommen.

Der gegenwärtige Gouverneur von Penſacole, Herr Folke, ein verdienſtvoller und thätiger Mann, hatte die Idee gefaßt, dieſen kurzen Weg noch mehr abzukürzen, und ihn noch ſicherer zu machen. Einer von den Flüſſen, ſagte er mir, welche ſich auf die Rehde von Penſacole ergießen, geht hinauf bis dicht an den Fluß aux Perdrix. Der Boden, welcher dieſe beyden Flüſſe trennt, iſt weich und eben, und mit wenig Koſten könnte man einen Verbindungs-Canal zwiſchen beyden graben, faſt eben ſo

leicht ließe ſich dann auch ein anderer Canal zwiſchen dieſem Fluſſe aux Perdrix mit dem aux Poissons, welcher in den la Mobile fällt, anlegen; dann würden die Verbindungswege zwiſchen Penſacole und Neu-Orleans, faſt alle innerhalb des Landes befindlich, unabhängiger von den Winden, und zu Kriegszeiten keinem feindlichen Angriffe ausgeſetzt ſeyn. Das Uferland dieſer Gegenden würde Gelegenheit zum Abſatze bekommen, wodurch die Wichtigkeit des Anbaues derſelben fühlbar werden müßte. So würde Penſacole täglich bedeutender werden, als Niederlagsort, möchte es nun ſeine Verbindungen mit Louiſiana fortſetzen, oder ſelbſt den innern Handel betreiben.

Dieſe weiſen und nützlichen Plane des Gouverneurs von Penſacole ſind, ſollte man es wohl glauben? ſelbſt von den Gouverneurs von Louiſiana verworfen worden, von denen das Gouvernement von Penſacole abhängt. Faſt alle betrachteten dasjenige, was den Wohlſtand des weſtlichen Florida's, wovon Penſacole die Hauptſtadt iſt, befördern könnte, als nachtheilig für den Wohlſtand von Louiſiana. Welche blinde Unwiſſenheit! Würden nicht die Reichthümer von Penſacole, nach Neu-Orleans gebracht, den Handel von dieſem erhöht haben? und je mehr ſich Penſacole gehoben hätte, deſto mehr würde Neu-Orleans dabey gewonnen haben. Durch ſolche falſche Vorſtellungen von öffentlichem Wohlſtande richten ſich die Staaten zu Grund. Dieſe faſt triviale Bemerkung kann deſſen ungeachtet der Spaniſchen Regierung nicht oft genug wiederhohlt werden.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Rehde von Pensacole. Ihre Wichtigkeit, ihre Sümpfe, Ebbe und Fluth. Begriff von dem Aufwande der Regierung in dieser Colonie. Außerordentliche Mißbräuche. Privilegirtes, in Pensacole zurück gebliebenes, Englisches Handelshaus. Das Unpolitische dieser Niederlassung.

In Saint-Domingo vernahm ich die Nachricht, daß Louisiana von neuem wieder an die vereinten Staaten abgetreten worden sey, und daß Pensacole, nebst dem westlichen Florida, unter Spanischer Herrschaft bleibe. Diese neue Ordnung der Dinge wird höchst wichtige Folgen haben.

Die Rehde von Pensacole wird wegen ihrer Lage, ihrer Sicherheit, ihres Umfangs, und in Folge der gegenwärtigen Ereignisse, immer für die Macht, welche sie besitzt, von ungemeiner Wichtigkeit seyn. Es ist die einzige des Mexicanischen Meerbusens, wo eine große Menge von Schiffen, gegen alle Winde gesichert, liegen kann *).

Ihr Grund, an mehrern Orten mit Sand und Schlamm vermischt, ist der herrlichste Ankergrund. Auf

*) Ich muß indessen bemerken, daß bey einem Sturme, der vor ungefähr zwanzig Jahren im Monath August ausbrach, eine Fregatte, welche hier vor Anker lag, los gerissen wurde, und man nie wieder eine Spur davon gesehen hat. Indessen hatte sie nicht sorgfältig genug den besten Ort auf der Rehde zum Ankerwerfen gewählt.

allen Seiten vom Lande umgeben, mit dem Meere bloß zusammen hängend durch einen engen, ein wenig schief laufenden Eingang, und durch den noch engern Canal Saint-Rose, kann sie nicht durch die Fluthen von aussen in heftige Bewegung gesetzt werden. Sie vermag Schiffe von sechzig Kanonen aufzunehmen. Diese Vortheile zusammen genommen, müssen der Macht, welche sie zu benutzen versteht, die Herrschaft über den mexicanischen Meerbusen zusichern. Die Ufergegenden von Pensacole würden über dieß fast Alles liefern, was zur Ausbesserung und dem Bau einer Marine erforderlich ist, als Pech und Schiffstheer, ferner Fichten und Cypressen für die Masten, für die Krummhölzer harte grüne Eichen, und für die Schiffsverkleidung und die Verdecke Eichen von vielerley Arten, Cedern, Cypressen u. s. f. Würden die thätigen und ehrsüchtigen Amerikaner Herren eines solchen Platzes, so würden sie bald durch ihre Marine sehr furchtbar werden. Wie könnte Spanien mit seinem Mexico durch Vera-Crux eine Gemeinschaft haben, wenn sie diese unterbrechen wollten? Welche Ausrüstungskosten würde es ihnen nicht allein verursachen, wenn sie ihre Transporte aus der Havana nach Vera-Crux wollten escortiren lassen? Würden nicht alle Flüsse, welche von Louisiana bis Mexico sich ins Meer ergießen, in der Gewalt der Amerikaner seyn? Eine solche Lage der Sachen würde den Verlust von Mexico und den übrigen Spanischen Colonien, selbst den Französischen, nach sich ziehen. Kein Platz in der Welt verdient daher mehr, als dieser, die Achtsamkeit Spaniens, und selbst die Besorgniß Frankreichs, als seines Alliirten.

Indeß Spanien, wenn es Pensacole verliert, Alles zu fürchten haben würde, wird es bey dessen Behauptung immer die Amerikaner in Louisiana in Achtung er-

halten, wenn ſie dieſes behalten. Seine Kriegsſchiffe können jeden Augenblick aus Penſacole auslaufen, und nach Willkühr immer die ſchwierigen Stellen des Fluſſes, und die der andern Flüſſe oer Atacapas blockiren; allein wie ſehr hat ſich nicht Spanien ſchon in dieſem Beſitzthum einſchränken laſſen! Die Amerikaner haben ihre Niederlaſſungen in Georgien bis auf funfzehn oder ſechzehn Lieues von Penſacole vorgerückt. Der obere Theil des Fluſſes la Mobile iſt bis auf etliche zwanzig Meilen von ſeiner Mündung unter ihrer Herrſchaft. In dieſer Lage bedarf es ſchon weit mehr Truppen, um Penſacole zu beſetzen, und noch mehr Wachſamkeit, um es mit Landbebauern zu bevölkern, ohne dieß werden es die Amerikaner früher oder ſpäter verſchlingen.

Ebbe und Fluth iſt hier weder ſehr ſtark, noch regelmäßig, die Winde vom Meere erhöhen ſie beträchtlich, ſo wie ſie die Landwinde ſehr vermindern; daher hat man ſie auch noch nicht ganz genau nach dem Maße beſtimmen können. Binnen vier und zwanzig Stunden verläßt die See die Rehde achtzehn bis neunzehn Stunden, und kehrt nur fünf bis ſechs Stunden lang zurück; man muß dieſen ungeheuern Unterſchied des Ab- und Zufluſſes den Flüſſen zuſchreiben, welche ſich in die Rehde ergießen, und ſchließen, daß dieſe Flüſſe in einem Zeitraume von vier und zwanzig Stunden faſt zwey Drittel des Waſſers geben, welches der Umfang der Rehde zu faſſen vermag. Daher iſt denn auch hier das Waſſer weit weniger ſalzig, als im Meer, und wird es immer weniger, je näher man dem Ufer kommt, eine wichtige Bemerkung für die Schiffe, welche ſich auf dieſer Rehde befinden; je mehr ſie ſich den Ufern nähern, deſto weniger haben ſie von jenen großen Würmern zu fürchten, welche die Schiffe zernagen, denn dieſe Würmer können nicht wohl in ſüßem Waſſer leben. D...

Fluth steigt selten auf drey Fuß, und zuweilen gar nicht; die Strömungen sind hier gleichfalls äußerst veränderlich, welches, wie ich schon bemerkt habe, vornehmlich den Winden zugeschrieben werden muß.

Die Flüsse, welche sich in diese Rhede ergießen, erzeugen hier verschiedene Strömungen, welche für die Schiff-Fahrt mit Barken und Schaluppen äußerst unbequem sind. Diese Unbequemlichkeiten werden aber noch mehr dadurch vermehrt, daß, wenn man sich dem Ufer nähert, an manchen Orten so wenig Wasser gefunden wird, daß man große Umwege nehmen muß.

Das Fort von Pensacole, auf einem Sandhügel erbaut, ist von der äußersten Bedeutung, weil die großen Schiffe, um einzulaufen, genöthigt sind, sich ihm auf eine halbe Kanonenschußweite zu nähern.

Diese Colonie, welche unter der Spanischen Regierung immer mehr in Verfall geräth, ist ihr indessen äußerst lästig durch die ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, welche diese erfordert. Man salarirt daselbst fünf hundert Mann Truppen, von denen jedoch nicht zwey hundert wirklich gehalten werden. Es befindet sich hier ein Gouverneur, mit dem Titel eines Obersten, und drey tausend Piastern Gehalt, ein Commandant mit demselben Range, Schatz-Commissäre, Magazin-Aufseher, und eine Menge subalterner Beamten, deren Geschäfte sich bloß auf die Einnahme ihrer Einkünfte und Emolumente beschränken. Man bezahlt Zollbeamte, welche nichts zu visitiren und einzuschreiben haben, Zimmerleute, Tischler, Kalfaterer, Schmiede, und Alles, was zur Marine erforderlich ist, bis auf den Laternenträger, und die ganze Marine des Gouvernements besteht in einer einzigen Schaluppe ohne Verdeck; die Unterbeamten haben monathliche Gehalte, von fünf und zwanzig Gourdes bis auf vierzig bis funfzig, überdieß haben sie noch

Rationen, Wohnung und andere Vortheile. Es gibt Magazine, wo man nicht verfehlt, Hararyen zu beweisen, um die nähmlichen Sachen wieder hinein zu legen; eine gewisse Quantität Pulver wird ebenfalls zum Exerciren mit Feuer verbraucht, angegeben, und gleichwohl brennt man nicht eine Kanone los; diese zufälligen Vortheile der Stellen sind gewöhnlich bedeutender, als die monathlichen Emolumente selbst. Diese Mißbräuche sind so gewöhnlich, daß man sich nicht einmahl die Mühe gibt, sie zu verbergen; sie erstrecken sich über alle Verwaltungsbehörden der verschiedenen Colonien, und der redliche Chef würde sie schwerlich gänzlich unterdrücken können. Es gibt Gegenden, wo diese Mißbräuche noch schreyender sind. Wie sollte da eine solche Regierung bey allen Reichthümern nicht arm, bey so vielen Aemtern nicht schwach seyn? Es ist ein Wunder, daß sie sich noch bis jetzt behauptet hat.

Vor einigen Jahren wurden mehr als funfzehn hundert tausend Franken zur Ausbesserung der Befestigungen ausgegeben, und doch sind sie in einem fürchterlichen Verfalle, ausgenommen das aus Ziegelsteinen erbaute Fort auf dem festen Lande, beym Eingange der Rehde; doch hatte es überall Spalten und Risse bekommen, weil es auf Flugsande erbaut, und ganz gewiß mit schlechtem Pfahlwerk versehen war. Die meisten Gebäude liegen gänzlich in Ruinen. Ich habe schon im Vorhergehenden bemerkt, daß das auf der Insel Saint-Rose in einem solchen Zustande ist, daß es durch einen Funken aus einer Tabakspfeife angezündet werden könnte; und daß seine Artillerie ihm bey der Vertheidigung gefährlicher werden möchte, als dem Feinde.

Auf dem Hügel, welcher gegen Norden sich hinter der Stadt erhebt, hatten die Engländer drey sehr gute Forts, mit einem tiefen Graben umgeben, angelegt.

Die Stadt hatte außer dem noch einen breiten Graben um sich herum, die Böschung war mit dicken Baumstämmen, von ungefähr zwölf Fuß Höhe besetzt; im Mittelpuncte der Stadt bildet ein anderes Fort eine Art von Cittadelle, wohin sich im Nothfalle alle Einwohner flüchten konnten. Mehrere feste Schlösser, von Holz erbaut, trugen Kanonen, und man konnte damit über die Pallisaden hinweg schießen, und die Hauptstraßen bestreichen. Von allen diesen Befestigungen ist heut zu Tage nichts mehr übrig, als einige feste Schlösser, welche, isolirt, keinen großen Schutz gewähren können.

Als Pensacole von den Engländern in Besitz genommen wurde, existirte hier ein ansehnliches Handelshaus, welches ein Privilegium, den Pelzhandel betreffend, hatte. Dieses Haus hat sein Privilegium unter der Spanischen Regierung behalten. Man sieht leicht, wie unpolitisch die Erhaltung eines solchen, Engländern zustehenden Privilegiums ist. Diese Gesellschaft, Anfangs unter dem Nahmen Panton, eines ihrer Chefs, bekannt, hatte eine Niederlassung zu London, und eine andere auf der Insel de la Providence, ein äußerst wichtiger Umstand. Sie erstreckt ihre Handelsverbindungen mit den Wilden bis auf achtzig oder hundert Lieues. Ihre Agenten sind lauter Engländer, und sie führen den Wilden auch lauter Englische Waaren zu; diese bestehen in Tafia, Pulver, Bley, Flinten, allerley Decken, blauem Tuche, wollenen Borten, gedruckter Leinwand, Beilen, Messern, und mancherley Kleinigkeiten zum Putz. Diese Wilden hängen, wenn gleich sonst nicht sehr beständig in ihrem Wesen, dennoch fest an gewissen Gewohnheiten. Z. B. Decken mit gewissen Streifen, blaues Tuch, rothe und gelbe wollene Borten, Silberplatten von bestimmter Form, Glasperlen von milchweißer Farbe zu haben, und dergleichen; auch hängen sie sehr

an der Form ihrer meiſtens carabinirten Flinten, und an einer Art von äußerſt feinem Schießpulver. Gewohnt, mit den Engländern zu handeln, gewöhnen ſie ſich allmählich an ihre Waaren, ſelbſt an die Sättel gewöhnen ſich diejenigen unter ihnen, welche Pferde haben. So iſt alſo der Vortheil des Handels mit Pelzwerk der einzige, welchen Spanien hätte benutzen können, da es keinen Landbau unterhält und befördert. Dieſer ganze Vortheil iſt bloß für ſeine Feinde vorhanden, und wird ihm ſchädlich. Unter dem Vorwande, ſich mit Waaren für dieſen Handel zu verſehen, läßt dieſes Engliſche Haus auch alle, den Einwohnern nothwendige Waaren nach Penſacole kommen. Auf dieſe Art iſt denn dieſe ganze, von dem Könige von Spanien allein unterhaltene Colonie bloß zum Vortheile Englands vorhanden. Jenes Handelshaus gibt den Einwohnern von Penſacole Credit auf ein Jahr, und indem es ſie durch dieſen Credit bindet, verkauft es viel theurer an ſie, und zwingt ſie, ihm den Vorzug zu geben; ſo bekommt es denn nicht nur alles Pelzwerk, ſondern auch alles bare Geld. Ganz neuerliche Begebenheiten müſſen aber, als eine Folge dieſes unpolitiſchen Benehmens, dieſe Colonie den größten Gefahren ausſetzen.

Dreyßigſtes Kapitel.

Geſchichte eines Engländers, mit Nahmen Bawles, Oberanführers der Wilden. Krieg der Wilden gegen die Spanier. Gefahren der Colonie. Völkerrecht, angewandt auf die Indianer. Bemerkungen über die Veranlaſſungen dieſes Krieges.

Ein Engländer, mit Nahmen Bawles, der in England Lieutenant einer Grenadier-Compagnie geweſen war, war auf die Inſel de la Providence, eine Engliſche Colonie, gegangen. Ein ziemlich langer Aufenthalt auf dieſer Inſel lehrte ihn den anſehnlichen Handel mit Pelzwerk kennen, den die privilegirte Geſellſchaft, wovon ein Haus, wie geſagt, auf la Providence etablirt iſt, mit dem weſtlichen Florida trieb. Bawles wünſchte, den Umfang dieſes Handels ſelbſt an Ort und Stelle zu erforſchen, und daran Antheil zu nehmen. Sey es nun, daß dieſe Idee ihm bereits in England von den Agenten dieſer Regierung ſelbſt beygebracht worden ſeyn, oder daß er ſie erſt auf la Providence gefaßt haben möchte, genug, er reiſte von jener Inſel nach Florida mit allerley Handelsgegenſtänden. Hier trat er bald mit den Wilden in Verbindung, und machte ſich unter denſelben beliebt. Bawles, groß und wohlgeſtaltet, verbindet mit einem kriegeriſchen Anſehen eine offene und angenehme Bildung; bey vielem Genie und Geiſtesbildung iſt er unternehmend und kühn; biegſam und geſchmeidig weiß er ſich ohne Mühe in alles zu finden, was die Umſtände erfordern. Großmüthig, prachtliebend und üppig, wenn er es ſeyn

mußte, wußte er sich auch leicht an einfache, strenge, ja rauhe Sitten zu gewöhnen.

Bawles, Anfangs bloß mit den Indianern Handel treibend, wurde bald ihr Freund und Gefährte, indem er sich nach ihren Sitten richtete, ihre Sprache redete, ihre Jagdzüge anführte, und an ihren Festen Antheil nahm. Gleich ihnen ging er nackt, einen bloßen Leibschurz, und an den Füßen Mitassen tragend; er schlief auf dem Boden, lebte von Mais in Wasser gekocht, und von boukanirtem Fleisch gejagter Thiere. Bey dieser Lebensweise, welche einem in Europäischer Weichlichkeit erzogenen Menschen sehr auffallend seyn mußte, bereitete Bawles unter den Indianischen Nationen einen allgemeinen Aufstand gegen die Spanier vor. Er tauschte die verschiedenen Waaren, welche er mitgebracht hatte, zu einem weit niedrigern Preise aus als diejenigen, welche sie sich von dem Hause zu Pensacole verschafften, und versprach ihnen in Zukunft noch weit mehr davon; vorzüglich gab er leicht Credit, ein immer verführerischer Reitz für die Wilden. So entfremdete er sie immer mehr und mehr gegen die Spanier. Diese gierigen Despoten, sagte er zu ihnen, genießen allen Vortheil eurer Jagden, und lassen euch arm, um euch desto eher zu Sclaven zu machen. Die Magazine, welche sie in euren Dörfern und Flecken angelegt haben, sind nur deßhalb so reich ausgestattet, weil sie euer Pelzwerk zu sehr geringen Preisen haben, und euch ungescheut das, was ihr bedürft, über den Span verkaufen, weil ihr eure Provisionen nirgends anders sonst herhohlen könnt. Die auf diese Art gereitzten Wilden wollten nun die Magazine plündern. Allein Bawles zu klug, um solche gefährliche Beyspiele zu dulden, traf einen andern Ausweg. Er taxirte die Waaren in diesen Niederlagen zu einem Preise, ganz gleich mit dem der Gegenstände, welche er selbst verkauft hatte.

Durch dieſen Anſchein von Gerechtigkeit ſetzte Bawles das Haus zu Penſacole außer Stand, der Spaniſchen Regierung und ihren Agenten fernerhin die Subſidien zu bezahlen, zerriß alle Handelsverbindungen der Wilden mit den Spaniern, nährte den Haß der Wilden gegen ſie, öffnete immer mehr und mehr für England den ausſchließenden Handel nach dieſen Gegenden, und organiſirte einen allgemeinen Aufſtand, der, in Verbindung mit dem Kriege Englands gegen Frankreich, den Engländern die Eroberung aller Florida's erleichterte.

Unter dieſen Umſtänden bemühte ſich jeder Stamm der Wilden auf das innigſte um Bawles Freundſchaft, und bald erwählten ihn Alle um die Wette zu ihrem Anführer. Ohne etwas in ſeiner frugalen Lebensweiſe zu ändern, entfaltete Bawles an ihrer Spitze allen Pomp eines großen Feldherrn; er ſchmückte ſich mit reichen Federbüſchen, mit glänzenden Waffen, er vertheilte dergleichen an ſeine Krieger nach dem Range, den er ihnen anwies, legte ſo unter ihnen den Grund zur Subordination, und bereitete ſie vor, ſich den Geſetzen der Disciplin zu unterwerfen.

Die Feindſeligkeiten begannen. Bawles hatte von dem Augenblicke an Anſehen genug, um die Blut- und Raubgier bey den Wilden zu unterdrücken, welche ihre Unternehmungen immer, nach ihrer Meinung, ehrenvoll machte; er verhinderte, daß man die Feinde, welche um Pardon bathen, umbrachte; er ließ alle diejenigen zurück ſenden, welche nicht Soldaten waren; und wer dieſes auch war, wurde mit der größten Achtung behandelt, die Verwundeten wurden ſorgfältig verbunden und verpflegt. Dieſe Pflege ſchränkte ſich darauf ein, die Wunden mit friſchem Waſſer auszuwaſchen, ſie auszuſaugen, und in ihre Krümmungen vermittelſt eines Rohrs Waſſer zu bringen, und dann noch verſchiedene

einfache Heilmittel aufzulegen. Dergleichen Operationen wurden von ihren Aerzten nicht ohne feyerliche Gebethe, ohne daß ſie geheimnißvolle Figuren zeichneten, und ohne daß ſie inſpirirt ſchienen, unternommen. So viel iſt gewiß, dieſe Ausſaugungen, dieſe Umſchläge, dieſes Auflegen von Pflanzen bewirkten eine ſehr ſchnelle Heilung. Ich habe Privat-Leute in Penſacole geſehen, welche verwundet, und von ihnen behandelt worden waren, und die vollkommen geſund nach Hauſe zurück kehrten, indeß diejenigen, welche zu gleicher Zeit, und nicht viel ſchwerer verwundet worden waren, erſt lange nachher genaſen, ob ſie gleich auf Europäiſche Weiſe behandelt wurden.

Dieſe Feindſeligkeiten verbreiteten Beſtürzung in ganz Florida, und die Regierung befand ſich in großer Verlegenheit. Niemand wagte es, ſich zu entfernen. Die Feinde ſtreiften bis nach Penſacole, und nahmen Alles weg, was ſie nur fanden. Wie konnte man gegen ſie marſchieren, mitten in dieſen Waldungen, wo ſie ſich ſchnell zerſtreuten, um plötzlich an andern Orten wieder hervor zu brechen? Wie konnte man es wagen, die Stadt von Truppen zu entblößen, wo alle Familien beyſammen, und alle Munition aufgeſchüttet war. Ueberdieß hatte dieſe Stadt auch keine Befeſtigung mehr, ſondern war überall offen. Jetzt mußte der Gouverneur von Louiſiana gewiß die traurigen Wirkungen der engherzigen, eiferſüchtigen Politik erkennen, welche Penſacole in einer ſolchen Erniedrigung unter Neu-Orleans erhielt, und die nicht bemüht geweſen war, das Land umher mit Bebauern zu bevölkern, um zur Zeit der Noth Vertheidiger zu haben.

Der Gouverneur von Louiſiana nahm ſeine Zuflucht zu einem Mittel, welches jener oft romanhaften Rechtlichkeit, die durch ſo viele Jahrhunderte hindurch die Spaniſche Nation ausgezeichnet hat, ganz zuwider lief; ein abſcheuliches Mittel, welches gewiß keinesweges den

Beyfall seines Hofes gehabt haben wird. Es war nähmlich eine unredliche List; unter dem Scheine einer möglichen Aussöhnung knüpfte er einen Briefwechsel mit Bawles an. Er schmeichelte ihm, lobte ihn, und brachte ihn so nach und nach zu einer Zusammenkunft in Neu-Orleans. Der Officier, welcher die Pässe überbrachte, versicherte Bawles insbesondere, daß seine Person ungekränkt bleiben sollte, und gab ihm das Ehrenwort des Gouverneurs von neuem zum Unterpfande. Voll edelmüthigen Vertrauens begab sich Bawles nach Neu-Orleans. Man legte ihn bey seiner Ankunft in Ketten. Wie? rief er in Gegenwart des Gouverneurs, die Officiere eines großen Königs, mit so großen Kosten besoldet, mit ausgezeichneten Würden geehrt, spielen so mit dem Heiligsten auf Erden! Man hat mir meinen Koffer entwendet, hat das Geld und die Papiere heraus genommen, und meine Hände mit Ketten belastet! O! rief er, indem er heftig seine Ketten schüttelte, die in meiner Person verletzte Heiligkeit der Schwüre wird einst ihre Rächer finden.

Ich führe diese Reden wörtlich an; und sie lassen keinen Zweifel übrig, daß Bawles nicht ein Agent der Englischen Regierung gewesen sey. Man schiffte ihn ein nach der Havana, der Residenz des General-Capitäns, wovon das Gouvernement von Louisiana abhängt, und von hier aus wurde er nach Spanien gebracht. Es war zur Zeit des letzten Krieges; dieß Schiff wurde von den Engländern genommen, und in ihre Häfen geführt. Bawles, begleitet von einigen Wilden, erregte zu London die lebhafteste Theilnahme. Der Herzog von York besuchte ihn, und man vermuthet, daß dieser Besuch nicht bloß die Stillung einer leeren Neugierde zum Gegenstande hatte. Einige Zeit nachher schiffte sich der Anführer der Wilden nach Jamaica ein. Zu bemerken ist, daß dieß

auf einer Fregatte geſchah, und daß Bawles bey ſeiner Ankunft auf dieſer Inſel mehr als Wohlhabenheit verrieth; er zeichnete ſich ganz beſonders aus durch Züge eines ehrenden Edelmuthes. So erfuhr er unter andern eines Tages, daß ein junger Menſch aus Neu-Orleans, von bekannter Familie, der ſeine Aeltern heimlich verlaſſen hatte, ſich in dringender Noth befand; er ließ ihm ſogleich alles Nöthige zukommen, ohne daß der junge Menſch Anfangs erfuhr, aus welchen Händen dieſe Unterſtützung komme. Hierauf beſtimmte er ihn, zu ſeinen Aeltern zurück zu kehren, und machte ihm deßhalb einen Vorſchuß. Der junge Menſch fand eines Tages ſelbſt unter den Orangen, die er zu Hauſe hatte, Quadrupel gemiſcht; die edelmüthige Hand erkennend, eilte er ſogleich, ſich in Dank zu ergießen; allein Bawles wollte nicht geſtehen, daß er der Wohlthäter ſey.

Einige Monathe nachher ſchiffte ſich Bawles wieder ein, um mit ſeinen Wilden nach Florida zurück zu kehren, und das zwar auf einer ſehr ſchönen, mit Kupfer beſchlagenen Corvette, welche mit Handelsgegenſtänden aller Art reichlich verſehen wurde. Mehrere andere Fahrzeuge gingen hinter einander zu der nähmlichen Beſtimmung ab. Allein faſt kein einziges konnte dieſe Küſten erreichen, denen man ſich wegen der Bänke, der Strömungen und Windſtöße nur äußerſt ſchwer nähern kann. So ſah ſich Bawles, unter die Wilden zurück gekehrt, aller Mittel beraubt, welche er bedurfte, um die verſchiedenen Angriffsplane auszuführen, welche er gegen die Spaniſchen Beſitzungen im Sinne hatte, und um das Zutrauen der Wilden, welche immer raubgierig, immer unbeſtändig, immer bereit ſind, das wichtigſte Intereſſe der Zukunft dem geringfügigſten der Gegenwart aufzuopfern, zu erhalten und zu erhöhen. In dieſer Lage erſchien er ohne Bley, bloß mit Pulver verſehen, mit ei-

nem Trupp Wilder, vor dem Forte der Apalachen, welches, funfzig Lieues östlich von Penſacole, in der Tiefe einer Bay liegt, wo ſich die beyden kleinen Flüſſe Talacatchina und Tuſkaché vereinigen. Drohend mit einer zahlreichen Armee, welche, wie er ſagte, das Fort berennen, ihre Verheerungen rings umher verbreiten, und Ausſchweifungen begehen würde, denen er als General nicht einmahl Einhalt würde thun können, ſetzte er die Garniſon in Schrecken, und dieſe zwang den Commandanten zur Capitulation und ſchleunigen Uebergabe.

Dieſer Vorfall verbreitete von neuem Beſtürzung zu Penſacole, und wäre Bawles auf der Stelle davor gerückt, er würde es überwältigt haben. Dieſe Stadt befand ſich wirklich in ſchlechterem Vertheidigungsſtand als das Fort der Apalachen, weil ſie von allen Seiten frey und offen war. Penſacole konnte zerſtört und ihre Rehde dem erſten beſten preis gegeben werden. Der Gouverneur, Herr Folke, ließ daher ſchnell die Stadt mit Palliſaden umgeben; ich habe ſie geſehen, ſie würden im Fall des Angriffs wenig geholfen haben.

Der Gouverneur von Louiſiana, dem kein Verfahrungsmittel gegen Bawles mehr übrig blieb, machte nun Verſuche, die Wilden ſelbſt zu verführen; er ſetzte einen Preis auf den Kopf dieſes großen Anführers. Vier bis fünf tauſend Gourdes in eine Caſſette geſchloſſen, und den Wilden, welche unterdeſſen nach Neu-Orleans gekommen waren, abſichtlich gezeigt, waren der den Verräthern verſprochene Lohn.

Die Wilden, durch dieſen Haufen Geld verblendet, der Alles übertraf, was ſie jemahls davon geſehen hatten, überdieß unzufrieden, an denjenigen Dingen Mangel zu leiden, womit Bawles ſie ſo reichlich zu verſorgen verſprochen hatte, vorzüglich an denen, deren ſie zur Jagd bedurften, fanden unter ſich Verſchworene, welche

ihren Anführer überfielen und auslieferten. Bawles, zum zweyten Mahle in die Gewalt des Gouverneurs von Louisiana gerathen, wurde sogleich nach der Havana gebracht. Man weiß nicht, was hier aus ihm geworden ist, allein man vermuthet, daß er sich im Gefängnisse befindet, da der gegenwärtige Krieg befürchten ließ, daß er, wenn man ihn zum zweyten Mahle dem Meere anvertraute, wieder von den Engländern genommen werden möchte. Im Frieden wird er wahrscheinlich von seiner Nation reclamirt werden.

Bawles Betragen, nach den Principien des Völkerrechts untersucht, biethet neue, schwer aufzulösende Zweifel dar. Muß Bawles betrachtet werden als ein Privat-Mann, der, mit Uebertretung der Gesetze eines Landes, das Gebieth desselben verletzt hat, oder als ein freyer Mensch, der, wie er wollte, zu freyen Völkern übergehen, sich unter ihnen naturalisiren, und alle Vorzüge derselben theilen konnte? —

Florida wird von allen civilisirten Nationen, und besonders von England, dem Bawles angehört, als ein der Spanischen Herrschaft unterworfenes Land angesehen. Diese kann hier Gesetze und Verordnungen erlassen, wie es ihr gut dünkt, sie kann jedem nach Belieben den Eintritt erlauben oder versagen, unter Bedingungen, die sie willkührlich bestimmen kann: in diesem Falle hat Bawles, wenn er sich in ein von allen Nationen, und besonders von der seinigen als Spanisches Eigenthum anerkanntes Land eingeschlichen hat, die, durch die Spanischen Gesetze wider diejenigen, die sich ohne Erlaubniß in Länder, die ihnen unterworfen sind, begeben, ausgesprochenen Strafen verwirkt. Allein Bawles ist noch viel weiter gegangen, er hat daselbst die Waffen geführt und Feindseligkeiten begangen, er hat hier gepreßt, geplündert, verwüstet, gemordet, und dieß Alles, ohne eine öf-

fentliche Sendung anzukündigen, ohne einen auf seine Regierung sich beziehenden Charakter und Titel zu führen. Bawles ist hier also nichts weiter als ein bloßer Privat-Mann; er ist ein Räuber, und muß als ein solcher behandelt werden. Die Reclamationen seiner Regierung zu seinem Vortheile können ihn mit Recht nicht vor den Strafen schützen, die er sich zugezogen hat, weil Bawles als ein Mensch anerkannt worden ist, der als ein Verbrecher für sich, und nicht im Nahmen des Staats, gehandelt hat, und seine Regierung eine Handlung, welche zur Zeit, da sie vollführt wurde, ein Verbrechen war, nicht zu einer erlaubten umschaffen kann.

Eine Regierung kann ihren Vollmachten eben so wenig einen zurück wirkenden Effect beylegen, als es ein Gesetzgeber bey seinen Gesetzen vermag. Sollte daher Bawles von seiner Regierung gehörig reclamirt werden können, so müßte diese Regierung beweisen, daß Bawles, nicht aus eigener Bewegung und als Individuum, sondern auf Befehl und in Vollmacht seiner Regierung gehandelt hat. Diese Vollmacht und Befehle müßten in glaubwürdiger Form aufgezeigt werden können, so daß man an ihrem Daseyn zur Zeit von Bawles Invasion nicht zweifeln könnte; außerdem ist der dritte Theil, hier nähmlich die Spanische Regierung, berechtigt, alle Acten-Stücke, die man ihr etwa vorzeigen wollte, zu verwerfen.

Auf der andern Seite aber könnte Bawles sagen: Ich habe mein Vaterland verlassen, weil mir dieß die Gesetze erlaubten; und sollte ich sie auch hierin verletzt haben, so bin ich doch Euch, Spanier, nicht dafür verantwortlich; ich bin es bloß meiner Regierung. Die Gegenden, wo ich gelebt habe, sind freylich als Eurer Herrschaft unterworfen, anerkannt; allein ihr seyd doch nicht der ausschließende Souverain dieser Ländereyen und

dieſer Völker, deren Rechtsanſprüche heiliger ſind als die Eurigen, weil ſich die Euren bloß gründen auf das Recht des primi occupantis, die der Indianer aber weit über Eure Zeit hinaus reichen; ſo habe ich auch mehrere Souveraine in dieſen Gegenden anerkannt, mich der Nation einverleiben können, welche mir am beſten gefiel, und ich habe mich ihr wirklich einverleibt dadurch, daß ich mich ihren Sitten, Geſetzen unterworfen, und ihre höhern Aemter angenommen habe. Kraft dieſer Einverleibung und dieſer Würden nur habe ich in dieſen Gegenden gehandelt, niemahls aber als ein Europäer, oder als ein iſolirter Privat-Mann.

Die Indianer, kann Bawles hinzu fügen, genießen auch durch Euch ſelbſt aller Vorzüge unabhängiger Völker. Ihr miſcht Euch nicht in ihre Geſetzgebung, und legt ihnen keine Abgaben auf; Ihr laßt ihnen ſelbſt auf den Landſtücken, welche Ihr beſitzt, unter einander die Ausübung des Rechts über Leben und Tod, über Krieg und Frieden; Ihr verbiethet Euren Magiſtrats-Perſonen und Beamten ausdrücklich, irgend einen Eingriff zu thun; ſind dieß nicht alles Kennzeichen einer völlig anerkannten Souverainetät? — In den Kriegen, welche Ihr mit ihnen führt, behandelt Ihr ſie nicht als Rebellen, ſie ſenden Euch Abgeſandte, und Ihr ſendet dergleichen zu ihnen; Ihr ſchließt mit dieſen Völkern Friedens-Alliance und Handelsverträge; Ihr empfangt ihre Geſandten mit Auszeichnungen, die Ihr keinen Privat-Leuten zugeſtehet, ihre bloßen Anführer werden ebenfalls von Euch mit beſondern Auszeichnungen empfangen.

Wenn nun die Indianer durch Alter, fortwährenden Beſitz, ſo wie durch die Folge Eurer Grundſätze und Eures eigenen Benehmens gegen ſie, des vollen Souverainetäts-Rechtes genießen, ſo haben ſie auch, ohne daß Ihr etwas dagegen einzuwenden vermocht, denjenigen unter

ſich aufnehmen können, über den Ihr keine Art von Gerichtsbarkeit beſeſſen habt. In dieſem Falle habe ich auch mit allen Rechten und Vorzügen eines Indianers bekleidet werden können; daher mußtet Ihr in den nachfolgenden Streitigkeiten in mir nur einen Indianer ſehen; und als ich zur Würde eines beſondern Anführers erhoben worden war, bin ich auch für Euch ein, mit einem öffentlichen Charakter bekleideter Indianer geworden, und als ſo viel verbündete Nationen mich in der Folge zu der noch höheren Würde eines Oberanführers beförderten, ſo waren dieß neue Rechte, welche ich mir auf Eure Achtung erwarb, Rechte, welche alle civiliſirten Nationen ſelbſt ihren Gefangenen nicht zu verſagen pflegen. Und habe ich nicht die Gewalt, welche mir vertraut war, dazu gebraucht, zu Eurem Beſten der Plünderung zu wehren, das Blutvergießen zu ſtillen, und Eure Verwundeten verpflegen zu laſſen? Dieſe Gefangenſchaft alſo, in der ich gehalten werde, dieſe Ketten, welche mich belaſten, ſind eine Beleidigung des Völkerrechtes. Dieſes Recht, eine wohlthätige Folge der Civiliſation, welches die Nation daran erinnert, immerfort in ihren Feinden die Menſchheit zu ehren, ſollte dieſes ungeahndet gegen die Indianer verletzt werden können, weil ſie die Schwächern ſind? O! wenn kein Recht weiter gelten ſoll als das des Stärkern, was muß daraus entſtehen! —

Dieſe beruhigenden Bemerkungen zeigen die Mängel des Völkerrechts, und folglich die Unvollkommenheit der Grundlagen, worauf es beruht. Dieſer Zweifel ſpricht für den Angeklagten als den Unglücklicheren.

Die Geſchichte von Bawles und den Gefahren, in welche die Colonie von Penſacole gerathen iſt, beweiſet, daß der Spaniſche Hof die gefährlichen Folgen nicht gekannt hat, mitten in einer ſeiner Colonien eine privilegirte Geſellſchaft von Kaufleuten zu haben, denen ihre

Sitten und Sprache fremd, und welche oft bey einem ganz entgegen geſetzten Intereſſe Feinde ihrer Coloniſten waren. Weder zu London, noch auf der Inſel la Providence würde Bawles Kenntniß bekommen haben von dem vortheilhaften Handel, der ſich mit dem weſtlichen Florida anknüpfen ließ, wenn nicht das Engliſche Haus zu Penſacole exiſtirt hätte. Bawles würde es nicht gewagt haben, in dieſe Gegend einzudringen, um einen Aufſtand daſelbſt vorzubereiten, wenn er nicht erfahren hätte, daß die Indianer gewohnt geweſen wären, mit den Engländern zu handeln, und ſich Engliſcher Waaren zu bedienen. Und hätten die für Bawles befrachteten Fahrzeuge glücklich die Küſten von Florida erreichen können, ſo richtete Bawles die Spaniſche Colonie zu Grunde, und ſie fiel in die Gewalt der Engländer.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Naturgeſchichte. Bemerkung über den Urſprung der Erzadern. Ockerhaltige Erdarten. Anlagen der Kreolen zu den Künſten. Große Verſchiedenheit der Eichen. Ihr Nutzen. Andere Gewächſe. Außerordentliche, die Inſecten zerſtörende Pflanzen.

Der hinter der Stadt erhöhtere Boden bildet eine große, mit Waldung bewachſene Fläche; er iſt ſandig, jedoch verſchiedenfarbig, als gelb, braun, roth; ein Zeichen, daß er mit metalliſchen Theilen geſchwängert iſt, ſtatt daß der am Meeresufer, wie auf der Inſel Saint-Roſe, rein weiß iſt. Man muß nicht daraus ſchließen,

daß das mit Salztheilen vermiſchte Seewaſſer dieſe, in der Erde und in dem Sande durch die Vegetation zerſtreuten Metalle auflöſe, ſie davon ſondere, um nach ihrer ſpecifiſchen Schwere beſondere Schichten und Maſſen zu bilden? Daher der Urſprung der Erzadern, welche dann, zum Theil durch vulcaniſches Feuer geſchmolzen, in dem Innern der Erde und in den Felſenſpalten jene langen, reichen Streifen und Adern bilden.

Im Oſten von Penſacole findet man ockerhaltige Erden von den ſchönſten Farbenmiſchungen; es gibt ſaffranfarbige, orangegelbe, purpurne, blaue, braune, weiße; man führt viel davon zum Anſtreichen der Häuſer nach Louiſiana aus.

Ein alter Wundarzt verwendete, während meiner Anweſenheit, Alles, was er von ſeinen Kranken verdiente, auf Bereitung von Ziegeln, die er aber nicht abſetzen konnte, wenn ſie gleich eben ſo gut, ja noch beſſer waren als die in Louiſiana. Ein anderer Privat-Mann fabricirte eine ſchwere, ſtark tönende Topfart, die ihm gleichfalls eben ſo wenig eintrug. Dieß iſt die ganze Geſchichte des Fabrik-Weſens auf dieſer Colonie.

Dieſe Spanier-Amerikaner zeigen indeſſen viel Talent und Geſchicklichkeit; ſie bedürfen nur Unterſtützung, um ihre Talente in Thätigkeit zu ſetzen. Man hat mir Zeichnungen von einem jungen Menſchen gezeigt, der erſt ſechs Monathe ſich geübt hatte; ſie waren nicht ſchlechter als die eines Europäers, der vielleicht anderthalb bis zwey Jahre ſeine Kunſt betrieben hat. Ein Particulier hatte zwey, ſowohl der Form als Arbeit nach, äußerſt geſchmackvolle ſilberne Leuchter von den Inſeln mitgebracht; es waren nähmlich corinthiſche Säulen; er wünſchte noch zwey ähnliche zu haben; junge Spaniſche Kreolen, welche nie ins Ausland gekommen waren, und das Schmiedehandwerk trieben, machten zwey Leuchter ſo vollkommen

trotzt lange Zeit der so zerstörenden Einwirkung der feuchten Wärme jener Gegenden.

Manche dieser Holzarten lassen sich brauchen zu Schindeln, zu Pfählen, und zu jenen Balken, welche man dort zu den großen Einfassungswänden anwendet; andere lassen sich zu Faßreifen biegen, sich in leichte, dünne Breter sägen, für die feinern Arbeiten der Tischlerey; andere passen für größere Zulagen, zum Schiffbau, noch andere endlich werden genommen zu den Stäben der Räder, zu den Schrauben oder Schraubengängen der Pressen und zu allem, was die Gewerke und das Fuhrwesen festes und dauerhaftes in den Gegenden von Amerika brauchten. Der Mensch könnte vielleicht bloß in dem Eichengeschlechte Alles finden, was er für seine verschiedenen Bedürfnisse nöthig hat.

In einiger Entfernung von der Stadt findet man auch an feuchten Orten die Cypresse, einen großen, und wegen seines mannigfaltigen Nutzens äußerst wichtigen und schätzbaren Baum; ein wenig weiter entfernt wächst die Ceder, ein von dem heiligen Alterthume mit Recht so hoch gepriesener Baum. Die Engländer hatten bereits angefangen, einen einträglichen Handelszweig daraus zu machen; in Blöcke von zehn bis zwölf Fuß zerschnitten, diente er ihren Schiffen als Ballast. Ich übergehe hier noch eine große Menge anderer Gewächse, welche ich an andern Orten zu erwähnen Gelegenheit finden werde. Ich will hier bloß bemerken, daß man unter den Waldbäumen auch sehr viele Arten von Nußbäumen findet; ich begreife darunter auch die pacaniers, welche zu demselben Geschlechte gehören, die Maulbeerbäume, Oliven-Bäume, Platanen, Magnolien-Bäume, die Eschen, Linden, Ulmen, die Stechpalmen; — diese Palme ist einer der größten und schönsten Bäume in dieser Gegend. Dicht am Meer und längst den fließenden und stehenden

Ge-

Gewässern gruppiren sich buschweise verschiedene Arten von Strauchgewächsen. Unter diesen gibt es Lorbersträuche von mehreren Arten, Sassafras, den Wachslorber, dessen Beeren ein grünes und aromatisches Wachs enthalten, und dessen kleines, länglichtes, dicht verwachsenes Laub an sich schon äußerst lieblich ist. Eine andere Art von Lorber, dem nicht unähnlich, den man in unsern Küchen braucht, ist das ganze Jahr mit seinen schwarzen Beeren bedeckt; noch eine andere Art mit kleinern und sanftern grünen Blättern gibt der Milch einen Mandelgeschmack, ist aber verschieden von derjenigen, deren wir uns dazu bedienen. Der Roßkastanien-Baum mit seinen gelben Blüthen mischt sich auch häufig unter diese Baumgruppen. Der Kallicarpe sticht besonders hervor durch seine purpurrothen Beeren, welche, in vielfache Ringe zusammen gedrängt, längst seinen gelblichen Zweigen herunter hängen.

Dicht bey der Stadt fließen klare Gewässer, welche mit dem hellesten Krystalle an Durchsichtigkeit wetteifern, über feinen Sand hin, welcher weiß wie Silber ist; oft verbergen sie sich unter dichten Gebüschen, welche der kleine Magnolien-Baum (magnolia glauca) mit seinen großen weißen, mit goldgelben Staubfäden versehenen Blumen schmückt; zwischen durch winden sich Weinranken mit fast gar nicht eingeschnittenen Blättern, mehrere Winden mit purpurrothen Blumen; und oft erscheinen jene Gewässer, indem sie hier und da niedliche Bassins bilden, über denen sich große Lianen-Büsche mit ihrem schwanken Gezweig wiegen. Hier unter diesen schattenreichen Gewölben taucht die Afrikanerinn gern ihre schwarzen Reitze in das hell durchsichtige Wasser, um auf dem silberweißen Sande zu spielen.

Die Oberfläche der stehenden Gewässer schmückt sich mit jenen Nenuphar-Arten mit doppelten Blüthen, welche,

weiß wie Schnee, den Duft der Orangen-Blüthe aushauchen. Längst ihren Ufern und an feuchten Stellen wachsen eine große Menge von lippenförmigen Gewächsen (labiées) mehrere Arten von Münze, vorzüglich diejenige, welche wir in unsern Gärten unter dem Nahmen der Pfeffermünze bauen.

An sumpfichten Orten und solchen Stellen, wo sich der Boden ein wenig zu erheben beginnt, habe ich eine Pflanze von besonderer merkwürdiger Bildung gefunden. Ihre Blätter sind alle radical, und mit einer Scheide (vaginées) versehen; aus dem Mittelpuncte erhebt sich ein runder Stängel oder Schaft von bläulicher Farbe, und ungefähr zwey Fuß Höhe, bis zum Gipfel allmählich breiter werdend, und inwendig hohl wie ein konisches und längliches Gefäß, fast wie die neuen Gläser mit Füßen, so enge und so lang; er kann an seinem Eingange ungefähr einen und einen halben Zoll im Durchmesser haben, und wird von unten nach oben zu ganz unmerklich weiß; die Ränder davon sind geschweift. Oben darüber befindet sich ein breiter Streif mit gekräuselter Einfassung, welcher die ganze Oeffnung beschattet, ohne sie jedoch zu verstopfen, so daß nur daß Regenwasser hinein zu dringen verhindert wird. Dieser Regenschirm hat in seiner Form Aehnlichkeit mit den Helmdecken, welche sich über den Helmen erheben, und die Wappenschilder verzieren. Die Blume und ihr Regenschirm, welche weiß und rothgeädert sind, zeigen aber keine Spur von Befruchtung, weder Staubfäden, noch Staubwarzen, noch Eyerstöcke; sie riecht, und ihr Geruch gleicht an Annehmlichkeit dem des Honigs. Wenn man den Finger inwendig hinein steckt, so sind die Seitenwände weich anzufühlen: zieht man ihn aber wieder heraus: so fühlt man, daß sie mit niedergebogenen und dicht zusammen stehenden Spitzen besetzt sind, welche alsdann Widerstand

leiſten. Die Inſecten, angezogen durch die lebhaften Farben dieſer triegeriſchen Blume, welche ſich ſanft auf ihrem Stängel wiegt, noch mehr aber durch den Honiggeruch, verſenken ſich immer tiefer in den Kelch, um hier, wie in den Nektarien der andern Blumen, den Honig zu ſuchen; allein hier erwartet ſie der Tod. Dieſe niederwärts gebogenen Spitzen verhindern ſie, wieder heraus zu kommen; andere, welche jenen folgen, kommen auf gleiche Art um; ſie häufen ſich hier über einander, und gleich, als ob ſie ſich hier verzehrten, drängen ſie ſich in ungeheurer Menge herbey; wenn der Kelch keine mehr aufnehmen kann, ſo erblaßt und verwelkt er, und ſtirbt nunmehr ſelbſt. Dieſe Pflanze ſteht nicht etwa in den Sümpfen ſelbſt, wo die Inſecten haufenweiſe in der Luft und auf dem Waſſer leben, wo ihre eigentliche Heimath iſt, ſondern in ihrer Nachbarſchaft an trockenen Orten, wo die Natur, andere Producte bildend, dieſe gegen ihre Gefräßigkeit vertheidigen will, und ihnen deßhalb dieſe zahlreichen Schlingen legt. Sollte eine ſo bewundernswürdige Ordnung, welche, um jede Gattung des Lebendigen zu erhalten, jeder ihre Gränzen und Beſtimmungen angewieſen hat, die Wirkung eines blinden Zufalls ſeyn? Wäre dieß wirklich der Fall, ſo würde ich die verhaßte Wahrheit verwünſchen; denn ich würde die Quelle meiner ſüßeſten Freuden in der Bewunderung der Natur verlieren.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Abreiſe von Penſacole. Reiſe durch die Seen-Inſel Dauphine. Erſte Niederlaſſung der Franzoſen. Bewegungsgründe der Wahl dieſer Inſel. Ihr gegenwärtiger Zuſtand. Bemerkungen in Betreff dieſer Seen. Boden, welcher ſie umgibt. Producte. Pech und Theer-Fabrik.

Da die Winde immer ungünſtig blieben, ſo mußten wir unſern Aufenthalt zu Penſacole um mehr als einen Monath verlängern. Die vielen Gefahren, welche wir von dem Landungsorte des Miſſiſſippi's an ausgeſtanden hatten, beſtimmten uns, durch die Seen nach Neu-Orleans zu gehen, ein weit kürzerer und ſicherer Weg; und dann ſollte das Schiff, mit unſern Effecten beladen, auf dem hohen Meere neue Gefahren beſtehen. Allein dieſe widrigen Winde, welche von Nordweſten her kamen, hinderten das Meer, wieder wie gewöhnlich in die Seen zu treten, und ſo blieb das Waſſer für die Schiffe zu niedrig, dergeſtalt, daß die Goeletten von Penſacole, die damahls alle noch zu Neu-Orleans ſich befanden, wegen Waſſermangel erſt gegen die Hälfte des Septembers von da zurück kehren konnten. Mit der erſten Gelegenheit reiſten wir ab. Der Preis für die Ueberfahrt iſt gewöhnlich fünf bis ſechs Piaſter, und da muß man ſich noch ſelbſt beköſtigen.

Nachdem wir die Rehde verlaſſen hatten, ſchifften wir am Lande hin, bis an den Fluß la Mobile; wir fuhren in ſeine Bay hinein, und folgten dem Canale, welcher zwiſchen der Inſel Dauphine und dem feſten

Lande ſich befindet. Die Inſel Dauphine, ſechs bis ſieben Meilen lang, aber nur eine höchſtens breit, iſt ſehr ſandig, indeſſen beſſer mit Holz verſehen, als die Inſel Saint-Roſe; es wachſen hier ganz vorzüglich viel Fichten. Dieſe Inſel ſollte berühmt ſeyn in den Annalen der Colonie; denn hier ſtifteten die Franzoſen ihre erſte Niederlaſſung. Der Hafen wurde unaufhörlich von den Kauffahrern und den Kriegsſchiffen des Staates beſucht. Ein anſehnlicher Flecken vergrößerte ſich täglich; allein ein heftiger Sturm verſandete den Hafen ſo, daß er hernach nur ſehr kleine Schiffe aufnehmen konnte, daher mußte man dieſer Niederlaſſung entſagen, und die Colonie wurde an die fruchtbaren Ufer des Miſſiſſippi's verlegt. Raynal fragte, warum dieſe kleine, in Anſehung des Bodens ſo ſchlechte Inſel ſo vielen andern fruchtbareren und geräumigeren Gegenden in dieſen unermeßlichen Regionen von den Franzoſen habe vorgezogen werden können. Diejenigen, welche die erſten Niederlaſſungen anlegten, waren Canadier, einfache Privat-Leute, welche weder die Plane, noch die Mittel einer weiſen wachſamen Regierung beſaßen, die ihre Blicke in eine entfernte Zukunft hinaus ſendete. Dieſe Canadier, gewohnt in den Wäldern herum zu irren, vorzüglich von der Jagd und dem Fiſchfange zu leben, den flüchtigen Horden der Wilden zu folgen, und Pelzwerk einzutauſchen, achteten nicht ſehr auf die Vortheile des Landbaues; und der Franzöſiſche Hof, mit Intriguen beſchäftigt, ſo wie mit religiöſen Zaubereyen und Moden, vom öffentlichen Elend umgeben, im Schooße üppiger Pracht, fand in ſeinen glänzenden Pallaſten weder die Kenntniſſe noch den Willen, noch die Macht, dieſe, ſeiner Bevölkerung, ſeinem Ackerbau, ſeinem Handel und ſeiner Marine aufhelfenden Niederlaſſungen zu gründen. Die ſich ſelbſt überlaſſenen Canadier richteten daher bloß ihr Augenmerk auf

den für den Handel mit Pelzwerk und für ihre Vertheidigung am besten gelegenen, zugleich auch für ihre Niederlassung am wenigsten kostspieligen Ort. Sie fanden dieses Alles vereinigt auf der Insel Dauphine. Klein, aber mit einem bequemen Hafen versehen, bedurfte sie gegen die Wilden keiner großen Anlagen, und weniger Truppen zum Schutz. Bloß vom Meere umgeben, war sie nicht, wie das Land von Flüssen gewässert, Ueberschwemmungen ausgesetzt; man brauchte keine Dämme und Kunststraßen zu erbauen und zu unterhalten; ihr platter, leichter, und nicht sehr waldiger Boden erforderte keine großen Ausrottungen und keine beschwerliche Arbeit. Das Meer, die Seen und Flüsse, welche sie bespülten, waren unglaublich fischreich und voll mannigfacher Schalthiere.

Der Fluß la Mobile, an dessen Mündung sie liegt, der nördlich in verschiedenen Verästungen hinauf steigt, bis zu den Gebirgen der Apalachen, stiftete Verbindungen mit den Indianischen Völkerschaften, welche von diesen Gebirgen an bis in das östliche Florida, das selbst von verschiedenen, dem la Mobile benachbarten Flüssen gewässert wird, zerstreut sind. In jenen großen Landstrichen wohnen vorzüglich die zahlreichen Nationen der Chactas, der Alibamors, der Chichacas, der Pascagulas, der Biloccis, der Talabuschen, der Mobilier. Diese, an den Ufern des la Mobile wohnenden Nationen müssen seit undenklichen Zeiten berühmt und mächtig geworden seyn, weil sie, obgleich jede eine besondere und verschiedene Sprache redete, dennoch die Mobilianische Sprache zur gemeinschaftlichen angenommen hatten, welche, wie es bey der Lateinischen lange Zeit in Europa der Fall gewesen ist, ihre öffentliche und politische Sprache geworden ist, und noch ist.

Die Insel Dauphine ist auch nicht weit entfernt von den Seen Ponchartrain und Maurepas; sie hat eine

leichte Verbindung mit dem Miſſiſippi, und folglich mit ſo viel andern indiſchen Nationen, welche bis nach Mexico und Canada, bis in die unbekannten nordweſtlichen Gegenden mit ihren Jagden die mannigfachſten Klimate berühren, und folglich ausnehmend viel, und ſehr verſchiedenes Pelzwerk in den Handel bringen können. Eine andere Rückſicht machte die Niederlaſſung der Inſel Dauphine ſelbſt für Frankreich wichtig; durch ihre Lage nähmlich immer den la Mobile beherrſchend, konnte ſie ihre Niederlaſſungen an dieſem Fluſſe hin ausdehnen; es war eine Barriere gegen die Einfälle der Engliſchen Colonien, gegen die Carolinen und Georgien, welche in der Folge ſich ſo ſehr zu Frankreichs und Spaniens Nachtheil ausgebreitet haben.

Als ſich die Franzoſen auf der Inſel Dauphine niederließen, trafen ſie alſo, in Hinſicht auf ihre Mittel und Plane, eine vortheilhafte Wahl. Nach und nach zerſtreuten ſie ſich längſt der Flüſſe la Mobile und Paſcaguola, an den Seen und ſelbſt an dem Miſſiſippi hin. Sich ſelbſt überlaſſen, bedurften ſie, um ihren Landbau und Handel blühend zu machen, bloß, daß ſie gegen die Wilden und die Feinde geſchützt wurden. Allein als eine Geſellſchaft ausſchließende Beſitzerinn dieſer aufblühenden Colonie wurde, änderte ſich Alles gar ſehr; ſie ſandte nicht bloß Soldaten, Officiers, General-Stäbe hierher, ſondern noch über dieß eine große Menge Commis-Einnehmer und wenig arbeitende Coloniſten. Die kleine Inſel Dauphine konnte nun ſo viel Menſchen nicht mehr faſſen, geſchweige denn ernähren; die unnützen Mäuler ſind immer diejenigen, welche das Meiſte brauchen. Man mußte nun den General-Stab und ſein Gefolge anders wohin verlegen. Man wählte dazu auf dem feſten Lande, nicht weit entfernt, faſt gegenüber, eine Stelle, welche das alte Biloxi hieß, bald nachher eine andere, das neue Biloxi

genannt, welches aber dann so unbequem war wegen der Entfernung der Landungsplätze der Schiffe; man mußte die Lebensmittel aus Frankreich selbst ziehen, so wenig gab es Producirende und so viel Consumirende; es brach daher in der Colonie eine Hungersnoth aus, und raffte einen großen Theil davon hin.

Was ist nun von den Niederlassungen der Insel Dauphine, welche noch vor nicht einem ganzen Jahrhunderte existirte, übrig geblieben? Vergebens sucht man ihre Spuren auf der Insel, wie man an den Ufern des Euphrats die Ruinen von Babylon sucht; einige Mauersteine, einige Stücke verrostetes Eisen lassen bloß vermuthen, wo sie einst lagen; und die Bewohner dieser Cantons, fast eben so unwissend, als es heut zu Tage die des alten Chaldäa's sind, haben noch weit schneller vergessen, daß hier ihre Väter, die Gründer dieser Colonie, gelandet haben. Auf dieser Insel lebten Familien, um ihre Dörfer lagen Obst- und Weingärten, irrten Herden; jetzt ist ein einziger Mensch Besitzer davon. Welches Glück für einen einzigen! und doch ist der Mensch so arm, daß er auf den Seen das Gewerbe eines Piloten verrichtet; Trotz seines Gewerbes würde er doch immer arm bleiben, wenn ihm der König von Spanien nicht dreyßig bis vierzig Piaster gäbe. Ihr, die ihr nachdenkt über den Unbestand alles Menschlichen, über die Umwälzungen der Staaten, begebt euch nach der Insel Dauphine.

Von der Insel Dauphine aus, wo wir uns fast einen halben Tag aufgehalten hatten, schifften wir an der Insel à Corne, dann an der Insel aux Vaisseaux, welche einen trefflichen Ankerplatz hat, ferner an der Insel au Chat, und der Insel au Poix hin. Der Boden dieser Inseln ist gleich sandig. Endlich kamen wir in die Ruinen, sehr vielfache Canäle, die man sehr genau

kennen muß, um darin zu ſchiffen. Aus ihrer Mitte heraus kommen eine Menge platter, ſchwimmender und zitternder Eilande, bedeckt mit hohen Sumpfgewächſen; dieſes ſind Landſtücke, welche empor gehoben werden durch die Vegetation, den Meerſand, und den Abſatz der Seen; die Luft iſt hier immerwährend mit Schwärmen von Inſecten angefüllt. Wehe dem Reiſenden, den eine Windſtille in dieſen krummen Canälen überweht! Ohne die Mückenſchirme würden ſie hier gänzlich aufgefreſſen werden.

Die Schiff-Fahrt auf den Seen erfordert ebenfalls viel Gewandtheit wegen des wenigen Waſſers an manchen Orten. Man hat mich verſichert, daß dieſe Seen ſich nach und nach zufüllten, was auch leicht zu begreifen iſt; denn es ſtrömt durch ſie ein Arm des Miſſiſſippi's, der Fluß Yberville genannt. Wann dieſer Fluß angeſchwollen iſt, ſo bringt ſein ſchlammiges Waſſer in das Baſſin der Seen einen Bodenſatz, welcher ihren Grund merklich erhöhen muß, indeß das Meer durch ſeine Fluthen und die Winde am entgegen geſetzten Ufer Sand anſpült, der ſich mit der Flußerde vermiſcht, und das Verſtopfen beſchleunigt. Ueberall ſtreben die Seen ihren Grund aufzuhäufen, erſt Sümpfe, und dann feſtes Land zu bilden, wenn nicht der Menſch, ſeiner beſchränktern Plane halber, die Operationen der Natur ſtört. Die Gewäſſer von Strömen, Flüſſen und Bächen, welche, aus den Ufern getreten, ungeſtüm fortbrauſen, fließen ſanfter in den weitern Becken der Seen, und kommen ruhig, und zum Theil gereinigt von dem, was ſie Fremdes mit ſich führten, daraus hervor.

Ob daher gleich der See Ponchartrain, außer dem Arm des Miſſiſſippi's noch mehrere Flüſſe aufnimmt, ſo iſt doch ſein Gewäſſer ziemlich hell; allein ſo bald wir darüber hinaus kamen, und in die Vapour von Sein

Jean einliefen, fanden wir das Waſſer daſelbſt dick und bräunlicht.

Wir entdeckten hier und da an den Ufern des Sees Wohnungen, welche recht nett gebaut zu ſeyn ſchienen; der Boden iſt hier faſt ganz ſandig, deſſen ungeachtet aber bereichern ſich hier die Particuliers durch die Viehzucht, und durch das Holz, welches ſie nach Neu-Orleans führen laſſen. Der, aus den am Ufer gefundenen Muſcheln bereitete Kalk iſt ſehr gut und viel weißer, als der in Frankreich. Allein der einträglichſte Induſtrie-Zweig der Bewohner dieſer Gegenden iſt die Pechbereitung, welche verhältnißmäßig nicht ſo viel Arme erfordert, als der Landbau. Vier Menſchen ſind hinreichend, um ein jährliches Einkommen von drey bis vier tauſend Gourdes zu erzeugen.

Die Fichten, woraus man es zieht, müſſen vor langer Zeit gefällt ſeyn, und in dieſen Gegenden findet man ihrer viel noch an den Ufern der Seen, der Flüſſe und des Meeres, angetrieben durch die Strömungen und Fluthen. Die älteſten ſind die beſten. Man zerſägt die Bäume in Klötze von ungefähr zwey Fuß, und dieſe ſpaltet man ſodann in ganz kleine Stücke. Auf dem Boden macht man ein Baſſin von vier bis fünf Fuß im Viereck, und nur fünf bis ſechs Zoll tief; dicht darneben hat man mehrere Löcher von einigen Fuß Tiefe gegraben, und jedes durch eine Rinne mit dem Baſſin verbunden. Man legt über dieſes Viereck vier bis fünf ſtarke eiſerne Stangen, und zuvor über dieſe hin werden die Holzſtücke geſetzt, ſo daß dazwiſchen immer freye Räume bleiben. Auf dieſe Art wird eine Pyramide gebaut, ſo hoch als möglich, und dann der Gipfel derſelben angezündet. Wie nun das Feuer das Holz verzehrt, tropft das flüſſige Harz oder Pech herunter in das Baſſin, von wo es in die verſchiedenen Löcher abläuft.

Um aber dieſes Pech in Theer zu verwandeln, macht man Kugeln glühend, und wirft dieſe hinein, ſie entzünden es, machen, daß es mit großem Geräuſch aufbrauſet, und einen dicken Rauch aufſteigen läßt. Hält man es für dick genug, ſo bedeckt man es mit einem geflochtenen Deckel, worüber wieder Erde und Raſen gelegt wird. Der Luft beraubt, kühlt es ſich ab, und wird hart; dann muß es, um es von dem Boden abzulöſen, mit Beilen zerhauen werden.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Ankunft zu Neu-Orleans. Beſchreibung dieſer Stadt. Urſachen ihrer Unreinlichkeit.

Der Eingang des Bayou Saint-Jean wird durch ein Fort beſchützt. Dieſe Beſchützung iſt nicht ſchwer, da der Bayou ſehr ſchmal iſt, und vorn eine hohe Sandbank hat, daß das Waſſer nur drey Fuß darüber geht. Dieſer Bayou hat keine Strömungen, als die des Sees, d. h. wenn der See durch die Fluth und die Winde aufſchwillt, ſo tritt auch der Bayou bis zum Uebertreten in die Höhe, und ſenkt ſich wieder mit dem Waſſer des Sees. Das ganze Land, welches er in ſeinen vielfachen Krümmungen durchſchneidet, iſt überall von dem Waſſer des Fluſſes und des Sees bedeckt, und dieſes iſt entweder ganz ſtehend, oder hat einen kaum merklichen Abfluß. Man findet kaum hier und da einige waſſerfreye Stellen. Dieſes ſtehende und faulende Waſſer wimmelt von Gewürm und Ungeziefer, vorzüglich von Krokodil-

len, und theilt ſich in ſo viel Canäle, daß man ſich darin verirren könnte; ſie werden beſchattet von hohen Bäumen, welche gedrückt, verſtümmelt, und von den Gipfeln bis an die äußerſten Enden der Zweige bedeckt ſind, von einer Schmarotzer-Pflanze, zum Geſchlecht des graulichen Mooſes gehörig, deren dicke, ſechs bis ſieben Fuß lange Büſchel hin und herſchwankend die Zweige unter ihrer Laſt biegen, dem Blicke einen Theil des Laubes entziehen, und dieſen wilden Gegenden einen ſeltſam düſtern und traurigen Charakter geben. Dringt man indeſſen weiter vor, ſo erhebt ſich der Boden, und ſeine Erhöhung gibt oft eine ſolche Fläche, welche recht gut bewohnt werden kann. Die nunmehr durch Menſchenhände freyer gewordenen Ufer enthüllen hier und da artige Landhäuſer, von den mannigfaltigſten Formen; einige von Holz, umgeben mit Gallerien im Chineſiſchen Geſchmack, andere von Backſteinen erbaut, ſind mit Gallerien auf Italiäniſche Art gekrönt, einige haben auch Colonnaden; es gibt welche, die den Umgebungen von Paris keine Schande machen würden; vor allen befinden ſich große vergitterte Gärten, wo man Alleen von prächtigen Orangen-Bäumen erblickt, vorzüglich von der Art mit ſäuerlichen Früchten, welche ſich Jahr aus Jahr ein mit immer friſchen Aepfeln ſchmückt *).

Die Schiff-Fahrt auf dem Bayou Saint-Jean endigt ſich eine Stunde von der Stadt; er verliert ſich darauf in ſumpfigen Cypreſſen-Gehägen. Man hat zwar einen Canal von da bis an die Stadt gegraben, allein dieſer

*) Die ſäuerlichen Orangen haben das Beſondere, daß ſie ſich den ganzen Winter durch auf den Bäumen halten; in dieſer Jahreszeit werden ſie weich und ſchrumpflich, und verlieren zum Theil ihren Saft und ihre Schärfe, im Frühling werden ſie wieder voll, erhalten ihre äußerliche Friſche wieder, und inwendig ihren ſcharfen Saft.

hat sich schon dergestalt verengert, daß man nur noch mit sehr kleinen Piroguen darauf schiffen kann. Er dient auch dazu, das Wasser von den Straßen und den umliegenden Gegenden abzuführen; er bringt es in den Bayou Saint-Jean. Denn das Wasser benimmt sich zu Neu-Orleans, und längst dem Flusse hin, in einer Strecke von fast hundert Lieues, ganz anders, als man in Europa findet. Unsere Flüsse nähmlich nehmen das Regenwasser durch Bäche auf, indeß es sich in diesen Gegenden des Flusses von seinen Ufern entfernt, und weiter fließt, um sich in die Sümpfe zu ergießen, deren Bett tiefer ist, als das Ufer des Flusses. Ich werde in der Folge die Ursache dieser ganz verkehrten Einrichtung angeben.

Den vierten Tag begaben wir uns nach Neu-Orleans. Während unsers Aufenthaltes zu Pensacole hatte eine immerwährende Trockenheit geherrscht, zwey bis drey kurze Gewitter ausgenommen, und wir fanden die Straßen von Neu-Orleans ganz aufgeweicht durch das Wasser; seit zwey Monathen regnete es hier alle Tage. Die Einwohner klagten, daß sie zwey Monathe so viel Nässe gehabt hätten, wie noch niemahls, da hingegen die Einwohner von Pensacole sehnlich auf Regen harrten. Wer erklärt diese so sehr verschiedene Einwirkung des Mondes auf die Witterung?

Die Straßen von Neu-Orleans waren in mehrern Quartieren selbst für Wagen ungangbar geworden; es waren wirklich Löcher, worin sie zerbrachen. Die Fußgänger retteten sich auf die Trottoirs, welche, längst den Häusern hin, angebracht sind. Diese Trottoirs hatten indessen ebenfalls ihre Gefahren; eingefaßt mit großen behauenen Balken, um die Erde und die Pflastersteine zusammen zu halten, waren sie an sehr vielen Orten schadhaft und mit Schlamm bedeckt, daher mußte man in der Kunst zu balanciren geübt seyn, um ohne aus

weiß wie Schnee, den Duft der Orangen-Blüthe aushauchen. Längst ihren Ufern und an feuchten Stellen wachsen eine große Menge von lippenförmigen Gewächsen (labiées) mehrere Arten von Münze, vorzüglich diejenige, welche wir in unsern Gärten unter dem Nahmen der Pfeffermünze bauen.

An sumpfichten Orten und solchen Stellen, wo sich der Boden ein wenig zu erheben beginnt, habe ich eine Pflanze von besonderer merkwürdiger Bildung gefunden. Ihre Blätter sind alle radical, und mit einer Scheide (vagiuées) versehen; aus dem Mittelpuncte erhebt sich ein runder Stängel oder Schaft von bläulicher Farbe, und ungefähr zwey Fuß Höhe, bis zum Gipfel allmählich breiter werdend, und inwendig hohl wie ein koniſches und längliches Gefäß, fast wie die neuen Gläser mit Füßen, so enge und so lang; er kann an seinem Eingange ungefähr einen und einen halben Zoll im Durchmesser haben, und wird von unten nach oben zu ganz unmerklich weiß; die Ränder davon sind geschweift. Oben darüber befindet sich ein breiter Streif mit gekräuselter Einfassung, welcher die ganze Oeffnung beschattet, ohne sie jedoch zu verstopfen, so daß nur daß Regenwasser hinein zu dringen verhindert wird. Dieser Regenschirm hat in seiner Form Aehnlichkeit mit den Helmdecken, welche sich über den Helmen erheben, und die Wappenschilder verzieren. Die Blume und ihr Regenschirm, welche weiß und rothgeädert sind, zeigen aber keine Spur von Befruchtung, weder Staubfäden, noch Staubwarzen, noch Eyerstöcke; sie riecht, und ihr Geruch gleicht an Annehmlichkeit dem des Honigs. Wenn man den Finger inwendig hinein steckt, so sind die Seitenwände weich anzufühlen: zieht man ihn aber wieder heraus: so fühlt man, daß sie mit niedergebogenen und dicht zusammen stehenden Spitzen besetzt sind, welche alsdann Widerstand

leiſten. Die Inſecten, angezogen durch die lebhaften Farben dieſer triegeriſchen Blume, welche ſich ſanft auf ihrem Stängel wiegt, noch mehr aber durch den Honiggeruch, verſenken ſich immer tiefer in den Kelch, um hier, wie in den Nektarien der andern Blumen, den Honig zu ſuchen; allein hier erwartet ſie der Tod. Dieſe niederwärts gebogenen Spitzen verhindern ſie, wieder heraus zu kommen; andere, welche jenen folgen, kommen auf gleiche Art um; ſie häufen ſich hier über einander, und gleich, als ob ſie ſich hier verzehrten, drängen ſie ſich in ungeheurer Menge herbey; wenn der Kelch keine mehr aufnehmen kann, ſo erblaßt und verwelkt er, und ſtirbt nunmehr ſelbſt. Dieſe Pflanze ſteht nicht etwa in den Sümpfen ſelbſt, wo die Inſecten haufenweiſe in der Luft und auf dem Waſſer leben, wo ihre eigentliche Heimath iſt, ſondern in ihrer Nachbarſchaft an trockenen Orten, wo die Natur, andere Producte bildend, dieſe gegen ihre Gefräßigkeit vertheidigen will, und ihnen deßhalb dieſe zahlreichen Schlingen legt. Sollte eine ſo bewunderswürdige Ordnung, welche, um jede Gattung des Lebendigen zu erhalten, jeder ihre Gränzen und Beſtimmungen angewieſen hat, die Wirkung eines blinden Zufalls ſeyn? Wäre dieß wirklich der Fall, ſo würde ich die verhaßte Wahrheit verwünſchen; denn ich würde die Quelle meiner ſüßeſten Freuden in der Bewunderung der Natur verlieren.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Abreiſe von Penſacole. Reiſe durch die Seen-Inſel Dauphine. Erſte Niederlaſſung der Franzoſen. Bewegungsgründe der Wahl dieſer Inſel. Ihr gegenwärtiger Zuſtand. Bemerkungen in Betreff dieſer Seen. Boden, welcher ſie umgibt. Producte. Pech und Theer-Fabrik.

Da die Winde immer ungünſtig blieben, ſo mußten wir unſern Aufenthalt zu Penſacole um mehr als einen Monath verlängern. Die vielen Gefahren, welche wir von dem Landungsorte des Miſſiſſippi's an ausgeſtanden hatten, beſtimmten uns, durch die Seen nach Neu-Orleans zu gehen, ein weit kürzerer und ſicherer Weg; und dann ſollte das Schiff, mit unſern Effecten beladen, auf dem hohen Meere neue Gefahren beſtehen. Allein dieſe widrigen Winde, welche von Nordweſten her kamen, hinderten das Meer, wieder wie gewöhnlich in die Seen zu treten, und ſo blieb das Waſſer für die Schiffe zu niedrig, dergeſtalt, daß die Goeletten von Penſacole, die damahls alle noch zu Neu-Orleans ſich befanden, wegen Waſſermangel erſt gegen die Hälfte des Septembers von da zurück kehren konnten. Mit der erſten Gelegenheit reiſten wir ab. Der Preis für die Ueberfahrt iſt gewöhnlich fünf bis ſechs Piaſter, und da muß man ſich noch ſelbſt beköſtigen.

Nachdem wir die Rehde verlaſſen hatten, ſchifften wir am Lande hin, bis an den Fluß la Mobile; wir fuhren in ſeine Bay hinein, und folgten dem Canale, welcher zwiſchen der Inſel Dauphine und dem feſten

Lande ſich befindet. Die Inſel Dauphine, ſechs bis ſieben Meilen lang, aber nur eine höchſtens breit, iſt ſehr ſandig, indeſſen beſſer mit Holz verſehen, als die Inſel Saint-Roſe; es wachſen hier ganz vorzüglich viel Fichten. Dieſe Inſel ſollte berühmt ſeyn in den Annalen der Colonie; denn hier ſtifteten die Franzoſen ihre erſte Niederlaſſung. Der Hafen wurde unaufhörlich von den Kauffahrern und den Kriegsſchiffen des Staates beſucht. Ein anſehnlicher Flecken vergrößerte ſich täglich; allein ein heftiger Sturm verſandete den Hafen ſo, daß er hernach nur ſehr kleine Schiffe aufnehmen konnte, daher mußte man dieſer Niederlaſſung entſagen, und die Colonie wurde an die fruchtbaren Ufer des Miſſiſſippi's verlegt. Raynal fragte, warum dieſe kleine, in Anſehung des Bodens ſo ſchlechte Inſel ſo vielen andern fruchtbareren und geräumigeren Gegenden in dieſen unermeßlichen Regionen von den Franzoſen habe vorgezogen werden können. Diejenigen, welche die erſten Niederlaſſungen anlegten, waren Canadier, einfache Privat-Leute, welche weder die Plane, noch die Mittel einer weiſen wachſamen Regierung beſaßen, die ihre Blicke in eine entfernte Zukunft hinaus ſendete. Dieſe Canadier, gewohnt in den Wäldern herum zu irren, vorzüglich von der Jagd und dem Fiſchfange zu leben, den flüchtigen Horden der Wilden zu folgen, und Pelzwerk einzutauſchen, achteten nicht ſehr auf die Vortheile des Landbaues; und der Franzöſiſche Hof, mit Intriguen beſchäftigt, ſo wie mit religiöſen Zaubereyen und Moden, vom öffentlichen Elend umgeben, im Schooße üppiger Pracht, fand in ſeinen glänzenden Palläſten weder die Kenntniſſe noch den Willen, noch die Macht, dieſe, ſeiner Bevölkerung, ſeinem Ackerbau, ſeinem Handel und ſeiner Marine aufhelfenden Niederlaſſungen zu gründen. Die ſich ſelbſt überlaſſenen Canadier richteten daher bloß ihr Augenmerk auf

den für den Handel mit Pelzwerk und für ihre Vertheidigung am besten gelegenen, zugleich auch für ihre Niederlassung am wenigsten kostspieligen Ort. Sie fanden dieses Alles vereinigt auf der Insel Dauphine. Klein, aber mit einem bequemen Hafen versehen, bedurfte sie gegen die Wilden keiner großen Anlagen, und weniger Truppen zum Schutz. Bloß vom Meere umgeben, war sie nicht, wie das Land von Flüssen gewässert, Ueberschwemmungen ausgesetzt; man brauchte keine Dämme und Kunststraßen zu erbauen und zu unterhalten; ihr platter, leichter, und nicht sehr waldiger Boden erforderte keine großen Ausrottungen und keine beschwerliche Arbeit. Das Meer, die Seen und Flüsse, welche sie bespülten, waren unglaublich fischreich und voll mannigfacher Schalthiere.

Der Fluß la Mobile, an dessen Mündung sie liegt, der nördlich in verschiedenen Verästungen hinauf steigt, bis zu den Gebirgen der Apalachen, stiftete Verbindungen mit den Indianischen Völkerschaften, welche von diesen Gebirgen an bis in das östliche Florida, das selbst von verschiedenen, dem la Mobile benachbarten Flüssen gewässert wird, zerstreut sind. In jenen großen Landstrichen wohnen vorzüglich die zahlreichen Nationen der Chactas, der Alibamors, der Chichacas, der Pascagulas, der Bilocci, der Talabuschen, der Mobilier. Diese, an den Ufern des la Mobile wohnenden Nationen müssen seit undenklichen Zeiten berühmt und mächtig geworden seyn, weil sie, obgleich jede eine besondere und verschiedene Sprache redete, dennoch die Mobilianische Sprache zur gemeinschaftlichen angenommen hatten, welche, wie es bey der Lateinischen lange Zeit in Europa der Fall gewesen ist, ihre öffentliche und politische Sprache geworden ist, und noch ist.

Die Insel Dauphine ist auch nicht weit entfernt von den Seen Ponchartrain und Maurepas; sie hat eine

leichte Verbindung mit dem Miſſiſſippi, und folglich mit ſo viel andern indiſchen Nationen, welche bis nach Mexico und Canada, bis in die unbekannten nordweſtlichen Gegenden mit ihren Jagden die mannigfachſten Klimate berühren, und folglich ausnehmend viel, und ſehr verſchiedenes Pelzwerk in den Handel bringen können. Eine andere Rückſicht machte die Niederlaſſung der Inſel Dauphine ſelbſt für Frankreich wichtig; durch ihre Lage nähmlich immer den la Mobile beherrſchend, konnte ſie ihre Niederlaſſungen an dieſem Fluſſe hin ausdehnen; es war eine Barriere gegen die Einfälle der Engliſchen Colonien, gegen die Carolinen und Georgien, welche in der Folge ſich ſo ſehr zu Frankreichs und Spaniens Nachtheil ausgebreitet haben.

Als ſich die Franzoſen auf der Inſel Dauphine niederließen, trafen ſie alſo, in Hinſicht auf ihre Mittel und Plane, eine vortheilhafte Wahl. Nach und nach zerſtreuten ſie ſich längſt der Flüſſe la Mobile und Paſcaguola, an den Seen und ſelbſt an dem Miſſiſſippi hin. Sich ſelbſt überlaſſen, bedurften ſie, um ihren Landbau und Handel blühend zu machen, bloß, daß ſie gegen die Wilden und die Feinde geſchützt wurden. Allein als eine Geſellſchaft ausſchließende Beſitzerinn dieſer aufblühenden Colonie wurde, änderte ſich Alles gar ſehr; ſie ſandte nicht bloß Soldaten, Officiere, General-Stäbe hierher, ſondern noch über dieß eine große Menge Commis-Einnehmer und wenig arbeitende Coloniſten. Die kleine Inſel Dauphine konnte nun ſo viel Menſchen nicht mehr faſſen, geſchweige denn ernähren; die unnützen Mäuler ſind immer diejenigen, welche das Meiſte brauchen. Man mußte nun den General-Stab und ſein Gefolge anders wohin verlegen. Man wählte dazu auf dem feſten Lande, nicht weit entfernt, faſt gegenüber, eine Stelle, welche das alte Biloxi hieß, bald nachher eine andere, das neue Biloxi

genannt, welches aber dann so unbequem war wegen der Entfernung der Landungsplätze der Schiffe; man mußte die Lebensmittel aus Frankreich selbst ziehen, so wenig gab es Producirende und so viel Consumirende; es brach daher in der Colonie eine Hungersnoth aus, und raffte einen großen Theil davon hin.

Was ist nun von den Niederlassungen der Insel Dauphine, welche noch vor nicht einem ganzen Jahrhunderte existirte, übrig geblieben? Vergebens sucht man ihre Spuren auf der Insel, wie man an den Ufern des Euphrats die Ruinen von Babylon sucht; einige Mauersteine, einige Stücke verrostetes Eisen lassen bloß vermuthen, wo sie einst lagen; und die Bewohner dieser Cantons, fast eben so unwissend, als es heut zu Tage die des alten Chaldäa's sind, haben noch weit schneller vergessen, daß hier ihre Väter, die Gründer dieser Colonie, gelandet haben. Auf dieser Insel lebten Familien, um ihre Dörfer lagen Obst- und Weingärten, irrten Herden; jetzt ist ein einziger Mensch Besitzer davon. Welches Glück für einen einzigen! und doch ist der Mensch so arm, daß er auf den Seen das Gewerbe eines Piloten verrichtet; Trotz seines Gewerbes würde er doch immer arm bleiben, wenn ihm der König von Spanien nicht dreyßig bis vierzig Piaster gäbe. Ihr, die ihr nachdenkt über den Unbestand alles Menschlichen, über die Umwälzungen der Staaten, begebt euch nach der Insel Dauphine.

Von der Insel Dauphine aus, wo wir uns fast einen halben Tag aufgehalten hatten, schifften wir an der Insel à Corne, dann an der Insel aux Vaisseaux, welche einen trefflichen Ankerplatz hat, ferner an der Insel au Chat, und der Insel au Poix hin. Der Boden dieser Inseln ist gleich sandig. Endlich kamen wir in die Ruinen, sehr vielfache Canäle, die man sehr genau

kennen muß, um darin zu schiffen. Aus ihrer Mitte heraus kommen eine Menge platter, schwimmender und zitternder Eilande, bedeckt mit hohen Sumpfgewächsen; dieses sind Landstücke, welche empor gehoben werden durch die Vegetation, den Meersand, und den Absatz der Seen; die Luft ist hier immerwährend mit Schwärmen von Insecten angefüllt. Wehe dem Reisenden, den eine Windstille in diesen krummen Canälen überweht! Ohne die Mückenschirme würden sie hier gänzlich aufgefressen werden.

Die Schiff-Fahrt auf den Seen erfordert ebenfalls viel Gewandtheit wegen des wenigen Wassers an manchen Orten. Man hat mich versichert, daß diese Seen sich nach und nach zufüllten, was auch leicht zu begreifen ist; denn es strömt durch sie ein Arm des Mississippi's, der Fluß Yberville genannt. Wann dieser Fluß angeschwollen ist, so bringt sein schlammiges Wasser in das Bassin der Seen einen Bodensatz, welcher ihren Grund merklich erhöhen muß, indeß das Meer durch seine Fluthen und die Winde am entgegen gesetzten Ufer Sand anspült, der sich mit der Flußerde vermischt, und das Verstopfen beschleunigt. Ueberall streben die Seen ihren Grund aufzuhäufen, erst Sümpfe, und dann festes Land zu bilden, wenn nicht der Mensch, seiner beschränktern Plane halber, die Operationen der Natur stört. Die Gewässer von Strömen, Flüssen und Bächen, welche, aus den Ufern getreten, ungestüm fortbrausen, fließen sanfter in den weitern Becken der Seen, und kommen ruhig, und zum Theil gereinigt von dem, was sie Fremdes mit sich führten, daraus hervor.

Ob daher gleich der See Ponchartrain, außer dem Arm des Mississippi's noch mehrere Flüsse aufnimmt, so ist doch sein Gewässer ziemlich hell; allein so bald wir darüber hinaus kamen, und in die Bayous von Sain-

Jean einliefen, fanden wir das Waſſer daſelbſt dick und bräunlicht.

Wir entdeckten hier und da an den Ufern des Sees Wohnungen, welche recht nett gebaut zu ſeyn ſchienen; der Boden iſt hier faſt ganz ſandig, deſſen ungeachtet aber bereichern ſich hier die Particuliers durch die Viehzucht, und durch das Holz, welches ſie nach New-Orleans führen laſſen. Der, aus den am Ufer gefundenen Muſcheln bereitete Kalk iſt ſehr gut und viel weißer, als der in Frankreich. Allein der einträglichſte Induſtrie-Zweig der Bewohner dieſer Gegenden iſt die Pechbereitung, welche verhältnißmäßig nicht ſo viel Arme erfordert, als der Landbau. Vier Menſchen ſind hinreichend, um ein jährliches Einkommen von drey bis vier tauſend Gourdes zu erzeugen.

Die Fichten, woraus man es zieht, müſſen vor langer Zeit gefällt ſeyn, und in dieſen Gegenden findet man ihrer viel noch an den Ufern der Seen, der Flüſſe und des Meeres, angetrieben durch die Strömungen und Fluthen. Die älteſten ſind die beſten. Man zerſägt die Bäume in Klötze von ungefähr zwey Fuß, und dieſe ſpaltet man ſodann in ganz kleine Stücke. Auf dem Boden macht man ein Baſſin von vier bis fünf Fuß im Viereck, und nur fünf bis ſechs Zoll tief; dicht darneben hat man mehrere Löcher von einigen Fuß Tiefe gegraben, und jedes durch eine Rinne mit dem Baſſin verbunden. Man legt über dieſes Viereck vier bis fünf ſtarke eiſerne Stangen, und zuvor über dieſe hin werden die Holzſtücke geſetzt, ſo daß dazwiſchen immer freye Räume bleiben. Auf dieſe Art wird eine Pyramide gebaut, ſo hoch als möglich, und dann der Gipfel derſelben angezündet. Wie nun das Feuer das Holz verzehrt, tropft das flüſſige Harz oder Pech herunter in das Baſſin, von wo es in die verſchiedenen Löcher abläuft.

Um aber dieſes Pech in Theer zu verwandeln, macht man Kugeln glühend, und wirft dieſe hinein, ſie entzünden es, machen, daß es mit großem Geräuſch aufbrauſet, und einen dicken Rauch aufſteigen läßt. Hält man es für dick genug, ſo bedeckt man es mit einem geflochtenen Deckel, worüber wieder Erde und Raſen gelegt wird. Der Luft beraubt, kühlt es ſich ab, und wird hart; dann muß es, um es von dem Boden abzulöſen, mit Beilen zerhauen werden.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Ankunft zu Neu-Orleans. Beſchreibung dieſer Stadt. Urſachen ihrer Unreinlichkeit.

Der Eingang des Bayou Saint-Jean wird durch ein Fort beſchützt. Dieſe Beſchützung iſt nicht ſchwer, da der Bayou ſehr ſchmal iſt, und vorn eine hohe Sandbank hat, daß das Waſſer nur drey Fuß darüber geht. Dieſer Bayou hat keine Strömungen, als die des Sees, d. h. wenn der See durch die Fluth und die Winde aufſchwillt, ſo tritt auch der Bayou bis zum Uebertreten in die Höhe, und ſenkt ſich wieder mit dem Waſſer des Sees. Das ganze Land, welches er in ſeinen vielfachen Krümmungen durchſchneidet, iſt überall von dem Waſſer des Fluſſes und des Sees bedeckt, und dieſes iſt entweder ganz ſtehend, oder hat einen kaum merklichen Abfluß. Man findet kaum hier und da einige waſſerfreye Stellen. Dieſes ſtehende und faulende Waſſer wimmelt von Gewürm und Ungeziefer, vorzüglich von Krokodil-

len, und theilt ſich in ſo viel Canäle, daß man ſich darin verirren könnte; ſie werden beſchattet von hohen Bäumen, welche gedrückt, verſtümmelt, und von den Gipfeln bis an die äußerſten Enden der Zweige bedeckt ſind, von einer Schmarotzer-Pflanze, zum Geſchlecht des graulichen Mooſes gehörig, deren dicke, ſechs bis ſieben Fuß lange Büſchel hin und herſchwankend die Zweige unter ihrer Laſt biegen, dem Blicke einen Theil des Laubes entziehen, und dieſen wilden Gegenden einen ſeltſam düſtern und traurigen Charakter geben. Dringt man indeſſen weiter vor, ſo erhebt ſich der Boden, und ſeine Erhöhung gibt oft eine ſolche Fläche, welche recht gut bewohnt werden kann. Die nunmehr durch Menſchenhände freyer gewordenen Ufer enthüllen hier und da artige Landhäuſer, von den mannigfaltigſten Formen; einige von Holz, umgeben mit Gallerien im Chineſiſchen Geſchmack, andere von Backſteinen erbaut, ſind mit Gallerien auf Italiäniſche Art gekrönt, einige haben auch Colonnaden; es gibt welche, die den Umgebungen von Paris keine Schande machen würden; vor allen befinden ſich große vergitterte Gärten, wo man Alleen von prächtigen Orangen-Bäumen erblickt, vorzüglich von der Art mit ſäuerlichen Früchten, welche ſich Jahr aus Jahr ein mit immer friſchen Aepfeln ſchmückt *).

Die Schiff-Fahrt auf dem Bayou Saint-Jean endigt ſich eine Stunde von der Stadt; er verliert ſich darauf in ſumpfigen Cypreſſen-Gehägen. Man hat zwar einen Canal von da bis an die Stadt gegraben, allein dieſer

*) Die ſäuerlichen Orangen haben das Beſondere, daß ſie ſich den ganzen Winter durch auf den Bäumen halten; in dieſer Jahreszeit werden ſie weich und ſchrumpflich, und verlieren zum Theil ihren Saft und ihre Schärfe, im Frühling werden ſie wieder voll, erhalten ihre äußerliche Friſche wieder, und inwendig ihren ſcharfen Saft.

hat ſich ſchon dergeſtalt verengert, daß man nur noch mit ſehr kleinen Piroguen darauf ſchiffen kann. Er dient auch dazu, das Waſſer von den Straßen und den umliegenden Gegenden abzuführen; er bringt es in den Bayou Saint-Jean. Denn das Waſſer benimmt ſich zu Neu-Orleans, und längſt dem Fluſſe hin, in einer Strecke von faſt hundert Lieues, ganz anders, als man in Europa findet. Unſere Flüſſe nähmlich nehmen das Regenwaſſer durch Bäche auf, indeß es ſich in dieſen Gegenden des Fluſſes von ſeinen Ufern entfernt, und weiter fließt, um ſich in die Sümpfe zu ergießen, deren Bett tiefer iſt, als das Ufer des Fluſſes. Ich werde in der Folge die Urſache dieſer ganz verkehrten Einrichtung angeben.

Den vierten Tag begaben wir uns nach Neu-Orleans. Während unſers Aufenthaltes zu Penſacole hatte eine immerwährende Trockenheit geherrſcht, zwey bis drey kurze Gewitter ausgenommen, und wir fanden die Straßen von Neu-Orleans ganz aufgeweicht durch das Waſſer; ſeit zwey Monathen regnete es hier alle Tage. Die Einwohner klagten, daß ſie zwey Monathe ſo viel Näſſe gehabt hätten, wie noch niemahls, da hingegen die Einwohner von Penſacole ſehnlich auf Regen harrten. Wer erklärt dieſe ſo ſehr verſchiedene Einwirkung des Mondes auf die Witterung?

Die Straßen von Neu-Orleans waren in mehreren Quartieren ſelbſt für Wagen ungangbar geworden; es waren wirklich Löcher, worin ſie zerbrachen. Die Fußgänger retteten ſich auf die Trottoirs, welche, längſt den Häuſern hin, angebracht ſind. Dieſe Trottoirs hatten indeſſen ebenfalls ihre Gefahren; eingefaßt mit großen behauenen Balken, um die Erde und die Pflaſterſteine zuſammen zu halten, waren ſie an ſehr vielen Orten ſchadhaft und mit Schlamm bedeckt, daher mußte man in der Kunſt zu balanciren geübt ſeyn, um, ohne aus

zugleiten, auf dieſen Holzſtücken, die ſich in ſo mancherley Richtungen bogen, hingehen zu können.

Längſt dieſen Trottoirs hat man einen kleinen Canal angebracht, um das Waſſer von dem Fluſſe an bis zu dem Bayou einzuſaugen; allein dieſer Canal war ſelbſt verſchlämmt, und der gemeinſchaftliche Ausgang in den Bayou war gleichfalls verſtopft, wodurch denn mehrere Straßen ganz in Sümpfe verwandelt wurden; man mußte nunmehr lange Umwege nehmen, und es war nichts Kleines für die Fremden, ſich in der Stadt gehörig zu orientiren; denn wenn man nach ſeiner Adreſſe nach einer Straße fragte, konnte ſie einem niemand, oder ſelten jemand, ſelbſt von denen, die dort wohnten, zeigen. Die Einwohner bezeichneten ſie ſich unter einander, eben ſo wie die Quartiere der Stadt, mit dem Nahmen eines der vornehmſten Einwohner, der daſelbſt wohnte. Man hatte ſich's noch gar nicht einfallen laſſen, die Nahmen der Straßen an die Ecken zu ſchreiben; ſie waren bloß eingeſchrieben in den Archiven der Stadt, und man muß geſtehen, daß nur ſehr wenige im Stande ſeyn dürften, ſie auch hier zu leſen.

Ich bezeigte mein Erſtaunen darüber, in einer ſo volkreichen und ſo lebhaften Stadt eine ſo ſchwierige Communication zu finden, und erfuhr, daß die dazu nöthigen Gelder zwar in der Caſſe wären; allein die bevorſtehende Veränderung der Regierung in dieſer Colonie mache, daß man die Reparaturen aufſchiebe. Dieſe Veränderung hätte aber im Gegentheile die Obrigkeiten veranlaſſen ſollen, mit Abtragung der glücklichen Pflicht, Gutes zu bewirken, recht zu eilen; ſie hätten dann für ihre Regierung und für ſich ſelbſt ein ehrenvolles Andenken zurück gelaſſen. Alles litt damahls unter der Ungewißheit wegen der Folgen der neuen Ordnung, welche man erwartete; man wagte es nicht, ſich den allereinfachſten Spe-

culationen zu überlassen. Indessen füllte sich die Stadt täglich mit Franzosen aus Europa an, und mit Flüchtlingen von Saint-Domingo und Anglo-Amerikanern; die Wohnungen wurden seltener und theurer, ein kleines Häuschen in den entferntesten Quartieren kostete des Monaths zehn bis zwanzig Piaster, und gut gelegene Kramladen und Gewölbe wurden um 25—80 Piaster vermiethet.

Der ungeheure Ertrag der Häuser munterte zu Erbauung von neuen auf. Man wird noch lange zu bauen haben, ehe jene elenden Hütten verschwinden, welche den größten Theil der Stadt einnehmen, und so viele hübsche Häuser entstellen, die sich hier und da erheben; die längst dem Flusse gelegenen, welche sich sehr theuer vermiethen lassen, bilden schon durch ihr Ganzes einen schönen Anblick; sie sind von Ziegeln nach Italiänischer Manier, und mit jenem trefflichen Muschelkalk überzogen, der weißer als Gyps, und eben so fest ist. Die meisten Häuser stehen auf Würfeln; man kann keinen Grund für sie graben; denn noch nicht einen Fuß tief trifft man auf Wasser, und oft findet es sich schon auf der Oberfläche des Bodens. Wenn der Fluß angeschwollen ist, welches vorzüglich vom Monathe May bis in den August eintritt, steht sein Wasser weit über dem Boden; es wird aber durch einen Kunstdamm abgehalten, sonst müßte es die ganze Stadt überschwemmen und verschlingen. Der Damm aber, welcher die Ueberschwemmung verhindert, verhüthet nicht, daß das Wasser durch die Erde sickert; dadurch wird nun der Boden so weich, daß er ohne Pfahlwerk und Pfeiler ansehnliche Gebäude gar nicht tragen kann, und man muß auf den Höfen und in den Gärten Graben haben, um den Boden zu erhöhen, und trocken zu machen.

Schon sieht man im Innern der Stadt Häuser von

mehrern Etagen; und wenn die Straßen ganz damit werden eingefaßt seyn, muß man erwarten, daß die Krankheiten, von der Art der gelben Fieber, große Verwüstungen daselbst anrichten werden. Der niedere Boden ist an der Seite des Flusses eingefaßt von dem Steindamme, und auf der gegenüber liegenden Seite von Sümpfen; die nächsten sind ganz frey und unbedeckt, und aus dem Schooße der entfernteren erheben sich sehr hohe Cypressen-Wände, welche den Horizont einfassen. So ist von beyden Seiten die Circulation der Luft sehr gehemmt, und der Aufenthalt in dieser Stadt muß von Tage zu Tage ungesunder werden. Man darf sich daher nicht wundern über das Abweichende in den Schilderungen der Reisenden von der Gesundheit der Colonial-Städte, und vorzüglich derer von Neu-Orleans, Schilderungen, welche nur Unwissende lügenhaft schelten können; welches denn auch freylich leichter für sie ist, als nachzudenken, zu welcher Zeit jene Schilderungen gemacht wurden. Zur Zeit der ersten Niederlassungen von Neu-Orleans drückten die kleinen hölzernen, weit von einander gebauten Häuser die Luft nicht zusammen, und warfen die glühenden Sonnenstrahlen nicht so zurück, wie die großen zusammen gedrängten Gebäude, bedeckt mit dem Ueberzug von glattem und weißem Kalk; und die Sümpfe, in deren Mitte die aufblühende Stadt erbaut war, geschützt durch den Schatten dickbelaubter Bäume, verbreiteten Kühlung über die Stadt, und reinigten die Luft *). Damahls kannte man also jene verheerenden Fieber noch nicht, und mußte die Gesundheit ihres Klima's rühmen.

Der Fluß an der Vorderseite hatte damahls nur sechzig bis siebzig Fuß Tiefe, und sein Bett ist so beschaffen, daß die Fahrzeuge so dicht ans Ufer kommen können, daß sie

*) Siehe viertes Kap., über die Sümpfe. S. 32.

ſie keiner künſtlichen Vorrichtung zur Gemeinſchaft mit dem Lande bedürfen; zwey lange Querhölzer ſind dazu hinreichend. Die Breite des Fluſſes von ungefähr fünf hundert Toiſen *) erlaubt einer großen Menge von Schiffen ebenfalls auf mehreren Linien zu ankern. Seine nur ungefähr dreyßig Lieues entfernte Mündung macht die Communicationen wegen des langſamen Laufes ſehr leicht; allein dieſe dreyßig Meilen, welche der Fluß durchläuft, um ſeine Mündung zu erreichen, ſind nur eine ins Meer hinaus laufende Erdzunge, einem Damme nicht unähnlich. An dem höchſten Theile des Bodens der Stadt wird dieſer natürliche Damm zu einem ſo ſchmalen Streifen, daß er nur, mit dem Fluſſe zuſammen, vier Meilen breit iſt. Hier befindet ſich öſtlich als ein Verbindungsmittel mit dem Meere der See Ponchartrain, der nur zwey Lieues entfernt iſt, und die Verbindung mit den Biloxis, dem la Mobile und Florida eröffnet. Auf der andern Seite des Fluſſes weſtlich eröffnet der See Barataria eben ſo nahe die Verbindungswege mit dem Meere durch die Aſcenſions-Bay. So kann man über dieſen Erdſtreifen in vier bis fünf Stunden aus dem See Ponchartrain in den See Barataria gelangen, indeß man auf dem Meere ungefähr achtzig Lieues zu machen haben würde, um aus einem dieſer Seen in den andern zu kommen, weil man den durch den Fluß gebildeten Damm umſchiffen müßte. Dieſe einzige Lage der verſchiedenen Verbindungswege mit dem Meere vereinigt auch noch den Vortheil, daß der Fluß weiter unterhalb keine anderen Flüſſe aufnimmt. Man genießt alſo aller Verbindungswege, welche die entfernten Veräſtungen des Stromes gewähren können.

*) Gegenwärtig hat er nicht mehr als vierzig Klaftern, man wird in der Folge ſehen, welche Urſachen dieſe Veränderungen bewirkt haben.

Die Stelle, worauf die Stadt steht, ist nichts als ein schmaler Streifen, ungefähr eine Viertelstunde breit; die hintere Gegend, nach Osten zu, ist bedeckt mit Sümpfen, welche sich in den See Ponchartrain verlieren, die vordere gegen Westen, welche die höchste ist, macht das Ufer des Mississippi's aus, welches an dieser Stelle einen Bogen bildet.

Der Plan dazu wurde im Monath August 1718 von einem gewissen de Latour, Chef de Genie, auf Befehl des General-Commandanten Herrn von Bienville entworfen. Verschiedene nomadische Familien, Abkömmlinge von den Illinois, hatten sich bereits hier niedergelassen, und die Gegend hier und da angebaut. Diesen Familien, gewohnt an den Seen und in den Wäldern umher zu irren, hatte man gewiß den Begriff von den Vorzügen dieser Lage zu verdanken.

Die nach hinten zu unter Wasser stehende Gegend erlaubte es nicht, der Stadt eine große Tiefe zu geben; der Ingenieur beschränkte diese auf drey hundert Toisen, indeß er ihm sechs hundert in der Länge längst dem Flusse hin gab. Er theilte diesen Raum in zehn nach der Schnur gerichtete Straßen, welche sich nach dem Flusse zu endigten, und fünf andere, mit dem Mississippi parallel laufende, in rechten Winkeln durchschnitten. Diese zehn Straßen, von fünf andern durchschnitten, bildeten sechs und sechzig Vierecke, oder gleiche isolirte Plätze, deren Tiefe zur Vorderseite sich wie sechs zu eilf verhielt; jeder davon hatte funfzig Toisen im Viereck, bestimmt für zwölf Familien. Die Straßen hatten fast sechzig Fuß Breite, wovon jedoch wohl bis neun Fuß für die Trottoirs abgezogen werden müssen. Das wäre denn nun hinreichend für Fußgänger und Wagen, aber nicht für die Circulation der Luft und für die so nothwendigen Baum-Alleen. Man hat diesen Plan bis heut zu Tage

befolgt, und wird ihn wahrscheinlich auch künftig befolgen. Eine längst dem Flusse am obern Theile der Stadt hinlaufende Vorstadt wird nach gleicher Abtheilung angelegt und erweitert. Man erbaute damahls längst dem Flusse jenen Damm, der noch jetzt die Stadt vor Ueberschwemmungen schützt, und zugleich grub man Gräben um jede Insel, welche, mit andern gemeinschaftlichen Gräben zusammen hängend, das Regenwasser und das, was vom Flusse her durchsickerte, in die Sümpfe ergossen.

Die Bewohner wurden veranlaßt, sich jeder ein Terrain zu wählen, d. h. ein Zwölftel von jenen Inselplätzen, mit der Verbindlichkeit, darauf eine Hütte zu bauen, oder es wenigstens mit Palliſaden zu umgeben.

Für den Waffenplatz wurde eine ganze Insel bestimmt, nähmlich die mittelste von den eilfen, die an den Fluß stößt. Dieser, funfzig Toisen im Viereck haltende Platz, ist hier z. B. in der Tiefe geziert durch die regelmäßige Façade der Cathedral-Kirche, welche zwey andere regelmäßige Gebäude zur Seite hat; zu ihrer Rechten befindet sich das Stadthaus, in gutem Styl erbaut; das zur Linken ist noch nicht vollendet, es war bestimmt für die Capuciner, welche das Priesteramt versehen. An den Seiten des Platzes ziehen sich, gleichsam als Flügel, zwey regelmäßige Gebäude hin, besetzt mit einer großen Menge von Kramläden. Das Ganze des Platzes, die Handelsthätigkeit, machen den Anblick sehr angenehm; er würde es noch mehr seyn, wenn man ihn mit Bäumen verziert hätte, welche hier um so nothwendiger sind, je weniger diese, nach hinten zu unter Wasser stehende Gegend Schatten biethet, und man für die Spaziergänge einzig auf den Damm längst des Flusses, oder auf den Weg des Bayou Saint-Jean eingeschränkt ist. Das Merkwürdigste ist dieß, daß diese Cathedral-Kirche, dieses Stadthaus und die anderen, die Flügel bildenden Gebäude auf Ka-

ſten eines einzigen Spaniſchen Privat-Mannes, mit Nahmen D. Andreas Almonaſtere, der ſeit kurzem geſtorben iſt, und arm nach Louiſiana gekommen war, erbaut worden ſind. Er hatte noch außerdem die Hoſpitaliter-Kirche und die der Urſuliner-Nonnen erbauen laſſen. Alle dieſe Gebäude haben ungefähr zwey Millionen Franken gekoſtet. So viel Anſprüche auf Heiligkeit haben ihm doch nicht den Ruf der Heiligkeit verſchaffen können. Seine Erbſchaft war noch über dieß einer der anſehnlichſten Vortheile der Colonie.

Als der Hauptort noch auf der Inſel Dauphine und auf den Biloxis war, erhielt man daſelbſt jährlich aus Frankreich zwey Schiffe, mit öffentlichen Mädchen beladen, welche denn hier ſo ſchnell mit Männern verſehen wurden, daß die letzte bald wie eine zweyte Helena die Veranlaſſung großen Zwiſtes geworden wäre; man mußte endlich zum Loos ſeine Zuflucht nehmen, um zu erfahren, welcher Glückliche Beſitzer dieſes Schatzes werden würde. Eine dritte Ladung ähnlicher Art traf ein, um die aufblühende Stadt Neu-Orleans zu befruchten; man mußte mit den erſtern ſehr zufrieden geweſen ſeyn; denn auch dieſe wurden ſehr bald mit Männern verſehen. Dieſe Mädchen wurden wirklich gute Hausmütter, und es entſproß von ihnen eine edle und zahlreiche Nachkommenſchaft; ſo wahr iſt es, daß der Menſch nicht mit der Neigung zum Laſter geboren wird. Nur die Umgebungen ſind es, die den Menſchen verderben; die beſte Art, ſie zu beſſern, iſt daher nicht die, ſie mit ſtrengen, harten Züchtigungen heimzuſuchen, ſondern vielmehr, ſie dem Bedürfniſſe des Laſters zu entziehen.

Die Bevölkerung der Stadt kann ſich wohl auf zehn bis zwölf tauſend Seelen belaufen; ſie beſteht aus Franzoſen, Spaniern, Anglo-Amerikanern, einigen Zigeuner-Familien, Negern, Mulatten, Freye ſowohl als Sclaven,

befolgt, und wird ihn wahrscheinlich auch künftig befolgen. Eine längst dem Flusse am obern Theile der Stadt hinlaufende Vorstadt wird nach gleicher Abtheilung angelegt und erweitert. Man erbaute damahls längst dem Flusse jenen Damm, der noch jetzt die Stadt vor Ueberschwemmungen schützt, und zugleich grub man Gräben um jede Insel, welche, mit andern gemeinschaftlichen Gräben zusammen hängend, das Regenwasser und das, was vom Flusse her durchsickerte, in die Sümpfe ergossen.

Die Bewohner wurden veranlaßt, sich jeder ein Terrain zu wählen, d. h. ein Zwölftel von jenen Inselplätzen, mit der Verbindlichkeit, darauf eine Hütte zu bauen, oder es wenigstens mit Pallisaden zu umgeben.

Für den Waffenplatz wurde eine ganze Insel bestimmt, nähmlich die mittelste von den eilfen, die an den Fluß stößt. Dieser, funfzig Toisen im Viereck haltende Platz, ist hier z. B. in der Tiefe geziert durch die regelmäßige Façade der Cathedral-Kirche, welche zwey andere regelmäßige Gebäude zur Seite hat; zu ihrer Rechten befindet sich das Stadthaus, in gutem Styl erbaut; das zur Linken ist noch nicht vollendet, es war bestimmt für die Capuciner, welche das Priesteramt versehen. An den Seiten des Platzes ziehen sich, gleichsam als Flügel, zwey regelmäßige Gebäude hin, besetzt mit einer großen Menge von Kramläden. Das Ganze des Platzes, die Handelsthätigkeit, machen den Anblick sehr angenehm; er würde es noch mehr seyn, wenn man ihn mit Bäumen verziert hätte, welche hier um so nothwendiger sind, je weniger diese, nach hinten zu unter Wasser stehende Gegend Schatten biethet, und man für die Spaziergänge einzig auf den Damm längst des Flusses, oder auf den Weg des Bayou Saint-Jean eingeschränkt ist. Das Merkwürdigste ist dieß, daß diese Cathedral-Kirche, dieses Stadthaus und die anderen, die Flügel bildenden Gebäude auf Ka-

ſten eines einzigen Spaniſchen Privat-Mannes, mit Nahmen D. Andreas Almonaſtere, der ſeit kurzem geſtorben iſt, und arm nach Louiſiana gekommen war, erbaut worden ſind. Er hatte noch außerdem die Hoſpitaliter-Kirche und die der Urſuliner-Nonnen erbauen laſſen. Alle dieſe Gebäude haben ungefähr zwey Millionen Franken gekoſtet. So viel Anſprüche auf Heiligkeit haben ihm doch nicht den Ruf der Heiligkeit verſchaffen können. Seine Erbſchaft war noch über dieß einer der anſehnlichſten Vortheile der Colonie.

Als der Hauptort noch auf der Inſel Dauphine und auf den Biloxis war, erhielt man daſelbſt jährlich aus Frankreich zwey Schiffe, mit öffentlichen Mädchen beladen, welche denn hier ſo ſchnell mit Männern verſehen wurden, daß die letzte bald wie eine zweyte Helena die Veranlaſſung großen Zwiſtes geworden wäre; man mußte endlich zum Loos ſeine Zuflucht nehmen, um zu erfahren, welcher Glückliche Beſitzer dieſes Schatzes werden würde. Eine dritte Ladung ähnlicher Art traf ein, um die aufblühende Stadt Neu-Orleans zu befruchten; man mußte mit den erſtern ſehr zufrieden geweſen ſeyn; denn auch dieſe wurden ſehr bald mit Männern verſehen. Dieſe Mädchen wurden wirklich gute Hausmütter, und es entſproß von ihnen eine edle und zahlreiche Nachkommenſchaft; ſo wahr iſt es, daß der Menſch nicht mit der Neigung zum Laſter geboren wird. Nur die Umgebungen ſind es, die den Menſchen verderben; die beſte Art, ſie zu beſſern, iſt daher nicht die, ſie mit ſtrengen, harten Züchtigungen heimzuſuchen, ſondern vielmehr, ſie dem Bedürfniſſe des Laſters zu entziehen.

Die Bevölkerung der Stadt kann ſich wohl auf zehn bis zwölf tauſend Seelen belaufen; ſie beſteht aus Franzoſen, Spaniern, Anglo-Amerikanern, einigen Zigeuner-Familien, Negern, Mulatten, Freye ſowohl als Sclaven,

unter dem, den es in der Gegend hat, woher es kommt. Es gibt auch viel beschädigtes und verdorbenes. Die Schiff-Fahrt erlaubt nur vom May bis zum September, es zu verführen. Die Bäcker, welche Geldvorrath haben, können sich zu gewissen Zeiten des Jahres sehr wohlfeil damit versehen; auch können sie durch Vermischung der schlechtern Sorten mit dem ganz feinen sehr viel gewinnen; der Preis des Brotes ist zwar unter der Spanischen Regierung bestimmt worden, nähmlich für das Pfund wenigstens ein Picaillon (sechs Sous). Allein wie der Mehlpreis steigt, vermindert sich das Gewicht des Brotes. Die Bäcker wissen in dieser Hinsicht immer die Regierung für sich zu gewinnen.

Viele Privat-Leute lassen durch ihre Sclaven das Fleischergewerbe betreiben, oder betreiben es selbst. In keinem Lande auf der Erde kann, im Verhältniß zur Bevölkerung, so viel Fleisch consumirt werden, als hier. Man könnte daher die Louisianer mit Recht die Fleischessenden benennen. Ueberall findet man bey Tische kleine Stücke Brot, und sehr große Stücke Fleisch; das, was die Kinder von dem letztern genießen, würde einem Europäer Angst machen, und doch befinden sie sich wohl, und werden groß und kräftig; in Europa hört man vom Arzte bis zur Wärterinn immer: das Fleisch sey den Kindern schädlich. Die Ursache dieser Fleischverschwendung ist sehr einfach; es ist unter allem das Wohlfeilste, das Gemüse nicht ausgenommen. Das Pfund kostete damahls nicht mehr als sechs Sous. Das macht in Beziehung auf den Geldvorrath noch nicht zwey bis drey Sous de Francs; und auf dem Markte kosten drey bis vier Zwiebeln, oder drey bis vier Rüben, von der Dicke eines Thalers, sechs Sous, oder einen Picaillon; drey bis vier Mahl mehr bedarf man zu einer Schüssel Spinat und verhältnißmäßig anderer geringerer Gewächse. Gemüse findet man

eigentlich nur auf dem Tiſche des Reichen; dagegen iſt Fleiſch die allgemeine Nahrung. Deßhalb gibt es hier ſo viel Fleiſcher, welche alle großen Abſatz haben. Man drängt ſich dergeſtalt an ihre, auf dem Markte vereinigten Bänke, daß ihr Verkauf um acht, neun Uhr des Morgens ſchon geendigt iſt. Sie ſchlachten nur Kühe, weil man behauptet, daß hier zu Lande ihr Fleiſch beſſer iſt, als das der Ochſen. Sie ſind im Sommer fett, im Winter aber mager. Sie wiegen gewöhnlich vier bis fünf hundert Pfund. Der Einkaufspreis in der Stadt iſt gewöhnlich funfzehn Piaſter. Der Wiederverkäufer hat zum wenigſten den doppelten Profit; überdieß wird auch das Unſchlitt das Pfund zu zwölf bis funfzehn Sous verkauft, und das Leder zu einem und einem halben, bis zwey Piaſter. Kalb- und Schweinefleiſch koſtet acht Sous, dieſes Kalbfleiſch aber kommt von jungen, zwey bis dreyjährigen Thieren.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Nachrichten über den Handel und die Induſtrie der Stadt Neu-Orleans. Sitten.

Franzöſiſche Schneider laſſen ſich bloß für Macherlohn, bey einem ganz gewöhnlichen Rocke, zehn Piaſter bezahlen; gemeiniglich liefern ſie auch das Zeug dazu, welches ein neuer Vortheil für ſie iſt. Ich habe ihrer geſehen, welche binnen zwey bis drey Jahren fünf bis ſechs tauſend Piaſter gewonnen hatten. Die Concurrenz mit den Farbigen, welche daſſelbe Gewerbe betreiben, ſchadet den

Europäern nicht viel, weil man dieſe für bekannter mit den Moden hält.

Man bringt aus Frankreich und den vereinigten Staaten ſo viel ſchlechtes Schuhwerk an Schuhen und Stiefeln, daß man ſie lieber in der Stadt machen läßt; ob das Leder gleich nicht das beſte iſt, weil es nicht genug Lohe bekommen hat, ſo koſtet ein Paar Schuhe doch zwey bis drey Piaſter, und Stiefeln zwölf bis vierzehn Piaſter. „Gute Schuhmacher, welche aus Europa ihr Leder gut zubereitet ziehen könnten, müßten treffliche Geſchäfte machen; denn ſchon gegenwärtig iſt es ein einträgliches Gewerbe. Ich habe auch zwey bis drey Tapezierer geſehen; allein ſie hatten nichts zu thun, denn das Klima erlaubt dort unſere Arten der Zimmerverzierung nicht.

Die Tiſchlerwaaren der Farbigen ſind immer ſehr ſchlecht; nur Europäer, oder die aus den vereinigten Staaten, liefern gute Arbeit, und der ungeheure Preis derſelben macht, daß viele dadurch reich geworden ſind. Ein Flüchtling von Saint-Domingo, der ohne einen Sous nach Neu-Orleans gekommen war, hatte in drey bis vier Jahren ſchon ein ſchönes Haus, das dreyßig bis vierzig tauſend Franken werth war, gewonnen, ungerechnet die Fonds ſeines Etabliſſements.

Die feine, ausgelegte Tiſchlerarbeit wird nur von Anglo-Amerikanern verfertigt; ſteht aber der Franzöſiſchen, vorzüglich der Pariſer, gar ſehr nach; indeſſen könnte die Menge trefflicher Holzarten, welche Louiſiana erzeugt, dieſe Profeſſion äußerſt einträglich machen. Ein Schrank von Kirſchbaum, nach alter Form, wird hier um vierzig bis hundert Piaſter verkauft (zwey bis fünf hundert Franken). Man iſt hier, nicht nur in Anſehung des Luxus der Künſte, ſondern ſelbſt der Bequemlichkeiten, welche ſie gewähren, ſo unwiſſend, daß eine ſchöne Mar-

Die Stelle, worauf die Stadt ſteht, iſt nichts als ein ſchmaler Streifen, ungefähr eine Viertelſtunde breit; die hintere Gegend, nach Oſten zu, iſt bedeckt mit Sümpfen, welche ſich in den See Ponchartrain verlieren, die vordere gegen Weſten, welche die höchſte iſt, macht das Ufer des Miſſiſippi's aus, welches an dieſer Stelle einen Bogen bildet.

Der Plan dazu wurde im Monath Auguſt 1718 von einem gewiſſen de Latour, Chef de Genie, auf Befehl des General-Commandanten Herrn von Bienville entworfen. Verſchiedene nomadiſche Familien, Abkömmlinge von den Illinois, hatten ſich bereits hier niedergelaſſen, und die Gegend hier und da angebaut. Dieſen Familien, gewohnt an den Seen und in den Wäldern umher zu irren, hatte man gewiß den Begriff von den Vorzügen dieſer Lage zu verdanken.

Die nach hinten zu unter Waſſer ſtehende Gegend erlaubte es nicht, der Stadt eine große Tiefe zu geben; der Ingenieur beſchränkte dieſe auf drey hundert Toiſen, indeß er ihm ſechs hundert in der Länge längſt dem Fluſſe hin gab. Er theilte dieſen Raum in zehn nach der Schnur gerichtete Straßen, welche ſich nach dem Fluſſe zu endigten, und fünf andere, mit dem Miſſiſippi parallel laufende, in rechten Winkeln durchſchnitten. Dieſe zehn Straßen, von fünf andern durchſchnitten, bildeten ſechs und ſechzig Vierecke, oder gleiche iſolirte Plätze, deren Tiefe zur Vorderſeite ſich wie ſechs zu eilf verhielt; jeder davon hatte funfzig Toiſen im Viereck, beſtimmt für zwölf Familien. Die Straßen hatten faſt ſechzig Fuß Breite, wovon jedoch wohl bis neun Fuß für die Trottoirs abgezogen werden müſſen. Das wäre denn nun hinreichend für Fußgänger und Wagen, aber nicht für die Circulation der Luft und für die ſo nothwendigen Baum-Alleen. Man hat dieſen Plan bis heut zu Tage

befolgt, und wird ihn wahrscheinlich auch künftig befolgen. Eine längst dem Flusse am obern Theile der Stadt hinlaufende Vorstadt wird nach gleicher Abtheilung angelegt und erweitert. Man erbaute damahls längst dem Flusse jenen Damm, der noch jetzt die Stadt vor Ueberschwemmungen schützt, und zugleich grub man Gräben um jede Insel, welche, mit andern gemeinschaftlichen Gräben zusammen hängend, das Regenwasser und das, was vom Flusse her durchsickerte, in die Sümpfe ergossen.

Die Bewohner wurden veranlaßt, sich jeder ein Terrain zu wählen, d. h. ein Zwölftel von jenen Inselplätzen, mit der Verbindlichkeit, darauf eine Hütte zu bauen, oder es wenigstens mit Palliſaden zu umgeben.

Für den Waffenplatz wurde eine ganze Insel bestimmt, nähmlich die mittelste von den eilfen, die an den Fluß stößt. Dieser, funfzig Toisen im Viereck haltende Platz, ist hier z. B. in der Tiefe geziert durch die regelmäßige Façade der Cathedral-Kirche, welche zwey andere regelmäßige Gebäude zur Seite hat; zu ihrer Rechten befindet sich das Stadthaus, in gutem Styl erbaut; das zur Linken ist noch nicht vollendet, es war bestimmt für die Capuciner, welche das Priesteramt versehen. An den Seiten des Platzes ziehen sich, gleichsam als Flügel, zwey regelmäßige Gebäude hin, besetzt mit einer großen Menge von Kramläden. Das Ganze des Platzes, die Handelsthätigkeit, machen den Anblick sehr angenehm; er würde es noch mehr seyn, wenn man ihn mit Bäumen verziert hätte, welche hier um so nothwendiger sind, je weniger diese, nach hinten zu unter Wasser stehende Gegend Schatten biethet, und man für die Spatziergänge einzig auf den Damm längst des Flusses, oder auf den Weg des Bayou Saint-Jean eingeschränkt ist. Das Merkwürdigste ist dieß, daß diese Cathedral-Kirche, dieses Stadthaus und die anderen, die Flügel bildenden Gebäude auf Ko-

ſten eines einzigen Spaniſchen Privat-Mannes, mit Nahmen D. Andreas Almonaſtere, der ſeit kurzem geſtorben iſt, und arm nach Louiſiana gekommen war, erbaut worden ſind. Er hatte noch außerdem die Hoſpitaliter-Kirche und die der Urſuliner-Nonnen erbauen laſſen. Alle dieſe Gebäude haben ungefähr zwey Millionen Franken gekoſtet. So viel Anſprüche auf Heiligkeit haben ihm doch nicht den Ruf der Heiligkeit verſchaffen können. Seine Erbſchaft war noch über dieß einer der anſehnlichſten Vortheile der Colonie.

Als der Hauptort noch auf der Inſel Dauphine und auf den Biloxis war, erhielt man daſelbſt jährlich aus Frankreich zwey Schiffe, mit öffentlichen Mädchen beladen, welche denn hier ſo ſchnell mit Männern verſehen wurden, daß die letzte bald wie eine zweyte Helena die Veranlaſſung großen Zwiſtes geworden wäre; man mußte endlich zum Loos ſeine Zuflucht nehmen, um zu erfahren, welcher Glückliche Beſitzer dieſes Schatzes werden würde. Eine dritte Ladung ähnlicher Art traf ein, um die aufblühende Stadt Neu-Orleans zu befruchten; man mußte mit den erſtern ſehr zufrieden geweſen ſeyn; denn auch dieſe wurden ſehr bald mit Männern verſehen. Dieſe Mädchen wurden wirklich gute Hausmütter, und es entſproß von ihnen eine edle und zahlreiche Nachkommenſchaft; ſo wahr iſt es, daß der Menſch nicht mit der Neigung zum Laſter geboren wird. Nur die Umgebungen ſind es, die den Menſchen verderben; die beſte Art, ſie zu beſſern, iſt daher nicht die, ſie mit ſtrengen, harten Züchtigungen heimzuſuchen, ſondern vielmehr, ſie dem Bedürfniſſe des Laſters zu entziehen.

Die Bevölkerung der Stadt kann ſich wohl auf zehn bis zwölf tauſend Seelen belaufen; ſie beſteht aus Franzoſen, Spaniern, Anglo-Amerikanern, einigen Zigeuner-Familien, Negern, Mulatten, Freye ſowohl als Sclaven,

und zwar zum größten Theile. Faſt alle treiben Gewerbe. In der neuen Welt findet man in Städten nicht viel ſolcher unnützen Familien, welche ſich eine Ehre daraus machen, nichts zu thun. Das allgemeine Streben nach Gewinn macht, daß man keinen Stand verſchmäht, ſo bald er nur einträglich iſt. Der Bäcker, der Schneider, der Schuhmacher ſind angeſehene Leute; ſie ſind reich, und ſtehen mit den bedeutendſten Perſonen in gleichem Range. Jedoch wehe dem verdienſtvollen armen Manne! Hier braucht er mehr moraliſche Kraft, als irgendwo anders, um dem Unglücke zu trotzen; allein er findet auch durch Arbeit und gute Aufführung leichter Mittel und Wege, ſein Glück zu machen.

Der vornehmſte Stand iſt der des Kaufmanns, d. h. desjenigen, der Schiffsladungen kauft, um ſie im Ganzen wieder abzuſetzen; oder der ſie als Commiſſionair empfängt. Es gibt unter ihnen nur wenig Rehder, noch weniger aber kluge Speculanten. Man muß ſie mehr betrachten als bloße Commiſſionäre oder Groſſirer, welche wieder an die Kleinhändler oder die entfernten Landleute verkaufen, die ein Mahl des Jahrs ihren Einkauf machen, und gewöhnlich ihre Baumwolle und andern Producte an Zahlungs Statt geben. Die Kleinhändler der Stadt haben drey- bis viermonathlichen Credit, und gewinnen ungefähr fünf und zwanzig Procente. Das iſt denn gar nicht zu viel, wenn man die Miethzinſe, die Koſten der Unterhaltung, der Nahrung des Geſindes rechnet, und weiß, wie viel Waaren liegen bleiben, weil ſie nicht mehr geſucht, oder welche, von ihrem Werthe verlierend, mit großem Verluſte verauctionirt werden; ſo gibt es viele, welche aus Mangel an Abſatz ſich gar nicht behaupten können. Die herum ziehenden Handelsleute, welche ſich in die entfernten, im Innern von Louiſiana liegenden Niederlaſſungen zerſtreuen, ſind größten Theils

eigentlich nur auf dem Tiſche der Reichen; dagegen iſt Fleiſch die allgemeine Nahrung. Deßhalb gibt es hier ſo viel Fleiſcher, welche alle großen Abſatz haben. Man drängt ſich dergeſtalt an ihre, auf dem Markte vereinigten Bänke, daß ihr Verkauf um acht, neun Uhr des Morgens ſchon geendigt iſt. Sie ſchlachten nur Kühe, weil man behauptet, daß hier zu Lande ihr Fleiſch beſſer iſt, als das der Ochſen. Sie ſind im Sommer fett, im Winter aber mager. Sie wiegen gewöhnlich vier bis fünf hundert Pfund. Der Einkaufspreis in der Stadt iſt gewöhnlich funfzehn Piaſter. Der Wiederverkäufer hat zum wenigſten den doppelten Profit; überdieß wird auch das Unſchlitt das Pfund zu zwölf bis funfzehn Sous verkauft, und das Leder zu einem und einem halben, bis zwey Piaſter. Kalb- und Schweinefleiſch koſtet acht Sous, dieſes Kalbfleiſch aber kommt von jungen, zwey bis dreyjährigen Thieren.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Nachrichten über den Handel und die Induſtrie der Stadt Neu-Orleans. Sitten.

Franzöſiſche Schneider laſſen ſich bloß für Macherlohn, bey einem ganz gewöhnlichen Rocke, zehn Piaſter bezahlen; gemeiniglich liefern ſie auch das Zeug dazu, welches ein neuer Vortheil für ſie iſt. Ich habe ihrer geſehen, welche binnen zwey bis drey Jahren fünf bis ſechs tauſend Piaſter gewonnen hatten. Die Concurrenz mit den Farbigen, welche daſſelbe Gewerbe betreiben, ſchadet den

Europäern nicht viel, weil man dieſe für bekannter mit den Moden hält.

Man bringt aus Frankreich und den vereinigten Staaten ſo viel ſchlechtes Schuhwerk an Schuhen und Stiefeln, daß man ſie lieber in der Stadt machen läßt; ob das Leder gleich nicht das beſte iſt, weil es nicht genug Lohe bekommen hat, ſo koſtet ein Paar Schuhe doch zwey bis drey Piaſter, und Stiefeln zwölf bis vierzehn Piaſter. „Gute Schuhmacher, welche aus Europa ihr Leder gut zubereitet ziehen könnten, müßten treffliche Geſchäfte machen; denn ſchon gegenwärtig iſt es ein einträgliches Gewerbe. Ich habe auch zwey bis drey Tapezierer geſehen; allein ſie hatten nichts zu thun, denn das Klima erlaubt dort unſere Arten der Zimmerverzierung nicht.

Die Tiſchlerwaaren der Farbigen ſind immer ſehr ſchlecht; nur Europäer, oder die aus den vereinigten Staaten, liefern gute Arbeit, und der ungeheure Preis derſelben macht, daß viele dadurch reich geworden ſind. Ein Flüchtling von Saint-Domingo, der ohne einen Sous nach Neu-Orleans gekommen war, hatte in drey bis vier Jahren ſchon ein ſchönes Haus, das dreyßig bis vierzig tauſend Franken werth war, gewonnen, ungerechnet die Fonds ſeines Etabliſſements.

Die feine, ausgelegte Tiſchlerarbeit wird nur von Anglo-Amerikanern verfertigt; ſteht aber der Franzöſiſchen, vorzüglich der Pariſer, gar ſehr nach; indeſſen könnte die Menge trefflicher Holzarten, welche Louiſiana erzeugt, dieſe Profeſſion äußerſt einträglich machen. Ein Schrank von Kirſchbaum, nach alter Form, wird hier um vierzig bis hundert Piaſter verkauft (zwey bis fünf hundert Franken). Man iſt hier, nicht nur in Anſehung des Luxus der Künſte, ſondern ſelbſt der Bequemlichkeiten, welche ſie gewähren, ſo unwiſſend, daß eine ſchöne Mar-

mor-Platte nicht mehr geachtet wird als ein gemeiner Stein, und daß man ſich nicht einmahl Mühe gibt, den Unterſchied derſelben aufzuſuchen.

Das Gewerbe der Zimmerleute in einem Lande, wo unaufhörlich gebaut wird, wo das untere der Häuſer, die Seiten, das Dach, Alles von Holz iſt, feſt mit Zimmerholz verbunden; dieſes Handwerk muß hier eines der einträglichſten ſeyn, beſonders für diejenigen, welche einige Begriffe von Mechanik damit verbinden, was vorzüglich bey Baumwollen-, Säge- und Reißabſchälungs-Mühlen erfordert wird.

Der Eiſenarbeiter beſchränkt ſich allein auf gröbere Arbeiten für die Häuſer, das Hausgeräthe und Ackerwerkzeug, welches ausnehmend theuer iſt; allein die Schloſſerarbeit, die der Meſſerſchmiede und die Quincaillerie iſt von gar keiner Bedeutung. Man bekommt von allen dieſen Sachen ſo viel aus Europa, und ſo wohlfeil, daß man mehr geben muß, ein Schloß ausbeſſern zu laſſen, als ein neues zu kaufen. Man wirft daher das alte ſogleich weg. Ein Europäer, der einige Ideen von Wirthſchaft und Kunſt-Producten hat, findet hier unter dem Unrath und Kehricht eine Menge Sachen, welche bey einer kleinen Ausbeſſerung noch lange dienen könnten, und der Coloniſt muß, ſeines großen Aufwandes ungeachtet, doch viel entbehren, weil man ſich nicht aufs Ausbeſſern legt. Der Europäer, welcher die fleißigen, mit kleinen Ausbeſſerungen beſchäftigten Arbeiter verachtet, bedenkt nicht, welche große Erſparung er ihnen verdankt. Eine ſchlechte Uhr koſtete in einem Jahre mehr, ſie auszubeſſern, als ſie neu gekoſtet hat. Für eine Pendule forderte man mehr Reparatur-Koſten, als der Preis iſt, um den man ſie nachher verkaufen kann, daher hat faſt niemand eine Pendule, und die wenigen Taſchenuhren ſind in traurigen Umſtänden.

Das Handwerk des Hufschmides kennt man hier ganz und gar nicht; denn man beschlägt die Pferde nicht, weil es weder Steine, noch Kiesel, noch groben Sand gibt, sondern überall einen weichen und lockeren Boden; auch die Wagenräder werden gewöhnlich nicht beschlagen. Man reist, und versendet die Waaren mehr zu Wasser, als zu Lande; indessen gehört doch das Wagnerhandwerk, in Ansehung der Bedürfnisse im Innern der Stadt und der umliegenden Gegend, unter die Zahl der nothwendigen und einträglichen Gewerbe, vorzüglich in Beziehung auf die schwerere Arbeit der Räder.

Das Maurerhandwerk ist bloß mit Aufführung von Wänden und Backsteinen beschäftigt, welche mit dünnem Lehm verbunden werden, worüber dann ein Anstrich von Kalk gelegt wird.

Das Apothekerwesen muß gleichfalls nicht ohne Vortheil seyn in einem Lande, wo man sehr lecker ist, wo man übermäßig trinkt, wo man von den größten Anstrengungen zum größten Müßiggange übergeht, wo die indolenten Frauen sich bloß bewegen, um sich von ihren Sclaven Gehorsam zu erzwingen, wo das Klima außerordentliche Veränderungen der Witterung, oft sehr schnell, erzeugt, wo die Unwissenheit verhindert, daß man in der Diät, der Wahl der Nahrungsmittel, in den Gewächsen des Landes leichte Mittel zur Wiederherstellung und Erhaltung der Gesundheit findet, und da wir andere weise Europäer zu unserer Heilung Droguen, welche drey, vier tausend Meilen weit herkommen, Salze und in den Laboratorien zubereitete Spiritus-Arten bedürfen: so können wir die minder klugen Louisianer nicht tadeln, wenn sie ihre Apotheker so schnell bereichern. Die eigentlichen oder so genannten Aerzte sind gleichfalls mit hierher zu rechnen. Eins geht nicht ohne das Andere. Die Aesculape der neuen Welt haben vor denen in der alten noch

einen groſsen Vortheil voraus; und das iſt der, daſs ſie aller Studien, aller Grade und alles deſſen, was Wiſſenſchaft heiſst, gänzlich entbehren können. Befreyt von dieſem Zubehör kommen ſie ſchneller vorwärts, und expediren ihre Kranken ſchneller. Bücher nachzuſchlagen, zu ſtudieren, nachzudenken, die Natur zu beobachten, iſt ganz verlorene Zeit; ſo daſs auch ein Arzt aus Paris und Schüler der daſigen Univerſität, ein geſchickter Mann, dergeſtalt brotlos blieb, daſs er bald Hungers geſtorben wäre, und fortgehen muſste, indeſs ſeine ungelehrten Collegen, die er vielleicht nicht zu Famulis genommen haben würde, alle Tage ihre Taſchen füllten, gut aſsen und tranken, Pferde und Wagen hielten, und ſich über ihn mocquirten. Auch ſind dieſe Herren ſo überzeugt von der Unbrauchbarkeit der Bücher, daſs die Bibliothek von Allen zuſammen nicht für einen Lehrling hinreichte. Herr Lebnau, ein ſehr verdienter Arzt, dem das Cabinett der Naturgeſchichte zu Paris viel ſeltene Thiere, vorzüglich aus Louiſiana, verdankt, hatte in dieſem Lande einen groſsen Ruf erhalten, ſo daſs man jetzt funfzehn bis zwanzig Jahre nach ſeinem Tode noch von ihm ſpricht. Ich weiſs nicht, woher dieſe ganz beſondere Celebrität rühren mag.

Ein Vorfall, der ſich zur Zeit meiner Ankunft ereignete, zeigt, welche groſsen Speculationen für die Colonien Paris darbiethet, in Anſehung der geheimnisvollen Kunſtgriffe der Verferriger geheimer Medicamente, einer Menſchenclaſſe, welche ſo ſehr für das allgemeine Beſte ſorgt, daſs ſie einer Aufmunterung der Regierung gar nicht bedarf. Es war nähmlich ein ganz ungeheures Packet von einem ſolchen geheimen Remedium, unter dem Nahmen: Allgemeines Regenerations-Mittel, nebſt vier groſsen gedruckten Blättern angekommen, worauf alle ſeine regenerirenden Eigenſchaften für das Blut, die Säfte, die Nerven u. ſ. w. angegeben waren. Schon

der Nahme machte in einem Lande Glück, wo man so vielerley Arten der Regeneration äußerst bedürftig ist; allein man hatte nicht so bald davon gekostet, als man über Wunder schrie. Alle Welt wollte sich regeneriren durch diese Mischung von Sublimat und acidum muriaticum, und was zu Paris der schamlosteste Libertin nicht gewagt haben würde, das thaten hier Damen auf offener Straße, und ließen sich von diesem Regenerations-Mittel um die Wette reichen. Der ungeheure Vorrath war bald erschöpft, und man hatte viel zu lange auf andern aus Frankreich warten müssen; daher verfertigten die Herren Apotheker, ein ebenfalls für das allgemeine Beste sehr besorgtes Völkchen, selbst welchen, und zwar so, daß man es nicht merkte. Allein der Neid des Einen, dessen Thür nicht eben belagert wurde, denuncirte die Verfälscher. Nun fanden die Schluckenden, daß das Mittel anders schmecke, und setzten verschiedene, auch sonst häufig vorgekommene Zufälle auf Rechnung der neuen Fabrikation.

Der zwar sehr verminderte Ruf dieses Arzneymittels dauert seit drey bis vier Jahren noch immer fort, und wird so lange dauern, bis andere ähnliche Mittel mit gleich pomphaften Nahmen und Versprechungen ankommen. Die erste Probe dieses regenerirenden Mittels sah ich auf meiner Reise von Martinique. Ein Reisender, mit Nahmen Mermet, brauchte es gegen die Seekrankheit, in gutem Glauben an die Annoncen. Allein er wurde nicht nur kränker, als alle auf dem Schiffe, sondern als er jemahls gewesen war.

Fünf und dreyzigſtes Kapitel.

Natur und Beſchaffenheit der nach Neu-Orleans eingeführten Waaren. Bemerkungen darüber.

Die verſchiedenen Handelszweige in dieſer Stadt beziehen ſich in Anſehung der Einfuhr von Eßwaaren erſtlich auf Wein, von verſchiedener Art und Güte, z. B. Madera, Malaga, vorzüglich aber Bordeaux- und Küſtenweine (de côtes) *). Die Engländer lieben vorzüglich den Madera, die Spanier den Malaga; die Franzoſen, als die zahlreichſten, und die Spanier, welche ſich überdieß noch leicht an unſere Sitten gewöhnen, machen, daß die größte Conſumtion in Franzöſiſchen Weinen Statt findet, indem die Natur von dieſen mehr einen täglichen Genuß geſtattet. Die Preiſe im Ganzen ſind ſo veränderlich, daß ſie ſich nicht leicht beſtimmen laſſen; allein die Conſumtion der Franzöſiſchen Weine iſt doch ſo ſtark, daß auch der Ueberfluß daran den Preis nicht lange niederhält. Es ſind dabey immer große Vortheile: unſere Branntweine finden dagegen nur mittelmäßigen Abſatz. Taſia und Rum erſetzen ihre Stelle, ſie hätten um vieles wohlfeiler ſeyn müſſen, als ſie wirklich ſind, dann würde man ſich daran gewöhnt haben; ja man würde ſie viel-

*) In den Colonien nennt man Küſtenweine diejenigen, die, wenn es keine Bourdeaux-Weine ſind, von verſchiedenen Gegenden kommen.

leicht vorgezogen haben, da jetzt das Gegentheil Statt findet; ich glaube, dieſe Bemerkung iſt für Frankreichs Intereſſe von großer Bedeutung. Das Oliven-Oehl iſt gleichfalls einer der Haupt-Artikel für die Conſumtion dieſer Colonie. Die Engliſchen Familien genießen es ſelbſt nicht zum Salat; dafür aber verbrauchen es die Spanier und Franzoſen deſto häufiger. Man bringt es gewöhnlich aus Frankreich in Körben zu zwölf Bouteillen, und dieſe Bouteillen ſind ſo klein, daß ſie nicht zwey Drittel der Pariſer halten. Dergleichen Körbe werden meiſten Theils um ſieben bis zehn Piaſter, die einzelne Bouteille für einen, und einen und einen halben Piaſter verkauft. Man ſieht alſo, welchen ungeheuren Vortheil dieſe Waare gibt.

Man ſieht nun ſchon, daß die in den Colonien ſelbſt zerſtreuten Franzoſen, welche auch nicht unter Franzöſiſcher Herrſchaft ſtehen, durch ihre Sitten und die Angewöhnung der Fremden an dieſelben, Frankreichs Ausfuhr außerordentlich befördern; eine Bemerkung, welche ich oft zu machen Gelegenheit haben werde, und die von Reiſenden und ökonomiſchen Statiſtikern zu ſehr vernachläſſigt worden iſt.

Nach dem Oehle kommen die anderen Ingredienzien einer guten Mahlzeit, deren Conſumtion ganz ungeheuer iſt; als Weineſſig, Liqueure, Würſte, Sardellen, kleine Gurken, in Branntwein eingeſetzte Früchte, als Pfirſiche, Apricoſen, Pflaumen, trockene Früchte, Feigen, Mandeln, Weintrauben, vorzüglich Prünellen; man bringt auch unſere Käſe ein; allein da ſie durch die Hitze meiſtens verderben, ſo iſt der Handel damit nicht von großer Bedeutung. Die Nudeln und andere Mehlſpeiſen der Art finden hier gleichfalls viel Abſatz. Die Conſumtion dieſer Art von Eßwaaren beſchränkt ſich nicht bloß auf die Stadt; ein großer Theil geht bis in die entfernteſten Niederlaſſungen, und durchwandert mehrere hun-

dert Meilen und unermeßliche Wüsteneyen, um die Leckerhaftigkeit zu befriedigen. Die Bewohner von Louisiana, deren Gaumen immerwährend mit dem fetten Fleische eingeölt wird, wodurch sie sich den Magen beschweren, und die nicht, wie wir, ihre Mahlzeiten mit Deserten von säuerlichen Früchten beschließen, wodurch der Mund gereinigt, und den feinen Geschmackswärzchen mehr Ton und Empfindlichkeit gegeben wird, empfinden auch lebhafter, als wir, das Bedürfniß jener warmen, spirituösen und reitzenden Restauration. Ich habe oft Europäer sagen hören: sie fänden an dem Fleische des Landes nicht den angenehmen Geschmack unserer Europäischen Gerichte; das kann zum Theil wirklich der Fall seyn; allein der Hauptgrund liegt in dem einfachen Genusse des Fleisches, der selbst in Europa dem Gaumen jene feine Empfindlichkeit benehmen würde, welche uns der fortwährende Genuß roher und gekochter Früchte erhält.

Unser so schönes Porzellan findet nur mäßigen Absatz hier; der Grund ist, daß man es noch nicht genug von Fayence unterscheiden kann, und dann auch, daß diese den ungeschickten, verwüstenden Negern anvertrauten Dinge nicht lange dauern können, daher ihr Gebrauch äußerst kostbar wird. Um das Porzellan zu ersetzen, bedient man sich der schönen Englischen Fayance-Arten, welche so wohlfeil sind, daß die Franzosen in dieser Hinsicht gar nicht mit ihnen in Concurrenz kommen können. Nach dieser Wohlfeilheit und seiner Vollkommenheit müßte es einer der wichtigsten Handelszweige für uns werden; die Consumtion in dieser Art ist, im ganzen Umfang von Louisiana, unermeßlich; nirgends bedient sich auch der Aermste des Töpferzeugs, nicht einmahl unserer groben und dauerhaften Fayances von Rouen.

Alle Küchengeräthe in der ganzen Colonie bestehen gleichfalls nur in kleinen und großen gegossenen Kesseln,

bey

bey Armen ſowohl als bey Reichen; des Handels halber bemerke ich, daß es unnütz iſt, ſie mit Handhaben zu verſehen; die Neger, welche überall die Küche beſorgen, bedienen ſich derſelben nicht. Der Vorzug in Anſehung alles deſſen, was die Bekleidung und die Gegenſtände des Hausweſens betrifft, iſt eben ſo wenig zum Vortheil der Franzöſiſchen Waaren; doch liegt dieß weniger an den Louiſianern als an den Franzoſen in Europa. Jene haben noch immer eine gewiſſe ungeſchwächte Vorliebe für ihr Vaterland, wovon ich auf jedem Schritte Beweiſe geſehen habe. Die Frauen kleiden ſich in Indiennen, Mouſſeline, und bisweilen in ſeidene Zeuge. Unſere Indiennen, vorzüglich die aus der ſchönen Manufactur von Fruy, ſind weit beſſer als die Engliſchen, ſowohl in Anſehung der Deſſeins, der Harmonie und Dauerhaftigkeit der Farben, als der Güte des Gewebes; deſſen ungeachtet können ſie die Concurrenz mit den Engliſchen Indiennen nicht aushalten, ſie ſind zu theuer, ein Fehler faſt aller unſerer Fabrik-Waaren. Die Engliſchen Indiennen ſind fein und leicht, und das muß freylich für jenes Klima entſcheidend ſeyn. Dieſe leichten Zeuge, deren Gewebe durch Maſchinen geſponnen worden iſt, dauern freylich nicht lange; die noch weniger feſten Farben gehen meiſtens in der erſten Wäſche aus, oder verändern ſich doch; allein ſie koſten auch nicht mehr als ſechs und dreyßig Sous bis fünf Franken die Ehle im Detail, bey einer Breite von einer Ehle und zwey Dritteln. Dieſe Wohlfeilheit macht, daß ſie die Louiſianerinnen gar nicht machen, nicht einmahl ausbeſſern laſſen, wodurch wieder Geld und Mühe erſpart wird; ſie haben zugleich die Annehmlichkeit, immer neue Kleider zu haben, und nie verblichene tragen zu müſſen; auch wechſeln ſie gern oft mit dem Deſſein und der Farbe, denn man muß bedenken, daß die Louiſianerinnen Franzöſinnen bleiben. Die Engliſchen Fabriken näh-

ren reichlich dieſen großen Hang zur Neuheit; alle vierzehn Tage, oder wenigſtens alle Monathe kommen große Packete davon über Philadelphia oder Neu-York an. Man ſtrömt haufenweiſe herzu, und die Deſſeins, welche ſchon drey bis vier Monathe alt ſind, gehen weiter, um die Frauen in den entfernteſten Niederlaſſungen zu bekleiden. Die Mouſſeline ſind hier ebenfalls wohlfeil. Eine Robe, von den nach Franzöſiſchem Schnitt gemachten, welche hier zu Lande Romaines heißen, kommt nicht höher als zwölf bis fünf und zwanzig Franken zu ſtehen, ſie mag glatt oder broſchirt ſeyn. Sie haben aber ebenfalls wenig Dauer; auf Maſchinen geſponnen, ſind ſie ohne Feſtigkeit, der Faden iſt hohl, d. h. er hat nicht viel Baumwolle, und iſt auch nicht ſo gedreht, wie der mit der Hand geſponnene. Kleider, welche nur ein wenig getragen, oder einmahl gewaſchen ſind, werden ſchlecht, und zerreiſſen, faſt ohne daß man ſie anrührt. Man verſteckt die Löcher, ohne ſie auszubeſſern, und bald wird das Kleid weggeworfen, oder der Neger-Sclavinn geſchenkt.

Seidenwaaren trägt man gewöhnlich nur an Feſttagen, oder bey Bällen, und ich glaube, daß die Indiennen und Mouſſeline immerfort den Vorzug haben werden, vorzüglich wegen des heißen Klima's.

Das Schuhwerk iſt ein unbedeutender Gegenſtand der Conſumtion für die Frauen; ſehr viele gehen zu Hauſe, einen Theil des Jahres, auf ihren hölzernen Fußböden, vorzüglich aber auf dem Lande, barfuß. England ſendet ihnen geſtrickte Sachen, und Boſton fabricirt ſchon für ſie Schuhe, welche aber nicht ſo gut ſind als unſere.

Der Kopfputz iſt von noch geringerer Bedeutung; die Frauen haben die gute Gewohnheit, im Sommer ſtets mit bloßem Kopfe zu gehen, und im Winter bedienen ſie ſich der unächten Madras aus Engliſchen Fabriken; ſie erhalten unaufhörlich neue in andern Farben, und mit an-

dern Streifen. Dieſe Madras koſten im Detail 4 bis 5 Livres; die Bijoux beſchränken ſich bloß auf Halsbänder, Ohrgehänge und Ringe, welche meiſtens ohne Steine ſind. Ich glaube, daß es eine ſehr ſchlechte Speculation nach den Colonien, und beſonders nach Louiſiana iſt, mit Bijouterien zu handeln. Man trägt ſolche Sachen nicht ſehr, auch denkt man wenig auf Ausbeſſerung derſelben. Die Goldſchmiede verfertigen welche an Ort und Stelle, nach dem Geſchmack des Landes, und können ſo viel Zuſatz dazu nehmen, als ſie wollen, weil der Coloniſt darauf nicht ſehr achtet; ſo ſchmelzen ſie die Quadrupel ein; alle dieſe Gründe machen den elenden Induſtrie-Zweig unſerer Bijouterie, der zwar ſo berühmt, aber der großen Hülfsquellen einer ſolchen Nation, wie die Franzöſiſche, ſehr unwürdig iſt, auch ſehr unvortheilhaft.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung derſelben Materie. Moden. Bemerkungen über den Einfluß derſelben auf den Handel und die Sitten.

Die männliche Kleidung gibt beynahe das nähmliche Reſultat gegen den Franzöſiſchen Handel, und zwar aus dem nähmlichen Grunde der Theurung unſerer Fabrik-Waaren. Ich kam nach Louiſiana gerade zur Zeit der allergrößten Hitze, und erſtaunte nicht wenig, die Männer hier in Tuch gekleidet zu ſehen, den Kopf eingeſenkt in die hohen, capuchonartigen Kragen, die Arme verloren in den weiten Aermeln, wo man nicht weiß, was aus den Händen geworden iſt; das Kinn verſteckt in dreyfachen Halstüchern, und die Beine gezwängt in hohe Stiefel, welche

durch Ueberschläge noch verlängert werden. Ich hätte bald geglaubt, ein Windstoß habe plötzlich die nördlichen Gegenden an diese glühenden Küsten versetzt, und die so eingepackten Männer, ihre erhitzte Gestalt, keuchender Athem, und in die Kragenfalten herab rinnender Schweiß gaben einen wirklich peinlichen Anblick. Allein als ich erfuhr, daß diese Männer eigentlich die Petitmaitres des Landes wären, freywillige Sclaven unserer Moden, und ihnen einen eben so quälenden, als unverbrüchlichen Gehorsam leistend, dachte ich bey mir selbst: Woher kommt nur der sclavische Charakter der Nachahmung, bis auf Dinge gehend, welche in so enger Verbindung mit Wohlbehagen und Gesundheit stehen, vornehmlich in einem Alter, wo das Ungestüm des Temperaments gerade den wenigsten Zwang zu vertragen scheint? Sicherlich aus Unwissenheit und falschen Begriffen von Gutem und Schönem. Dieser Zustand von Unwissenheit macht, daß man ohne Prüfung Alles annimmt, was aus irgend einem Lande kommt, wo man mehr Aufklärung und Geschmack voraus setzt. Man ist nicht im Stande, die Unterschiede gehörig zu bestimmen, welche Localitäten und Klimate nothwendig machen.

Wenn, ich will nicht bloß sagen in den Colonien, sondern irgendwo in Europa, eine gute Erziehung existirte, wo man die Jugend mit dem Gefühl der Würde des Menschen erfüllte, wo man, unterstützt von den Grundsätzen der schönen Künste, ihnen zeigte, wie schön, wie edel die Formen und Verhältnisse sind, womit die Natur unsere Gattung so gefällig ausgestattet hat, würden dann noch die jungen Leute jene Moden annehmen, welche die himmlischen Züge der Gestalt verschleyern, und die harmonische Bildung des Körpers so entstellen? Müßten sie doch Moden haben, so würden sie wenigstens nur solche annehmen, welche, bequem und heilsam, die

Schönheit der Natur erhöhen könnten. Ja, die Moden ſtellen beſſer, als ſonſt etwas, den geiſtigen Charakter eines Volkes dar. Hat dieſes eine milde, gütige, wohlwollende Denkart, ſo nehmen auch ſeine Moden liebenswürdige Abſtufungen an; iſt es mit Laſtern befleckt, verſinkt es in einen Zuſtand von Verworfenheit, ſo nehmen ſeine Moden einen niedrigen, häßigen Charakter an; ganz unbedeutend werden ſie, wenn ein Volk in den allerſchlimmſten Zuſtand verſinkt, wo es ganz null iſt, und weder Tugend noch Laſter kennt. Ich finde, daß die Geſchichtſchreiber lange nicht genug auf die Uebereinſtimmung der Moden mit den Volks-Charakteren geachtet haben, und damit haben ſie eins der ſicherſten Mittel verfehlt, ſie uns gehörig kennen zu lehren. Bey uns haben heut zu Tage die Moden der Frauen ſehr gewonnen; leichte und biegſame Stoffe drappiren mit Grazie die Umriſſe des Wuchſes; ſie ſind in ihrem Putze nicht gezwängt und geniert, und haben, wenn ich nicht irre, in der Geſellſchaft mehr Leichtigkeit und Natürlichkeit, verbreiten folglich daſelbſt auch mehr Annehmlichkeit.

Mehr als ein Staatsmann erblickt in unſern Moden Quellen der Induſtrie und des Reichthums, welche uns eine große Menge Nationen zinsbar machen; allein ich, ich ſehe in denſelben das größte Hinderniß der Vervollkommnung unſerer Künſte, der Vermehrung unſerer innern Reichthümer, und der Ausdehnung unſers auswärtigen Handels.

Ich komme auf die Tücher zurück; dieſe Tücher, worein ſich die Männer hier kleiden, ſind Engliſche, nicht ſo ſchön und gut als die unſeren; allein doch gut, hübſch, und vorzüglich leicht für dieſe Klimate, dabey noch unendlich wohlfeiler. Die Ehle koſtet nur drey bis vier Piaſter, höchſtens fünf, und von den unſern zehn bis funfzehn iaſter. Die Engliſchen Tücher finden hier einen

ungeheuern Abſatz, und es iſt eine wahre Seltenheit, ein Kleid von franzöſiſchem Tuche im Lande gemacht zu ſehen. Die franzöſiſchen Tücher bleiben, wie die Indiennen, auf dem Lager, und werden mit Verluſt verkauft. Es gibt Dinge, deren Vollkommenheit nicht in ihrer eigentlichen Vollkommenheit beſteht, ſondern darin, daß ſie für eine große Menge Menſchen paſſen; dieſer Grundſatz findet zwar nicht Statt bey wiſſenſchaftlichen Gegenſtänden, wohl aber iſt er im Handel ein weſentlicher. In Louiſiana, wie in allen Colonien, trägt man nicht gern lange dieſelben Kleider, und die Motten und andere Würmer richten in wollenen Zeugen ſo viel Verwüſtungen an, daß man es auch nicht füglich kann.

Die Nankins ſind diejenigen Zeuge, deren man ſich am allgemeinſten zu Pantalons und Weſten bedient; ſie kommen ebenfalls aus England, und die Amerikaner hohlen ſie ſchon ſelbſt aus Indien. Beyde Geſchlechter gebrauchen auf dem Lande auch unſere Rouannerien.

Unſere Hüte, von beſſerer Beſchaffenheit als die Engliſchen, und die aus den vereinigten Staaten, behaupten mit Grund den Vorzug, wenn ſie gleich theurer ſind. Ihrer Dauer wegen ſind ſie lange nicht ſo koſtbar, des ſo ſehr verſchiedenen Preiſes ungeachtet; ſie widerſtehen dem Regen und allen Unfällen langer Reiſen; ſie haben bloß den Fehler, oft ſehr ſchwer zu ſeyn, eine große Unbequemlichkeit in jenen Gegenden, wo die Hitze ſie unerträglich macht. Es wäre beſſer, wenn man ſie auch ein wenig theurer bezahlen müßte, dafür aber ſie leichter hätte, d. h. nicht ſo ſtark mit Gummi getränkt. Einige Privat-Leute verfertigen dergleichen im Lande, zwar ohne angenehme Form, aber leicht und ſo biegſam, daß man ſie in die Taſche ſtecken kann; ſie dauern bey immerwährendem Gebrauch mehrere Jahre. Man färbt ſie nicht; ſie koſten zehn Piaſter.

Unſere Leinwand hat gleichfalls noch immer gegen die Irländiſche zu kämpfen; ſie iſt zwar viel beſſer, allein auch viel theurer. Dieſes verſchiedenen Preiſes halber hat faſt jedermann Hemden von Irländiſcher Leinwand, vom Sclaven bis zum Herrn; indeſſen iſt doch unſere Leinwand nicht ſo ſehr aus dem Handel verbannt, als mehrere der erwähnten Gegenſtände; ihre Güte macht, daß man ſie zu verſchiedenen Bedürfniſſen der Haushaltung gern braucht, z. B. zu Bett- und Tiſchzeug; allein weil man große Summen darauf verwenden muß, ſo wird man in dieſem Puncte äußerſt ſparſam. In der Folge wird man ſehen, wie die Louiſianer hier ihrem Mangel abhelfen; ſie bedienen ſich auch häufig auf dem Lande der hübſchen, ungebleichten, grauen, leinenen Zeuge zu Kleidern, Weſten und Pantalons.

Ein äußerſt beträchtlicher Handelszweig hier zu Lande ſind die wollenen Decken; die Engliſchen werden auch ziemlich gut abgeſetzt, allein, wenn gleich die Wolle dazu ſchön iſt, ſo iſt ſie doch zu ſehr geſpart; das Gewebe iſt zu wenig dicht, ſie ſind auch nur auf einer Seite rauch, auf der andern aber faſt ganz glatt; daher ſind ſie weder warm, noch dauerhaft, und wenn ſie gleich nur ein Viertel oder Drittel wohlfeiler ſind als die unſern, ſo haben dieſe doch immer den Vorzug. Unſere großen und ſchönen Decken von der erſten Güte werden für achtzehn bis zwanzig Piaſter das Stück verkauft. Indeſſen gibt es eine Verzierung, woran man hier zu Lande ſehr hängt: die beyden Enden nähmlich müſſen mit einem drey bis vier Finger breiten, blauen Streifen verziert ſeyn. Die kleinen Decken von gleicher Güte ſind verhältnißmäßig nicht ſo beliebt; die ſchlechtern, welche auf Reiſen zu Capotes dienen, und beſonders zum Tauſchhandel mit den Wilden gebraucht werden, ſind viel beſſer als die Engliſchen; allein die unſern können die Concurrenz nicht aushalten mit

denen, welche man aus dem nördlichen Europa über Danzig, Frankfurt, Hamburg und Holland zieht, wo die Amerikaner und Engländer selbst sie hohlen.

Diese Decken sind sehr gut gewirkt, besser noch, als die unseren, zwar nicht mit so krauser Wolle, aber mit längerer, was denn zum Schutze vor dem Regen vorzüglich passend ist. Der Preis in England geht von acht Franken bis auf funfzehn: diejenigen von dieser Art, deren Wolle schöner ist, sind auch verhältnißmäßig theurer. Die Consumtion der großen Decken kann mit der von diesen gar nicht verglichen werden, alle Matrosen, alle Reisende bedienen sich solcher zur Bedeckung in der Nacht. Außerdem tragen auch noch alle Einwohner, Väter und Kinder dergleichen zu Capots (Ueberröcken) im Winter, so auch die Sclaven. Dieser Ueberrock besteht aus einer einzigen Decke, groß genug, um sich der Form unserer Schanzläufer oder Matins zu nähern. Hinten hat er keine Nath; man schneidet bloß an einem Ende der Länge noch etwas ab, um die Aermel und den Kragen oder Capuchon davon zu machen; unten herum geht eine von den erwähnten blauen Streifen; und an beyden Enden der Aermel befindet sich die andere, welche hier wie ein Aufschlag aussieht. Die Neger haben statt des Kragens einen Capuchon gleich dem unserer Karthäuser oder Trappisten, und die erste Idee davon haben die Europäer davon entlehnt, als sie im Winter die so bekleideten Sclaven truppweise auf den Feldern arbeiten sahen. Die Capotes der Herren sind ein wenig anders, weil sie weiter, wenigstens auch von feinerer Wolle, und ohne Capuchon sind. Dieses Kleidungsstück, welches von ihrer Entstehung an in der Colonie gewöhnlich ist, und allein unter allen der Mode Trotz gebothen hat, ist in der That äußerst nützlich; es hält warm, ohne zu geniren; es schützt vor Regen und Wind, und erlaubt jede strenge

Bewegung beym Gehen und bey der Arbeit. In einem Lande, wo auf ein Paar kalte Morgenstunden plötzlich die größte Hitze folgt, wo man im Schatten schwitzt, und bey der Bise (einem kalten Winde) friert, hat man ein Kleidungsstück gar sehr nöthig, das man nach Gefallen an- und ablegen kann. Wer nach Neu-Orleans geht, und im Innern des Landes reisen will, vergesse ja seine Capote nicht.

Außer diesem ungeheuern Absatz sind auch die gemeinen Decken ein Artikel des Handels mit den Wilden. Wenn man bedenkt, daß fast jedes Individuum so vieler Völkerschaften, welche auf sieben bis acht hundert Lieues mit den Louisianern in Verkehr stehen, eine solche Decke hat, so sieht man, wie äußerst bedeutend dieser Handel ist, und er wird sich immer mehr ausbreiten, in dem Maße, wie die Anzahl der Colonisten und Sclaven zunimmt. Diese kann nach und nach viele Millionen zunehmen, von den Gränzen Louisiana's bis nach Mexico, von den Küsten des Meeres bis zu den Quellen des Missouri, ja selbst bis an den stillen Ocean. Es gibt noch eine Menge Indischer Nationen, welche mit den Europäern gar noch nicht in Handelsverbindungen stehen; eine große Anzahl derselben haben nur noch Pfeile zu Waffen; diese biethen denn neue Gelegenheit zum Absatz dar, unermeßlich für diesen Handelszweig. Das Genie erfinde der Wunder, so viel es will, um die Eitelkeit und den Luxus zu befriedigen, seine Erfindungen wiegen nicht die bescheidenen Werkstätte auf, wo viele tausend Hände jene wollenen Gewebe spinnen und weben; und das Geheimniß, den Preis derselben zu vermindern, so daß keine Nation die Concurrenz mit Frankreich aushalten könnte, müßte mehr Reichthümer einbringen, als die reichsten Bergwerke des Universums. Dieses Geheimniß aber liegt

in der Vermehrung der Schafzucht, wodurch die Wolle vermehrt, und zugleich der Boden befruchtet wird.

Eine Art von grobem, blaugefärbtem Tuch, in jenen Gegenden bekannt unter dem Nahmen Limburg, das man hauptsächlich aus Deutschland zieht, ist ein eben so bedeutender Handelszweig, als der mit den kleinen Decken. Von diesen fünf Viertel breiten Tüchern kostet das Stück von sechzehn Ehlen zu Neu-Orleans funfzehn bis zwanzig Piaster; man verbraucht sie im Winter zu Westen und Pantalons für die Farbigen, für Arbeiter und weniger bemittelte Landleute. Dieser Absatz ist ungeheuer unter allen wilden Völkerschaften. Diese machen sich daraus Braguets (eine Art von Hosen), Mitassen (eine Art von Gamachen), Mäntel und Röcke für die Weiber. Die Mitassen gleichen den Gamachen, welche über dem Knie und unten am Beine befestigt werden; der Schenkel bleibt unbedeckt. Die Braguets werden aus einer Viertelehle jenes Tuchs gemacht, welches zwischen den Schenkeln durch, und, gleich einem Gürtel, um die Lenden herum geschlagen wird; die Weiberröcke bestehen aus einem Stück, ungefähr eine halbe Ehle lang, worein sie sich von den Hüften bis ans Ende des Schenkels wickeln. Die Mäntel von ungefähr anderthalb Ehlen bedecken sie statt der Decken, die Weiber bedienen sich ihrer ganz besonders, sie verzieren die Kanten daran, so wie die an ihren Röcken, mit Besetzungen von gelber oder rother Wolle, wovon sie, mit weißen Perlen vermischt, Arten von Mosaik verfertigen, welche recht hübsch aussehen. Man denke, wie sehr der Absatz dieses groben Stoffes durch die Bevölkerung der Colonien auf diesem Theile des Continents, und durch die Erweiterung der Handelsverbindungen mit den Indianern vermehrt werden kann. Etwas davon wird in Canada fabricirt; allein die Europäischen Nationen, welche

ſo verſtändig ſind, die Producte ihrer Fabriken nicht zu vertheuern, werden in dieſer Hinſicht ſtets einen Vortheil vor den Bewohnern der neuen Welt voraus haben, durch die mäßigen Preiſe der Handarbeit. Und weil denn die Nationen Fabriken wollen, nicht bloß für ihre eigenen Bedürfniſſe, ſondern auch für die Bedürfniſſe anderer, ſo kann man ſicher voraus ſagen, daß diejenigen, deren Geldreichthum und Abgaben ſteigen, ihre Fabriken in dem Maße verfallen ſehen werden, in welchem dieſe Vermehrungen die erſten Stoffe und die Handarbeit vertheuern. In dieſer Hinſicht iſt England ſeinem Falle nahe, und die Nationen, die es nachahmen, werden ein gleiches Schickſal haben.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen Kapitels, in Beziehung auf den Handel und die Induſtrie. Flinten. Pulver. Schloſſerarbeit. Quincaillerien. Ackergeräthe und Handelswerkzeug. Handarbeit. Wirkungen der Theurung derſelben. Gaſtfreundſchaft.

Man beſchäftiget ſich in jenen Gegenden um ſo mehr mit der Jagd, je mehr die Wilden nur von Wildbret leben; und die Landleute, die Coloniſten, gleichfalls einen Theil des Jahres nichts anders genießen. Die Flinten, als die einzigen Waffen, welche man dazu gebraucht, müſſen daher einen ſehr ſtarken Abſatz finden; das iſt denn auch wirklich ſo, allein dem Jäger kommt ſo viel darauf an, ein gutes Gewehr zu haben, daß er nicht auf den Preis ſieht. Nirgends werden auch ſchlechte Flinten

so wenig geachtet, man will sie nicht umsonst haben. Man muß daher für diese Gegenden sorgfältig nur die guten aussuchen. Verzierungen daran werden nicht geachtet, und nicht nach Verhältniß des Werthes und der Arbeit bezahlt, man sieht bloß auf die Güte; die Doppelflinten finden keinen großen Absatz, man zieht die einfache Flinte mit einem ungefähr sechs Fuß langen Laufe vor, welche man London nennt, vermuthlich, weil sie in London verfertigt werden; auch bedient man sich häufig der Carabiner; die Wilden haben fast kein anderes Gewehr, sie bezahlen sie sogleich mit dreyßig Piastern (funfzig Thalern). Die äußerst ätzenden Ausdünstungen und die Luft des Meeres erfordern bey der Ueberfarth aus Europa die größte Sorgfalt, um die Wirkungen des Rostes zu verhüthen; gute Läufe werden dadurch so angegriffen, daß man sie nicht ohne Gefahr brauchen kann. Ehe man sie einpackt, muß man sie unter andern auch mit Fettigkeiten einreiben, und die Mündung des Laufes, so wie das Zündloch mit Unschlitt verstopfen.

Das Schießpulver muß sehr gut seyn in einem Lande, wo jedermann Jäger ist, man verkauft es in der Stadt im Einzelnen gewöhnlich zu einem Piaster das Pfund, im Ganzen aber zu fünf bis sechs Escalins; allein schon liefern Fabrikanten aus Kenkuti den Jägern im Ganzen das Pfund zu drey Escalins. Auch hier sieht man, daß ohne Wohlfeilheit dieser Handelszweig für die Europäer ganz verloren gehen wird.

Die Schlosserarbeit und Quincaillerie sind gleichfalls Englisch, dasselbe ist bey kleinen Waaren und Nägeln der Fall; nach Louisiana ist in diesen Sachen der Absatz äußerst gering; die Stadt ausgenommen, findet man selten auf den entfernten Landhäusern Glasfenster; oft sind die Thier- und Fensterangeln und Bänder, ja selbst die Schlösser von Holz; ein solches Haus hat nicht einmahl einen *einzigen* eisernen Riegel.

Die Ackerwerkzeuge schränken sich auf sehr wenige ein; leichte Pflüge und Egen, bisweilen mit Eisen versehen, gewöhnliche Grabscheite, platte und breite Hacken, von mittlerer Größe, so wie man sie für einen leichten, nicht steinigen Boden, der nicht tief bearbeitet wird, weil er sehr fruchtbar und feucht ist, braucht. Alle diese Werkzeuge, die Grabscheite oder Spaten und die Hacken ausgenommen, werden an Ort und Stelle geschmiedet. Handwerksgeräthe für Wagner, Zimmerleute, Tischler und Böttcher, die so allgemein gebraucht werden, sind alle Englisch; man muß gestehen, daß sie die unseren gar sehr in der Form und an Einfachheit übertreffen; diese Vorzüge sind so in die Augen fallend, daß die Franzosen sich sogleich daran gewöhnen, wenn sie hier ankommen; alle, welche aus Frankreich gebracht werden, bleiben durchaus liegen; ich begreife nicht, warum man diese hier nicht auch in Frankreich einführt. Die Handsägen oder Egoinen, ungefähr so gemacht, wie diejenigen, deren sich unsere Gärtner bedienen, ermüden weit weniger als unsere Sägen mit Gestellen, und machen auch ihren Gebrauch minder beschwerlich. Ich habe selbst oft die Bequemlichkeit dieses Instruments erfahren. Die Windelbohrer der Tischler, die Hohlbohrer der Zimmerleute, welche sich von selbst aushöhlen, beschleunigen die Arbeit, und machen sie genauer und weniger beschwerlich. Unter den Hobeln lassen sich diejenigen, welche man zu Fugen, zu Schnitz- und Blätterwerk braucht, mit bewundernswürdiger Leichtigkeit aus einander nehmen und zusammen setzen; so daß das nähmliche Instrument mit kleinen Veränderungen zu diesen verschiedenen Arbeiten gebraucht werden kann. Man läßt einen Koffer mit solchem Handwerkzeuge aus Philadelphia kommen, und bezahlt dafür gewöhnlich hundert Piaster.

Der Preis der Neger ist zu Neu-Orleans ebenfalls

ſich auf; Pferde, Wagen, Bediente führten ſie immer von einer Pflanzung zur andern; ſo durchſtrich man viele hundert Meilen, gleich, als legte man nur freundſchaftliche Beſuche ab.

Der Glanz von Saint-Domingo wird die Nachwelt noch in Erſtaunen ſetzen; allein die Erinnerung an ſeine Gaſtfreundſchaft wird zu dieſer Bewunderung immer ein inniges Bedauern miſchen. Man kann den unglücklichen Bewohnern jener Inſel vielleicht viel zur Laſt legen, allein man wird auch geſtehen müſſen: Sie ſind gaſtfreundlich geweſen, mehr, als irgend ein bekanntes Volk.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Sitten. Spiel. Nothwendigkeit der Schauſpiele. Religion. Geſetze.

Die geſelligen Zirkel in der Stadt ſind nach den Geſchäften des Tages für die Meiſten bloß Vereinigungen zum Spiel, wo man nur zu leicht Zutritt erhält; der am beſten begründete Wohlſtand wird erſchüttert, und ſtürzt zuſammen; Anfänger gehen noch ſchneller zu Grunde; hier verliert ein Schiffs-Capitän mehr, als er auf ſeiner Reiſe gewonnen hat, und ſetzt wohl noch die Ladung auf's Spiel, welches ihm bloß anvertraut iſt; jener einfache Pacotilleur läßt hier ſeine letzte Hülfsquelle, wodurch er übers Meer kommen konnte; ein anderer Reiſender, der ſeinen, durch lange Reiſen, durch viel Gefahren und Beſchwerden erkauften Gewinn in die Stadt gebracht hat, bringt nicht

ſo

da gibt es keine Frühlingsgewächse, obgleich die Kälte nie anhaltend ist, und man mit einiger Behuthsamkeit kaum merken müßte, daß es Winter wäre. Man kennt hier keine Mistbeete, Gewächshäuser, noch andere schützende Orte; man ahndet nicht einmahl die Existenz derselben; in der trockenen Zeit des Sommers fehlt es ganz an Salat und andern Gemüsen, weil man nicht begießt, und diesen Pflanzen keinen Schatten gibt; und doch gewinnt ein Gartenbesitzer nahe bey der Stadt fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn Piaster täglich durch den Verkauf des Gemüses. Und doch haben diese ungeheuren Vortheile noch niemanden aufgemuntert, diese Art der Industrie zu vervollkommnen.

Des großen Ueberflusses an Fleisch und Fischen ungeachtet, leben die Fremden in Gasthäusern und Pensionen dennoch sehr theuer, welches in den eben angegebenen Umständen seinen Grund hat; eine Pension für einen Piaster täglich ist sehr mittelmäßig, und um nur einiger Maßen sich dabey wohl zu befinden, muß man monathlich funfzig bis sechzig Piaster bezahlen. Die Louisianer, deren Tische überflüssig reich besetzt sind, sind sehr gastfrey gegen Fremde. Ehe das Unglück von Saint-Domingo eine große Menge zu ihnen brachte, wurde der größte Theil dieser Fremden alle Tage bewirthet; mehrere werden es noch jetzt, weil sie unglücklich sind. Ich selbst bin in einigen Häusern Zeuge gewesen von dieser guten Aufnahme, die man eigentlich dem Unglück alle Mahl schuldig ist.

Diese Gastfreundschaft ist vorzüglich ein Charakter-Zug der Franzosen. Kein modernes Volk hat diese Tugend so weit getrieben, und kein Volk des Alterthums sich darin glänzender gezeigt, als die Colonisten von Saint-Domingo. Gasthäuser waren auf dieser großen Insel gar unnöthig, so gern nahmen die Einwohner Reisende bey

ſind ſehr häufig; es gibt öffentliche für die Damen par excellence, ich meine die Weißen, ſo wie für die Farbigen; die Männer beſuchen beyde. Die kalte Prüderie der weißen Damen macht die erſten ſehr langweilig für diejenigen, welche nicht ſpielen; auf denen der andern findet ſich viel Fröhlichkeit, allein nicht eine ſolche, welche jedermann liebt.

Der Ball der Damen iſt ein Heiligthum, wohin ſich kein Frauenzimmer wagt, welches nur im Verdacht ſteht, aus vermiſchtem Blute zu ſeyn. / Das reinſte Betragen, die ausgezeichnetſten Tugenden vermögen dieſen Flecken in den Augen der unverſöhnlichen Damen nicht zu bedecken. Eine ſolche verheirathete und durch verſchiedene Liebſchaften mit Männern in Aemtern bekannte Dame kam einſtmahls auf einen dieſer großen Bälle. „Es iſt vermiſchtes Blut hier!“ rief ſie hochmüthig aus. Dieſe Aeußerung lief ſogleich auf dem Balle umher; man bemerkte auch wirklich zwey Mulattiſche Mädchen, allgemein geachtet der guten Erziehung halber, die ſie erhalten hatten, noch mehr aber wegen ihrer tadelloſen Aufführung; ſie erfuhren obige Rede, und mußten ſich entfernen, vor einer Schamloſen, deren Geſellſchaft ein wahrer Schandfleck für ſie geweſen ſeyn würde. Dieſe Mädchen haben zwey Brüder, welche Officiere in der Handels-Marine ſind; dieſe können am Bord ihrer Schiffe den weißen Matroſen leicht zwanzig Seilhiebe geben laſſen, und auf dem Lande würden ſie es nicht wagen, ihnen in's Geſicht zu ſehen.

Der Bürger von Genf wollte keine Schauſpiele in ſeiner induſtriöſen Stadt, wo mäßiger Gewinn die Stunden der Arbeit verlängerte, wo die bürgerliche und religiöſe Unterweiſung die Erziehung ausbildete, welche im Innern durch den Geiſt der Familien und beſonderer Geſellſchaften noch mehr vervollkommnet würde; allein in

ſo viel wieder mit weg, um ſeine Arbeiten und Mühen von neuem beginnen zu können; jener Landmann, der ſeine Ernte zum Verkauf in die Stadt brachte, um davon Vorräthe für ſich und ſeine Familie aufs ganze Jahr anzuſchaffen, und ſeine unglücklichen Negern mit Capoten zu bekleiden, muß ohne Vorrath und Capote nach Hauſe gehen, wenn nicht ruinirende Anleihen ihm zu Hülfe kommen; denn auch dieſes Land wimmelt von Juden, wenn es auch keine Hebräer ſind. Was ſoll man auch in den Geſellſchaften machen? Plaudern? Worüber? Man iſt in Allem, was Wiſſenſchaft und Kunſt heißt, ja ſelbſt in den gewöhnlichſten Kenntniſſen ſo fremd und unerfahren; man muß daher ſpielen, und hoch ſpielen, weil die Lebendigkeit der Geſchäfte viel Geld vor die Augen und in den Beutel bringt, daher ein Spiel, wo man nicht viel davon ſieht, widrig wird.

Die Damen würden ſo viel Geiſt und Verſtand haben, als anderswo; allein ſie werden nicht dazu getrieben durch den Wunſch zu gefallen, und ob es gleich auch hier wirklich recht galante gibt, ſo beſitzen ſie doch noch nicht den Geiſt der Galanterie; herriſch gegen ihre Neger, unterwürfig gegen die Launen ihrer Kinder, würden ſie für beyde beſſer thun, wenn ſie ſich mehr Bewegung machten. Die Männer, ihrer einförmigen Geſellſchaft überdrüſſig, ſuchen die der Negerinnen, oder mehr noch der Mulattinnen auf, wo ſie ganz der zügelloſeſten Frechheit ſich preis geben. Eine große Menge verbinden ſich mit dieſen liederlichen, verſchwenderiſchen Weibern, richten ſich zu Grunde, laſſen ſich von andern aus ihrem Poſten vertreiben, oder verſinken mit ihnen in Elend; ſie bekommen meiſtens ganze Haufen von Kindern von ihnen, welche durch die Sünde, aus der ſie entſprangen, zur Schande verdammt werden.

Der Winter iſt die Jahreszeit der Bälle, und ſie

denen, welche man aus dem nördlichen Europa über Danzig, Frankfurt, Hamburg und Holland zieht, wo die Amerikaner und Engländer selbst sie hohlen.

Diese Decken sind sehr gut gewirkt, besser noch, als die unseren, zwar nicht mit so krauser Wolle, aber mit längerer, was denn zum Schutze vor dem Regen vorzüglich passend ist. Der Preis in England geht von acht Franken bis auf funfzehn: diejenigen von dieser Art, deren Wolle schöner ist, sind auch verhältnißmäßig theurer. Die Consumtion der großen Decken kann mit der von diesen gar nicht verglichen werden, alle Matrosen, alle Reisende bedienen sich solcher zur Bedeckung in der Nacht. Außerdem tragen auch noch alle Einwohner, Väter und Kinder dergleichen zu Capots (Ueberröcken) im Winter, so auch die Sclaven. Dieser Ueberrock besteht aus einer einzigen Decke, groß genug, um sich der Form unserer Schanzläufer oder Matins zu nähern. Hinten hat er keine Nath; man schneidet bloß an einem Ende der Länge noch etwas ab, um die Aermel und den Kragen oder Capuchon davon zu machen; unten herum geht eine von den erwähnten blauen Streifen; und an beyden Enden der Aermel befindet sich die andere, welche hier wie ein Aufschlag aussieht. Die Neger haben statt des Kragens einen Capuchon gleich dem unserer Karthäuser oder Trappisten, und die erste Idee davon haben die Europäer davon entlehnt, als sie im Winter die so bekleideten Sclaven truppweise auf den Feldern arbeiten sahen. Die Capotes der Herren sind ein wenig anders, weil sie weiter, wenigstens auch von feinerer Wolle, und ohne Capuchon sind. Dieses Kleidungsstück, welches von ihrer Entstehung an in der Colonie gewöhnlich ist, und allein unter allen der Mode Trotz gebothen hat, ist in der That äußerst nützlich; es hält warm, ohne zu geniren; es schützt vor Regen und Wind, und erlaubt jede strenge

Bewegung beym Gehen und bey der Arbeit. In einem Lande, wo auf ein Paar kalte Morgenstunden plötzlich die größte Hitze folgt, wo man im Schatten schwitzt, und bey der Bise (einem kalten Winde) friert, hat man ein Kleidungsstück gar sehr nöthig, das man nach Gefallen an- und ablegen kann. Wer nach Neu-Orleans geht, und im Innern des Landes reisen will, vergesse ja seine Capote nicht.

Außer diesem ungeheuern Absatz sind auch die gemeinen Decken ein Artikel des Handels mit den Wilden. Wenn man bedenkt, daß fast jedes Individuum so vieler Völkerschaften, welche auf sieben bis acht hundert Lieues mit den Louisianern in Verkehr stehen, eine solche Decke hat, so sieht man, wie äußerst bedeutend dieser Handel ist, und er wird sich immer mehr ausbreiten, in dem Maße, wie die Anzahl der Colonisten und Sclaven zunimmt. Diese kann nach und nach viele Millionen zunehmen, von den Gränzen Louisiana's bis nach Mexico, von den Küsten des Meeres bis zu den Quellen des Missouri, ja selbst bis an den stillen Ocean. Es gibt noch eine Menge Indischer Nationen, welche mit den Europäern gar noch nicht in Handelsverbindungen stehen; eine große Anzahl derselben haben nur noch Pfeile zu Waffen; diese biethen denn neue Gelegenheit zum Absatz dar, unermeßlich für diesen Handelszweig. Das Genie erfinde der Wunder, so viel es will, um die Eitelkeit und den Luxus zu befriedigen, seine Erfindungen wiegen nicht die bescheidenen Werkstätte auf, wo viele tausend Hände jene wollenen Gewebe spinnen und weben; und das Geheimniß, den Preis derselben zu vermindern, so daß keine Nation die Concurrenz mit Frankreich aushalten könnte, müßte mehr Reichthümer einbringen, als die reichsten Bergwerke des Universums. Dieses Geheimniß aber liegt

in der Vermehrung der Schafzucht, wodurch die Wolle vermehrt, und zugleich der Boden befruchtet wird.

Eine Art von grobem, blaugefärbtem Tuch, in jenen Gegenden bekannt unter dem Nahmen Limburg, das man hauptsächlich aus Deutschland zieht, ist ein eben so bedeutender Handelszweig, als der mit den kleinen Decken. Von diesen fünf Viertel breiten Tüchern kostet das Stück von sechzehn Ehlen zu Neu-Orleans funfzehn bis zwanzig Piaster; man verbraucht sie im Winter zu Westen und Pantalons für die Farbigen, für Arbeiter und weniger bemittelte Landleute. Dieser Absatz ist ungeheuer unter allen wilden Völkerschaften. Diese machen sich daraus Braguets (eine Art von Hosen), Mitassen (eine Art von Gamachen), Mäntel und Röcke für die Weiber. Die Mitassen gleichen den Gamachen, welche über dem Knie und unten am Beine befestigt werden; der Schenkel bleibt unbedeckt. Die Braguets werden aus einer Viertelehle jenes Tuchs gemacht, welches zwischen den Schenkeln durch, und, gleich einem Gürtel, um die Lenden herum geschlagen wird; die Weiberröcke bestehen aus einem Stück, ungefähr eine halbe Ehle lang, worein sie sich von den Hüften bis ans Ende des Schenkels wickeln. Die Mäntel von ungefähr anderthalb Ehlen bedecken sie statt der Decken, die Weiber bedienen sich ihrer ganz besonders, sie verzieren die Kanten daran, so wie die an ihren Röcken, mit Besetzungen von gelber oder rother Wolle, wovon sie, mit weißen Perlen vermischt, Arten von Mosaik verfertigen, welche recht hübsch aussehen. Man denke, wie sehr der Absatz dieses groben Stoffes durch die Bevölkerung der Colonien auf diesem Theile des Continents, und durch die Erweiterung der Handelsverbindungen mit den Indianern vermehrt werden kann. Etwas davon wird in Canada fabricirt; allein die Europäischen Nationen, welche

ſo verſtändig ſind, die Producte ihrer Fabriken nicht zu vertheuern, werden in dieſer Hinſicht ſtets einen Vortheil vor den Bewohnern der neuen Welt voraus haben, durch die mäßigen Preiſe der Handarbeit. Und weil denn die Nationen Fabriken wollen, nicht bloß für ihre eigenen Bedürfniſſe, ſondern auch für die Bedürfniſſe anderer, ſo kann man ſicher voraus ſagen, daß diejenigen, deren Geldreichthum und Abgaben ſteigen, ihre Fabriken in dem Maße verfallen ſehen werden, in welchem dieſe Vermehrungen die erſten Stoffe und die Handarbeit vertheuern. In dieſer Hinſicht iſt England ſeinem Falle nahe, und die Nationen, die es nachahmen, werden ein gleiches Schickſal haben.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen Kapitels, in Beziehung auf den Handel und die Induſtrie. Flinten. Pulver. Schloſſerarbeit. Quincaillerien. Ackergeräthe und Handelswerkzeug. Handarbeit. Wirkungen der Theurung derſelben. Gaſtfreundſchaft.

Man beſchäftiget ſich in jenen Gegenden um ſo mehr mit der Jagd, je mehr die Wilden nur von Wildbret leben; und die Landleute, die Coloniſten, gleichfalls einen Theil des Jahres nichts anders genießen. Die Flinten, als die einzigen Waffen, welche man dazu gebraucht, müſſen daher einen ſehr ſtarken Abſatz finden; das iſt denn auch wirklich ſo, allein dem Jäger kommt ſo viel darauf an, ein gutes Gewehr zu haben, daß er nicht auf den Preis ſieht. Nirgends werden auch ſchlechte Flinten

viel höher, als er in irgend einer andern Colonie iſt; die durch die auf S. Domingo ausgebrochene Empörung entſtande Furcht hat die Einfuhr dieſer Waaren ſehr ſchwer gemacht, und es iſt ſo viel Boden anzubauen, daß niemand genug davon hat; ſo miethet man hier gleichfalls die Neger theurer als zu Martinique ſelbſt; eine Negerinn wird monathlich für zwölf bis funfzehn Piaſter gemiethet, und zu Martinique nur für ſechs bis acht Piaſter. Eine große Menge dieſer Negerinnen trägt Indiennen, Mouſſeline, Halstücher und dergl. in der Stadt und auf dem Lande zum Verkauf herum. Die Neger miethet man noch theurer: diejenigen, welche Handwerke verſtehen, und gute Arbeiter ſind, gewinnen für ihre Herren monathlich wohl zwanzig bis dreyßig Piaſter. Ein noch roher Neger, d. h. ein ſolcher, der erſt aus Afrika kommt, wird um vier bis fünf hundert Piaſter verkauft, und ein Neger-Creole, welcher Talente beſitzt, wird mit tauſend bis vierzehn hundert Piaſtern bezahlt; man ſieht, welche ungeheuern Summen auf den Kopf eines ſolchen Individuums angelegt werden, welches der Tod jeden Augenblick hinraffen kann; viele Privat-Leute ſind auch durch zu häufige Unglücksfälle dieſer Art gänzlich zu Grunde gerichtet worden. Aus dieſen hohen Kaufs- und Miethspreiſen der Neger folgt, daß die Handarbeit in dieſem Lande nothwendig theuer iſt, denn ſie ſind faſt die einzigen Arbeiter, und nur eine ſehr kleine Anzahl Weißer arbeitet, und arbeitet auch nur ſo lange, bis ihr Gewinn ſie in den Stand ſetzt, ſich auch Sclaven zu halten, welche für ſie arbeiten.

Die Wirkung dieſer Theurung der Arbeit wird vorzüglich ſichtbar auf dem Markt an dem ungeheuern Preiſe der Gemüſe, indeß Fiſche, Wildbret und Fleiſch ſehr wohlfeil ſind, da dieß nicht durch Handarbeit producirt wird; das Gemüſe iſt ſo ſelten, daß es oft gänzlich fehlt;

da gibt es keine Frühlingsgewächse, obgleich die Kälte nie anhaltend ist, und man mit einiger Behuthsamkeit kaum merken müßte, daß es Winter wäre. Man kennt hier keine Mistbeete, Gewächshäuser, noch andere schützende Orte; man ahndet nicht einmahl die Existenz derselben; in der trockenen Zeit des Sommers fehlt es ganz an Salat und andern Gemüsen, weil man nicht begießt, und diesen Pflanzen keinen Schatten gibt; und doch gewinnt ein Gartenbesitzer nahe bey der Stadt fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn Piaster täglich durch den Verkauf des Gemüses. Und doch haben diese ungeheuren Vortheile noch niemanden aufgemuntert, diese Art der Industrie zu vervollkommnen.

Des großen Ueberflusses an Fleisch und Fischen ungeachtet, leben die Fremden in Gasthäusern und Pensionen dennoch sehr theuer, welches in den eben angegebenen Umständen seinen Grund hat; eine Pension für einen Piaster täglich ist sehr mittelmäßig, und um nur einiger Maßen sich dabey wohl zu befinden, muß man monathlich funfzig bis sechzig Piaster bezahlen. Die Louisianer, deren Tische überflüssig reich besetzt sind, sind sehr gastfrey gegen Fremde. Ehe das Unglück von Saint-Domingo eine große Menge zu ihnen brachte, wurde der größte Theil dieser Fremden alle Tage bewirthet; mehrere werden es noch jetzt, weil sie unglücklich sind. Ich selbst bin in einigen Häusern Zeuge gewesen von dieser guten Aufnahme, die man eigentlich dem Unglück alle Mahl schuldig ist.

Diese Gastfreundschaft ist vorzüglich ein Charakter-Zug der Franzosen. Kein modernes Volk hat diese Tugend so weit getrieben, und kein Volk des Alterthums sich darin glänzender gezeigt, als die Colonisten von Saint-Domingo. Gasthäuser waren auf dieser großen Insel gar unnöthig, so gern nahmen die Einwohner Reisende bey

ſich auf; Pferde, Wagen, Bediente führten ſie immer von einer Pflanzung zur andern; ſo durchſtrich man viele hundert Meilen, gleich, als legte man nur freundſchaftliche Beſuche ab.

Der Glanz von Saint-Domingo wird die Nachwelt noch in Erſtaunen ſetzen; allein die Erinnerung an ſeine Gaſtfreundſchaft wird zu dieſer Bewunderung immer ein inniges Bedauern miſchen. Man kann den unglücklichen Bewohnern jener Inſel vielleicht viel zur Laſt legen, allein man wird auch geſtehen müſſen: Sie ſind gaſtfreundlich geweſen, mehr, als irgend ein bekanntes Volk.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Sitten. Spiel. Nothwendigkeit der Schauſpiele. Religion. Geſetze.

Die geſelligen Zirkel in der Stadt ſind nach den Geſchäften des Tages für die Meiſten bloß Vereinigungen zum Spiel, wo man nur zu leicht Zutritt erhält; der am beſten begründete Wohlſtand wird erſchüttert, und ſtürzt zuſammen; Anfänger gehen noch ſchneller zu Grunde; hier verliert ein Schiffs-Capitän mehr, als er auf ſeiner Reiſe gewonnen hat, und ſetzt wohl noch die Ladung auf's Spiel, welches ihm bloß anvertraut iſt; jener einfache Pacotilleur läßt hier ſeine letzte Hülfsquelle, wodurch er übers Meer kommen konnte; ein anderer Reiſender, der ſeinen, durch lange Reiſen, durch viel Gefahren und Beſchwerden erkauften Gewinn in die Stadt gebracht hat, bringt nicht

ſo

so viel wieder mit weg, um seine Arbeiten und Mühen von neuem beginnen zu können; jener Landmann, der seine Ernte zum Verkauf in die Stadt brachte, um davon Vorräthe für sich und seine Familie aufs ganze Jahr anzuschaffen, und seine unglücklichen Negern mit Capoten zu bekleiden, muß ohne Vorrath und Capote nach Hause gehen, wenn nicht ruinirende Anleihen ihm zu Hülfe kommen; denn auch dieses Land wimmelt von Juden, wenn es auch keine Hebräer sind. Was soll man auch in den Gesellschaften machen? Plaudern? Worüber? Man ist in Allem, was Wissenschaft und Kunst heißt, ja selbst in den gewöhnlichsten Kenntnissen so fremd und unerfahren; man muß daher spielen, und hoch spielen, weil die Lebendigkeit der Geschäfte viel Geld vor die Augen und in den Beutel bringt, daher ein Spiel, wo man nicht viel davon sieht, widrig wird.

Die Damen würden so viel Geist und Verstand haben, als anderswo; allein sie werden nicht dazu getrieben durch den Wunsch zu gefallen, und ob es gleich auch hier wirklich recht galante gibt, so besitzen sie doch noch nicht den Geist der Galanterie; herrisch gegen ihre Neger, unterwürfig gegen die Launen ihrer Kinder, würden sie für beyde besser thun, wenn sie sich mehr Bewegung machten. Die Männer, ihrer einförmigen Gesellschaft überdrüssig, suchen die der Negerinnen, oder mehr noch der Mulattinnen auf, wo sie ganz der zügellosesten Frechheit sich preis geben. Eine große Menge verbinden sich mit diesen liederlichen, verschwenderischen Weibern, richten sich zu Grunde, lassen sich von andern aus ihrem Posten vertreiben, oder versinken mit ihnen in Elend; sie bekommen meistens ganze Haufen von Kindern von ihnen, welche durch die Sünde, aus der sie entsprangen, zur Schande verdammt werden.

Der Winter ist die Jahreszeit der Bälle, und sie

über die Verwandlung der Raupen berichtet hat, ist nichts in Vergleichung mit diesen. Sie kriechen noch mehr als diese, und sind außerordentlich platt, ein Haupt-Charakterzug derselben; sie besitzen einen gewissen Instinct, allein gewiß ist es, daß sie keine Seele haben.

Obgleich die Naturforscher behaupten, es entstehe Alles aus Keimen; so bilden sich diese doch wirklich ohne Zeugung, bloß durch die Fäulniß.

Die andern Insecten, sind mit Zähnen bewaffnet, oder mit Scheren und dergleichen; diese haben dafür bloß eine giftige Zunge, welche allein ihrer Dünne und Biegsamkeit halber eindringt; sie schwitzt einen äußerst wässerigen Saft aus, der jedoch bald Dummheit und allerley fantastischen Schwindel, in der Folge aber den Brand erzeugt; sie fliehen niedere schlechte Wohnungen, und belagern bloß Palläste, Schlösser und die glänzendsten Behausungen, und immer ist es nur der Besitzer derselben, den sie sich zum Opfer ausersehen. So hat man sie zu Neu-Orleans gesehen. Mehrere von Ihnen, meine Leser, kennen diese zudringlichen Insecten, denen man verschiedene Nahmen, Schmeichler, Schmarotzer, Höflinge, gegeben hat. Wohl dem, den ihre Bisse nicht verwunden! Bald würde er in seinem Innern die Spuren des Brandes bemerken; solltet ihr sie zufälliger Weise aber noch nicht kennen, so vermeidet ihre Nähe, selbst um sie zu beobachten. Nicht immer schützt Vorsicht hier vor der Gefahr.

Vor meiner Ankunft zu Neu-Orleans hatten sie sich des Gouvernements-Pallastes bemächtigt; seit kurzem hatten sie vorzüglich den Spanischen Gouverneur Salcedo angefallen, einen Greis, dem sie den wenigen Verstand, den er noch besaß, ganz genommen hatten, ohne jedoch eine große Nahrung zu finden; denn der Alte war seiner Natur nach ziemlich zähe; allein die Erscheinung

den Städten der Colonien, besonders in Neu-Orleans, die von öffentlichen Unterrichtsanstalten, und von jener Urbanität ganz entblößt sind, welche der Geschmack an Künsten und Wissenschaften, und die gute Gesellschaft erzeugt, wo die Geschäfte der Priester sich auf kurze Messen beschränken, wo die Leichtigkeit großen Gewinnes die anhaltende Handarbeit überflüssig macht, wo die Sclaverey die Entartung der Sitten erzeugt, wo die Menge von Fremden, vorzüglich von Seeleuten, noch mehr mit allen Arten von Ausschweifungen vertraut macht, hier werden die Schauspiele nothwendig, um den Gefahren der müßigen Abende und kostspieligen Gesellschaften zu entgehen, und jenen Unterricht zu ersetzen, den man nicht in Tempeln, und weder in öffentlichen, noch Privat-Gesellschaften findet. Indem sich durch sie die Moral in alle gefällige und rührende Formen kleidet, ruft sie die Menschen zurück zu den ewigen Gesetzen der Menschlichkeit, zu den Pflichten der Vaterliebe, des kindlichen Gehorsams, oder hält doch wenigstens das Laster in seinem weitern Fortschreiten auf; vermag sie es auch nicht ganz auszurotten, so werden die minder rohen, minder ausschweifenden Sitten innerlich sanfter, und äußerlich in ihren Verirrungen verhüllter.

Das unermeßliche Gebieth von Louisiana hat im Ganzen nicht mehr, als ein Dutzend Welt- und Ordenspriester, und für diese kleine Anzahl von Geistlichen hatte die Spanische Regierung einen Bischof zu Neu-Orleans mit funfzehn tausend Piastern Einkünften ernannt, indeß der Gouverneur nicht mehr als sechs tausend hat, und jeder Priester monathlich dreyßig nebst seinen Accidenzien, die nicht viel ausmachen. Alle entferntere und wenig bevölkerte Niederlassungen sehen äußerst zufällig einen Priester, wie ungefähr das platte Land in Frankreich seine Bischöfe sieht. In Ermangelung der Priester tauft,

wer will und wie er's versteht, und, obgleich unter Spanischer Herrschaft, stirbt man hier ohne sie, wie anderwärts, ohne sich darum zu kümmern. Die Ehen anlangend, so schließt sie der Commendant des Cantons, außerdem würden die Verlobten in leerer Erwartung die der Liebe günstige Zeit ganz verlieren; man sieht also wohl, Noth hat kein Geboth. Wenn nun einmahl ein Priester das Land durchzieht, so bildet er durch das Wasser der Taufe Leute, welche schon verbildet sind durch das Alter, und wünscht Fruchtbarkeit herab auf Eheleute, welche schon lange nicht mehr fruchtbar seyn können. Die Religion dieses Landes besteht bloß in der Form, und hat gar kein Wesen und keinen Grund; ich nenne Grund und Wesen hier jene Begriffe, welche die Religion aufstellt von der Gottheit, von der Natur der Seele, von ihrer Bestimmung, von den Pflichten der Gesellschaft, und vorzüglich von der Kunst, die erregenden, bewundernswürdigen Leidenschaften des Menschen nicht zu unterdrücken, sondern zu leiten. Alle diese Gegenstände gehören hier zu Lande gar nicht mehr zur Religion, und ich zweifle, ob sich ihre Diener darauf verstehen.

In der Stadt begnügt man sich mit den Capucinern, welche das Amt der Priester versehen; sie thun dem Gewissen keinen Zwang an. In keinem Lande der Welt ist die Toleranz ausgebreiteter, in keinem Lande bedient man sich auch derselben freyer. Die Weiber, die Neger und die Officiere im Gefolge ihres Gouverneurs, sind fast die einzigen, welche die Kirche besuchen; hier hat man nicht einmahl nöthig lesen zu können, um Philosoph zu seyn, und um die Volksvorurtheile zu verachten. Diese gegenwärtig so toleranten Capuciner wären es indessen gern wohl weniger, so viel Einfluß hat die Mönchskutte, oder vielmehr so geneigt ist der Mensch zu jenem strengen Despotismus, der geschwind, ohne künst-

liche Vorbereitung, den Willen zwingen will, indeß die vorsichtige Ueberzeugung so vieler bedarf, um sich einen sanften Eingang zu verschaffen.

Einst meldete das Oberhaupt dieser Capuciner dem Gouverneur seinen Auftrag, die Inquisition einzuführen; das verursachte denn in der ganzen Colonie, die fast durchaus Französisch war, ein großes Aufsehen. Statt aller Antwort aber auf diese Meldung ließ der Gouverneur den Beauftragten einschiffen, und nach Spanien bringen; ein unter dieser Regierung unerhörter Vorfall; der Capuciner ist zurück gekommen, hat seine Hirtengeschäfte wieder angefangen, und seine Inquisitions-Plane gänzlich vergessen, wenn er sie nicht etwa noch in petto hat.

Wenn die Sitten durch so vielerley verdorben sind, wenn die Religion, oder wenigstens ihre Diener, über die Fundamental-Principien der Moral transigirt haben, und wenn sich diese auf trockene Ceremonien einschränkt, welche keinen Einfluß auf Geist und Herz haben können, dann bleibt für die Leitung der Menschen nichts anders übrig, als die Gesetze, allein wann diese Gesetze selbst obrigkeitlichen Personen anvertrauet sind, die, bloß abhängend von der allerhöchsten Behörde, unter dem Deckmantel derselben jene umgehen und verletzen können, alsdann werden die Gesetze selbst Instrumente der Unterdrückung, sie mögen auch an sich noch so weise und gemäßigt seyn; dieses ist die Lage dieses Landes in Beziehung auf die Gesetze; kein Land hat vielleicht so viele und solche, welche eine größere Sorge verriethen, Mißbräuche zu verhindern und die Unschuld zu beschützen, und doch sind sie in keinem Lande mehr dem Mißbrauche und einer quälenden Anwendung ausgesetzt. Sie sind dieses in einem solchen Grade, daß der Richter sich nicht einmahl die Mühe nimmt, sie kennen zu lernen und zu

befragen. Einstmahls sollte ich einen Alcalden (einen Friedensrichter) fragen, bis auf welche Summe er entscheiden könnte? Meine Frage setzte ihn in Verlegenheit; er bath mich, wieder zu kommen. Der Alguazil (Hussier) publicirte jemanden ein Urtheil mündlich, und dieser trug mir auf, den Inhalt davon nachzusehen; allein es war gar nicht in's Register der Gerichtsschreiberey eingetragen, sondern stand bloß im Kopfe des Richters.

Die Chicane, dieses Ungeheuer, welches sich von den edelsten Lebenssäften der Unglücklichen nährt, welche entspringt aus dem Schooße schwächlicher Völker, um sie ganz zu verzehren, welche, nach dem Ausspruche Tertullians, dem Römischen Reiche mehr Schaden gethan hat, als die Heere wilder Völker; die Chicane ist es, welche hier unter dem Schutze verkannter Gesetze ihre fürchterlichen Verwüstungen verbreitet. Jener Don Andre, von dem ich im Vorigen gesprochen habe, und der, als ein armer Ankömmling auf der Colonie, endlich Kirchen und Hospitäler erbauet, und das ansehnlichste Vermögen im Lande hinterlassen hat, hatte seine unermeßlichen Schätze bloß auf den nächtlichen Pfaden der Chicane erbeutet.

In allen Cantons von Louisiana ist die Justiz im höchsten Grade summarisch; Commandanten, von denen die meisten kaum schreiben können, entscheiden hier lakonisch und in erster Instanz über Streitsachen, welche von hier vor das einzige Stadt-Tribunal gebracht werden, das Anfangs aus mehreren Richtern bestand, die jedoch, ich weiß nicht warum, auf einen einzigen herab gesetzt worden sind, welcher Auditor (Verhörer) genannt wird, besser aber Preneur (Nehmer) benannt werden sollte. Ließen ja durch Zufall dieser Mensch, die Advocaten und Procuratoren den Parteyen noch etwas übrig, wovon sie sich an das höchste Appellations-Gericht in der Havana wenden konnten, so war das nur eine

Gelegenheit, das Geld anderswo zu verschwenden. Der höchste Grad des Elends wird indeß zuweilen ein Heilmittel für dasselbe. Man hat solche Erfahrungen von den Ungerechtigkeiten der Gerechtigkeit gemacht, daß fast alle Einwohner jede Neigung zu Prozessen verloren hatten; weislich waren sie auf den Ausweg verfallen, sich auf schiedsrichterliche Entscheidungen zu beschränken. Oft habe ich die Colonisten über diese Räubereyen der Justiz klagen, und sich selbst Vorwürfe machen hören, daß sie nicht eine Deputation mit ihren Beschwerden nach Madrid gesandt hätten; sie stützten sich auf die Wohlthaten, womit diese Regierung sie immer überhäuft hätte.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Herr Lauffat, Colonial-Präfect, nimmt Besitz von der Colonie. Provisorische Organisation. Der Präfect tritt zwanzig Tage später die Colonie wieder an die vereinigten Staaten ab. Der Verfasser ist bey dieser Rückabtretung gegenwärtig. Zeichen von Betrübniß bey den Franzosen und Spaniern während dieser Feyerlichkeit. Feste, welche während des kurzen Besitzes der Franzosen Statt fanden. Beweis von Anhänglichkeit der Louisianer an die Spanische Regierung.

Der Präfect, Herr Lauffat, befand sich schon zu Neu-Orleans, als ich daselbst ankam; die Geschäfte, welche hier auf diesen Administrator warteten, waren höchst bedeutend; ein so weitläuftiges Gebieth zu untersuchen, Colonisten in den verschiedenen Arten ihrer Cultur aufzumuntern, neue Colonisten herbey zu rufen, um noch mehr

Land urbar zu machen, und die Bevölkerung zu vermehren, den Handel zum Besten des Mutterlandes und der Colonie zu beleben, und die Englische Koncurrenz zu vernichten, Wege zu bahnen, die Brücken über die Flüsse und Bayour *) zu vermehren, und diese nähmlichen Flüsse, diese nähmlichen Bayour des sie verstopfenden Holzes und Schlammes zu entledigen, verschiedene Canäle zu graben, welches auf diesem platten und weichen Boden nicht schwer ist; Waldungen für die Zukunft und für die Bedürfnisse des Staats wirthschaftlich aufzusparen; den Gesundheitszustand in der Stadt wieder herzustellen, und auf dem Lande zu erhalten; alle Zweige des Unterrichts, von dem allerersten an, zu erschaffen; die Geographie dieser Gegenden von allen Seiten zu vervollkommnen; richtige Beobachtungen über die drey Naturreiche anzustellen; Erzadern, wo nicht bearbeiten, doch wenigstens aufspüren zu lassen; unzählige Gewächse zu untersuchen, um die Medicin, die Künste und den Landbau damit zu bereichern.

Um so viel Gegenstände zu umfassen, war Herr Laussat nicht nur vom Ehrgefühl und dem Bestreben, nützlich zu werden, belebt, sondern er war auch durch administrative Kenntnisse, die er sich durch die verschiedenen Legislaturen, deren Mitglied er gewesen war, so wie durch Arbeitsliebe und Neigung zum Studieren vor der Revolution erworben hatte, dazu vorbereitet; zugleich hatte er die ansehnlichste Bibliothek mit sich genommen, die es nur je in dieser Gegend gegeben hatte, diese bestimmte er als einen öffentlichen Schatz zum Gebrauche

*) Die Erbauung dieser für die Communication so nothwendigen Brücken, die doch überall fehlen, besteht bloß darin, daß man lange Baumstämme von einem Ufer zum andern legt, und diese wieder mit anderm Holzwerk und ein wenig Erde bedeckt.

für diejenigen, welche in den so mannigfachen Zweigen der Verwaltung und Unterweisung seine Mitarbeiter seyn sollten. Bey seiner Ankunft ließ er sogleich vorzüglich diejenigen Colonisten zu sich kommen, welche, ihrer Reisen und entfernten Niederlassungen halber, ihm über jene, durch ihre Klimate, folglich auch ihre Producte, so sehr verschiedenen Gegenden Auskunft und Nachrichten geben konnten. Ueberzeugt, daß dieses noch nicht hinreichend sey, schickte er sich an, selbst jene Niederlassungen sorgfältig zu untersuchen; da erfuhr er, daß Staatsursachen Louisiana's Geschick änderten, daß dieses wieder an die vereinigten Staaten zurück gegeben werden sollte, und daß die Französische Regierung ihn beauftragt habe, diese Rückgabe zu bewirken. Nicht ohne Schmerz konnte Herr Laussat diese unerwartete Veränderung betrachten, welche, obgleich gewiß nothwendig, dennoch auf ein Mahl alle seine Plane zerstörte. Ich habe ihn selbst darüber mit der lebhaftesten Theilnahme sprechen hören; da sein Aufenthalt in der Colonie nur noch einige Zeit dauern sollte, so schien er bloß darauf bedacht zu seyn, eine erfreuliche Erinnerung an die kurze Zeit, die er hier verweilt hatte, bey den Louisianern zu hinterlassen. Den 30. November 1803 nahm er in der Eigenschaft als Regierungs-Commissair Besitz von Louisiana, welches ihm der Marquis von Caza Calvo, und der damahlige Gouverneur, Herr von Salcedo, im Nahmen des Königs von Spanien überlieferten; und den darauf folgenden 20sten December gab er diese Colonie zurück an die Herren Clairkone und Wilkinson, als Commissarien der vereinigten Staaten. In dieser Zwischenzeit entfaltete Herr Laussat bey einigen glänzenden Festen jene angenehme Eleganz, welche ein Erbtheil des Französischen Volks zu seyn scheint; seine liebenswürdige Gemahlinn, mit allem Zauber der Schönheit geschmückt, erhöhte noch den Glanz derselben. Die

Louisianischen Damen, denen sie in Sachen des Geschmacks Muster war, erschienen dabey mit einer Pracht, die in einer solchen Colonie in Erstaunen setzen mußte. Die Hauptstädte Frankreichs hätten nichts Glänzenderes in dieser Art aufzustellen vermocht. Der meisten Theils hohe Wuchs der ernsthaften Louisianerinnen, die Weiße ihres Teints, welche durch die leichten, mit Blumen und reichen Stickereyen geschmückten Kleider noch mehr erhoben wurden, gaben diesen Festen etwas wirklich Feenhaftes. Das letzte besonders erregte meine Verwunderung durch seinen Glanz. Nach dem Thee, dem Concert und dem Balle begab man sich um Mitternacht in einen Saal, wo auf einer Tafel von sechzig bis achtzig Couverts, aus der Mitte von Felsenmassen, sich der Tempel der Treue, von Säulen umgeben, welche die Kuppel trugen, erhob; unter derselben stand die allegorische Bildsäule der Göttinn, allein weiter entfernt, außerhalb dieses Saales, rief der Glanz unzähliger Lichter unter eine unermeßliche, von aussen mit Leinwand verschlossene Gallerie; vierzig bis funfzig, äußerst mannigfach besetzte Tafeln stellten sich der Wahl von vier bis fünf hundert Gästen dar, welche sich in kleinen getheilten Gesellschaften darum gruppirten.

Diese Feste verbreiteten allerdings die Neigung zum Schmuck und zu Vergnügungen in einer Colonie, welche, erst im Aufblühen begriffen, der Sparsamkeit und Arbeitsamkeit so sehr bedarf; allein unter solchen Umständen wurden sie nützlich, indem sie die Colonisten an unsere Sitten banden, ihnen das, was Französisch ist, werth machten, und Begriffe von der Größe des Mutterlandes in ihnen erweckten.

An dem Tage der Zurückgabe Louisiana's an die vereinigten Staaten bestieg ich des Morgens das Stadthaus, wo die Commissarien sich versammeln sollten. Wäh-

rend der Vorbereitungen ging ich mit dem Herrn Präfecten Lauſſat auf der Gallerie hin und wieder, welche den Platz der Stadt beherrſcht. Unſere Unterhaltung betraf die Folgen von dem, was eben vorgehen ſollte. Der Herr Präfect war ſehr bewegt, ich war es gleichfalls; allein als er, zu ſeinem Geſchäfte zurück kehrend, mit ſchwankender Stimme proclamirt hatte, daß alle Franzoſen, welche Louiſiana bewohnten, von dem Eide der Treue gegen Frankreich entbunden würden, und nunmehr Amerikaniſche Bürger wären, daß ein neuer Eid ſie mit dieſem neuen Vaterlande verbände: welche unerwartete Empfindungen durchdrangen da mein Herz! Was für eine Menge vorher nicht geahndeter Ideen ſtellte ſich nun auf einmahl meinem Geiſte dar. Wie, ſagte ich zu mir ſelbſt, dieſes Vaterland, das ich ſo ſehr geliebt, in deſſen Schooße ich bisher immer gelebt habe, dem ich Alles verdanke, was ich bin und vermag, welches Alles in ſich ſchließt, was ich liebe, Freunde und Verwandte, dieſes Vaterland, deſſen Nahme allein meinem Stolze ſchmeichelt, in mir ſo große Gefühle erweckt, dieſes ſollte aufhören können, das meinige zu ſeyn? ich ſollte die Bande zerreiſſen können, die mich an dasſelbe feſſeln; dieſes Vaterland ſollte mir auf einmahl gleichgültig, ja zum Feinde werden können, mein Arm ſollte ſich gegen dasſelbe waffnen, ich nicht mehr alles Gute ihm vom Himmel erflehen dürfen! *)

Indeſſen ſah ich die Franzöſiſche Fahne langſam niederſinken, und zugleich die der vereinigten Staaten ſich allmählich erheben; ein Franzöſiſcher Soldat nahm darauf die erſtere, wickelte ſie um ſich herum und trug

*) Wie wahr und ſchön ſind dieſe Gefühle! Das Vaterland iſt und bleibt ein heiliger Nahme. Wehe dem, der kein Vaterland hat, und zu haben werth iſt! Wer es unſchuldig aufgeben muß, verdient tiefes Mitleid.

D. Ueb.

ſie ſchweigend in ſein Glied; die Amerikaniſche Flagge wollte lange nicht ganz empor kommen, Trotz aller Bemühungen, die man dazu anwendete, gleich, als wagte ſie es nicht, den Platz derjenigen einzunehmen, der ſie ihre glorreiche Unabhängigkeit zu verdanken hatte. Ein unruhiges Stillſchweigen herrſchte in dieſem Augenblicke unter allen Zuſchauern, welche den Platz überſtrömten, ſich auf die Gallerien an die Fenſter und auf die Balcone drängten, und erſt dann, als dieſe Flagge mit einem Mahle aufgepflanzt war, erſchallte ein durchdringliches Huſſa von einer beſondern Menſchengruppe, welche zugleich ihre Hüte ſchwenkten. Dieſes Geſchrey und dieſe Bewegung machten das Schweigen und die Unbeweglichkeit der übrigen, weit umher verbreiteten Zuſchauer nur noch düſterer und trauriger; dieß waren Franzoſen und Spanier, alle voller Rührung, ihre Seufzer und Thränen vermiſchend.

Der Uebergang von einer Regierung zur andern erzeugte indeſſen in den Verwaltungsangelegenheiten weder Unordnung noch Stillſtand, ja ſie ſchienen vielmehr wieder einen ſchnellern Fortgang zu nehmen, ſo gut eingerichtet war die von Herrn Lauſſat gebildete Organiſation. Nach ſeiner zwanzigtägigen Verwaltung kam das Gouvernement unter die Oberherrſchaft der vereinigten Staaten.

In mehreren Adreſſen erhielt Herr Lauſſat nunmehr die unzweydeutigſten Beweiſe der Anhänglichkeit der Louiſianer an ihr ehemahliges Vaterland und ſeine Perſon.

Nicht minder lebhaft äußerte ſich auch die Liebe und Dankbarkeit der Louiſianer an die Spaniſche Regierung und den König von Spanien.

Vierzigstes Kapitel.

Naturgeschichte. Merkwürdige Insecten. Arreté des Präfecten. Folgen desselben.

Ich nehme hier die Aufmerksamkeit meiner Leser auf Bemerkungen in Anspruch, deren Wichtigkeit ihnen nicht entgehen wird.

Unter den furchtbaren Geißeln der Menschheit gibt es auch eine Art gieriger, haufenweise umher schwärmender Insecten, welche bey ihren Angriffen immer die glänzendste Beute suchen, um sich davon zu mästen; sie belagern sie mit der größten Beharrlichkeit, und, um sie leichter zu verzehren, betäuben sie sie und bezaubern ihre Sinne durch triegerischen Schimmer, bis nur noch die groben Theile übrig bleiben; dann verlassen sie sie, ausgesogen und in dem Elende versunken, welches sie ihnen bereitet haben.

Diese raubgierigen, und doch in der Wahl ihrer Nahrung so ekeln Insecten sind vorzüglich in der alten Welt einheimisch; sie vermehren sich besonders an den bevölkertsten Orten, wo sich eher eine ihrer Gefräßigkeit angemessene Nahrung findet. Es scheint nicht, daß die ersten Reisenden dergleichen in der neuen Welt gefunden hätten; allein gegenwärtig haben sie sich ganz daselbst einheimisch gemacht. Ich habe Spuren ihres Daseyns zu Neu-Orleans selbst gefunden. Etwas Besonderes ist dieses, daß sie so vielerley Gestalten annehmen, als die Natur der Gegend und der Gegenstände, die sie angreifen wollen, erfordert; und Alles, was uns Reaumür

Wild dem Monarchen ſelbſt keine Freyheit der Wahl mehr ließ: dieſes Wort ſtellte den Canadiſchen Jäger nur als einen glücklichen Sybariten vor, der die den Großen zuſtändigen Vergnügungen uſurpire.

Zwey, drey und vier und vierzigſtes Kapitel.

Fortſetzung des Vorhergehenden. Schwache Maßregeln, welche die Regierung ergreift, um die Niederlaſſungen in Louiſiana zu begründen. Langſamkeit, Mangel an Zuſammenhang derſelben. Beſondere Urſache, welche die Großen des Hofes beſtimmt, Antheil daran zu nehmen. Verſchiedene Details.

Vergebens erzählte der Pater Hemepin, ein Franciscaner, nach einem langen Aufenthalte unter den Illinois-Indianern, wo er anſehnliche Reiſen gemacht hatte, zuerſt dem Hofe von den Wundern des Landes, das er durchſtrichen hatte; man hörte ihn mit jener, den Höfen, wo das Intereſſe an Kleinigkeiten das an großen Dingen nicht aufkommen läßt, nur zu gewöhnlichen Gleichgültigkeit an; und obgleich in der Folge der Pater Hemepin ſeine Reiſen heraus gab, und ſie dem großen Colbert zueignete, ob er gleich angab, daß das Land, von dem er für Frankreich Beſitz genommen habe, größer ſey, als ganz Europa, ſo ward er doch ſo verächtlich behandelt, daß er ſeine Tage in Unmuth und Gram in Holland endigte.

Unterdeſſen bildete ein Canadiſcher Edelmann, Cavelier de Laſalle, durch den Pater Hemepin vorzüglich von den Vorzügen dieſes unermeßlichen Landes unterrichtet,

den Plan, es ſelbſt zu durchwandern. Er verließ im Jahre 1679 mit einer anſehnlichen Begleitung Quebeck, ſchiffte den Saint-Lorenz-Fluß hinauf, paſſirte den Waſſerfall des Niagara, ging über die Seen, ſchiffte ſich auf dem Fluſſe der Illinois wieder ein, fuhr den Fluß herunter bis drey Lieues ungefähr unterhalb des Miſſouri, und erbaute am rechten Ufer das erſte Fort, welches die Franzoſen in dieſer Gegend beſaßen, und dem er den Nahmen Creve-Cour gab, vermuthlich zum Andenken an die Beſchwerden, welche er auf ſeiner langen Reiſe zu beſtehen gehabt hatte. Dieſes Fort erhielt in der Folge den Nahmen Fort Saint-Louis, den es noch hat. Cavelier de Laſalle ſchiffte ſich von neuem ein, ſetzte ſeine Fahrt bis zur Mündung des Miſſiſippi's fort, den man, um Ludwig XIV. zu ſchmeicheln, damahls den Fluß Saint-Louis nannte, aus demſelben Grunde, warum der Pater Hemepin ſchon die Gegenden, welche dieſer Fluß durchſtrömt, Louiſiana genannt hatte.

Nachdem er ſeine Beobachtungen gemacht, und die Höhe gewonnen hatte, kehrte de Laſſale den Fluß aufwärts nach Quebeck zurück, von wo aus er nach Frankreich ging. Die Entdeckung der Mündung des Miſſiſippi's im Mexicaniſchen Meerbuſen, welche für das Innere dieſer Gegenden leichtere und vortheilhaftere Communications-Wege eröffnete, als die durch Canada, und die doppelte Schiff-Fahrt auf dem Miſſiſippi und Saint-Lorenz-Fluſſe, der, wie eine unermeßliche Kette, ſo viele Gegenden umſchlang, und vorzüglich die ſchon ſehr mächtigen Colonien Englands beſchränkte, hätte einen tiefen Eindruck auf jede, von der Wichtigkeit ihrer Colonien mehr überzeugte Regierung machen müſſen. Colbert konnte indeſſen den Bitten und Verſprechungen de Laſſales die Ausrüſtung einiger Schiffe nicht verweigern, welche ungefähr drey hundert Perſonen, Soldaten, Freywillige,

in Dienſt genommene Handwerker, Mädchen und Geiſtliche faßten. Dieſes Convoi ging im Jahre 1684 von Rochelle ab, und es iſt allgemein bekannt, daß es den Eingang des Fluſſes verfehlte, ſich zu weit weſtlich wandte, wo dann de Laſalle in der Bay Saint-Bernard landete. Sein rauher Charakter, der ſchon die Officiere der Marine unmuthig gemacht hatte, erbitterte noch mehr diejenigen, welche ſeine Mühen und Beſchwerden theilten. Einige von ihnen brachten ihn ums Leben, und nur ſieben Perſonen kamen nach Canada, nachdem einige vor Elend, der größte Theil aber durch die Hände der Wilden und der Spanier gefallen waren, als welche letztere dieſe Niederlaſſungen der Franzoſen als Uſurpationen über ihre Colonien anſahen. *)

*) Der finſtere Hochmuth des Hofes von Ludwig XIV. hatte ſich, wie eine anſteckende Seuche, über alle Stände, vom Throne bis auf das niedrigſte Dorf, verbreitet, wo der Herr den Amtmann, dieſer den Procurator, der Procurator den Huiſſier, und der Huiſſier wiederum den Bauer, den letzten von Allen, das Opfer von Allen, und der ſie doch Alle ernährte, verachtete. Die Wirkungen dieſes Stolzes zeigten ſich vorzüglich bey denen, welche am Hofe Zutritt hatten. Wie viel Unglück entſtand daraus in allen Zweigen der Verwaltung des Krieges, vorzüglich der Marine. Cavelier de Laſalle, ein einfacher Edelmann aus Canada, richtete ſich und ſeine Niederlaſſung, trotz aller großen Plane, alles Muthes und aller Energie, zu Grunde, bloß weil er einen Augenblick jene anſteckende Luft geathmet hatte. Bekleidet mit dem Titel eines Gouverneurs aller Lande, welche er entdecken würde, von Neu-Biscaya bis zu den Ilinois, glaubte er ſich weit erhaben über Alles, was ſich ihm näherte. Er vergaß die einfachen Sitten ſeines Geburtslandes, um die eines Hofes anzunehmen, wo Alles ſtolz einher trat oder kroch; er wurde hart und deſpotiſch. Bey ſeiner Ueberfahrt machte er durch

Der Hof ſchien damahls die Erinnerung an dieſe Colonie und den ſie durchſtrömenden großen Fluß gänzlich aus dem Geſichte zu verlieren. Funfzehn Jahre nachher, im Jahre 1698, drang endlich ein anderer Canadier, Yberville, in der Folge Führer einer Escadre, durch ſeine, gegen die Seen zu wohnenden Landesleute unterrichtet, von der Seeſeite in den Miſſiſippi ein. Während dieſes Zwiſchenraums machten eben die Canadiſchen Reiſenden die Fortſchritte, von denen ich das Gemählde aufgeſtellt habe. D'Yberville, mit dem Titel eines Gouverneurs bekleidet, führte vom Meer her Coloniſten herbey, welche er weislich aus Canada genommen hatte. Allein der Tod dieſes verdienſtvollen Mannes machte, daß Louiſiana noch ein Mahl verlaſſen wurde, und dreyzehn Jahre verfloſſen, ehe Crozat, ein reicher Privat-Mann, für ſich allein dieſes große Land erhielt. Mit dem Privilegium, ausſchließend hier Handel zu treiben, erhielt er zugleich alle Landſtriche, Küſten, Häfen, Rehden und Inſeln, woraus dieſe Colonie beſteht, um ſie auf immer mit voller Eigenthums-, Herren- und

ſein ſtolzes Weſen ſchon die See-Officiere ſich abgeneigt, welche ſelbſt ziemlich arrogant ſind. Dieſe nun opferten, um ihn aufzuopfern, das Intereſſe des Staats auf, weigerten ſich, nach Erkennung des Irrthums, an die Mündung des Fluſſes zurück zu kehren, und ließen in der Bay Saint-Bernard die Flotte zu Gründe gehen, welche die nothwendigſten Gegenſtände für ihre Niederlaſſung trug; und als Cavelier ſich nebſt ſeiner Truppe mitten in jenen unbekannten Wüſten befand, gab er zwar ein Muſter von Muth und Beharrlichkeit; allein immer verſtockter in ſeiner Härte und Rauhheit, verwandelte er Menſchen, welche ihn gewiß unterſtützt und gerettet haben würden, in elende Mörder.„

Justiz-Gerechtigkeit zu besitzen, bloß unter der Verbindlichkeit, dafür den Lehnshuldigungseid zu leisten. Acht und zwanzig Jahre also nach der Unternehmung von Cavelier de Lasalle war die Regierung dahin gebracht, einem einzigen Individuum eine der reichsten Gegenden der Erde, größer als Europa, zu überlassen! Zu welchen Betrachtungen führt dieß nicht! Wie traurig sind die Ursachen, welche die Regierung zu einer solchen Abtretung bewogen! Indessen hätte diese Abtretung Louisiana's an einen einzigen Privat-Mann noch immer für die Colonisten und die Hauptstadt vortheilhaft werden, und dem Besitzer viel Ehre und Glück bringen können, allein dazu bedurfte es, außer einer erhabenen großen Denkart, eines ungewöhnlichen Zusammentreffens von Aufklärung und Local-Kenntnissen; man mußte nicht, um sich zu bereichern, einzig darauf ausgehen, über die Colonisten ein tyrannisches Monopol auszuüben, welches sie durch das Bestreben, ihnen ihre Waaren um einen niedrigen Preis abzudringen, und die eingeführten über allen Werth zu verkaufen, zu Grunde richtete, entmuthigte, und sie zwang, mit Fremden einen Schleichhandel zu unterhalten, wozu es der Zoll- und Mauthanstalten, Wachen, und einer Menge unnützer und kostbarer Menschen bedurfte. Man mußte vielmehr, durch allerley Freyheiten, ihren Einfuhr- und Ausfuhrhandel aufmuntern, und bloß in so fern Antheil an dem Schicksale der Colonisten nehmen, als man ihnen wohlfeilern Einkauf und theurern Verkauf zu verschaffen suchte; dann würden die Franzosen und alle Europäischen Nationen weit häufiger in diese Gegenden gekommen seyn, als in die der vereinigten Staaten; denn Louisiana's Ebenen erfordern wenig Aufwand zur Urbarmachung des Bodens, und das Klima ist productiver, die Producte selbst mannigfacher, und der Absatz leichter.

Aus dem so schnellen Zuwachse der Bevölkerung in den vereinigten Staaten läßt sich abnehmen, auf welcher Höhe jetzt die von Louisiana stehen würde. Es würde wirklich ein zweytes Frankreich geworden seyn, welches dem Mutterlande fast alle Colonial-Waaren, Bauholz und Theer zuführte, den Ueberfluß seiner Manufactur-Waaren verbrauchte, seine Marine mit Matrosen versorgte, sie durch die Bedürfnisse der Waarenversendungen vermehrte u. s. f. Durch eine solche Einrichtung würde Crozat der Stifter eines der größten Völker des Erdbodens geworden seyn. Sein Vermögen wäre in dem nähmlichen Verhältnisse gewachsen und größer geworden, als jemahls ein Privat-Mann eines besessen hat; und dieses Vermögen würde er bloß durch weise Vertheilung der Ländereyen an die Colonisten erworben haben. Die ersten Stücke Land wären unentgeldlich, die andern nach mäßigen Preisen überlassen, und diese stufenweise behuthsam gesteigert worden, in dem Maße, wie die benachbarten Gegenden bewohnter geworden wären. Allein statt dessen drückte Crozat den Schwamm aus, ehe er sich voll gesogen hatte, und vier bis fünf Jahre nachher gab er selbst seine Concession auf, entmuthigt durch zwecklose Anstrengungen.

Eine neue Gesellschaft, unter dem Nahmen: Compagnie d'occident (westindische Gesellschaft), war Crozat's Nachfolgerinn, noch in denselben monopolistischen Planen: theuer an die Colonisten zu verkaufen, und wohlfeil von ihnen zu kaufen, das war die ganze damahlige Weisheit; mit großem Aufwand begann man die Operationen, unbedeutend für die Bevölkerung, aber ungeheuer für das Eintreiben, die Bewachung und Inspection der Einnahmen, welche erst nicht gar lange existiren konnten, und ein jeder, bis auf den Canadier, der in ungeheuern furchtbaren Wüsten durch unerhörte Mühse-

ligkeiten ſein Pelzwerk ſammelte, mußte ausſchließend an die Compagnie verkaufen.

Allein bey Errichtung der weſtindiſchen Compagnie hatte man ganz andere, dem Flor Louiſiana's völlig fremde Plane; man wollte die Agiotage nähren, jenes Fieber erſchöpfter Staaten, welches alle Induſtrie lähmt, und ſelbſt die Sitten verdirbt. Damahls verſprach Law, mit ſeiner Bank, Frankreich, welches unter der Laſt ſeiner Schulden erlag, zu befreyen, den Ackerbau und Handel wieder empor zu bringen, und es würde ihm wahrſcheinlich gelungen ſeyn, wenn er nicht, noch immer genöthigt, der Verſchwendungsſucht eines ausſchweifenden Hofes zu fröhnen, gewaltſam über das hinaus geriſſen worden wäre, was er ſich eigentlich vorgeſetzt hatte: er mußte alſo dem öffentlichen Enthuſiasmus neue Nahrungsmittel wiedergeben, und er ſuchte dieſe an den Ufern des Miſſiſippi's auf, von woher zahlloſe, alle Erwartung überſteigende Reichthümer kommen ſollten. So bildete ſich dieſe Weſtindiſche Compagnie und deren Actionaire, denen an den unerſchöpflichen Schätzen des Miſſiſipi's Antheil verſprochen wurde. Um dieſen Verſprechungen Gewicht zu geben, intereſſirten ſich die Vornehmſten des Hofes bey der Weſtindiſchen Compagnie, und nahmen Conceſſionen in den verſchiedenen Gegenden Louiſiana's, wo ſie dann Niederlaſſungen einrichten laſſen wollten. Law beſonders erhielt, nebſt dem Titel eines Herzogthums, am Fluſſe der Arkenſa's ungefähr 250 Lieues von der projectirten Stadt, eine Conceſſion auf vier Quadrat-Lieues, wo funfzehn hundert Menſchen beſchäftigt werden, und eine Compagnie Dragoner ſich befinden ſollte; faſt tauſend wurden auch wirklich eingeſchickt, meiſtens Deutſche. Als dieſer Miniſter in Ungnade fiel, gingen die Angeſtellten den Fluß herab, um ſich wieder einzuſchiffen; diejenigen, welche nicht elendiglich umkamen, erhielten

die

die Freyheit, ſich längs dem Fluſſe niederzulaſſen, acht Lieues unterhalb der Stadt, wo ſie heut zu Tage unter dem Nahmen Küſte der Deutſchen (Côte des Allemands) den bevölkerteſten Canton dieſer Colonie bilden, welcher die Stadt vorzüglich mit Reiß, Mais, Bohnen, Federvieh u. dergl. verſorgt. Das Gerücht hatte damahls nicht ohne Abſicht verbreitet, an demſelben Fluſſe der Arkenſa's, aufwärts nach ſeiner Quelle zu, befinde ſich ein Smaragdfelſen. Die Köpfe wurden durch dieſe grobe Liſt dergeſtalt erhitzt, daß der Commandant des Poſtens Befehl erhielt (1721), die Entdeckung desſelben zu bewirken. Er durchſtreifte ungefähr drey hundert Lieues, und hatte Handwerker, Ingenieure, ſelbſt Soldaten zur Bewachung dieſes eingebildeten Schatzes bey ſich. Mehrere Hofleute und Große erhielten Conceſſionen in jenen Gegenden, unter andern auch die Gebrüder Paris. Um das Intereſſe, welches der Regent ſelbſt an dem Lande des Miſſouri nahm, und die Hoffnung zu beweiſen, welche man von großen, daſelbſt zu findenden, Reichthümern nährte, zierte man die Hauptſtadt mit dem Nahmen: Neu-Orleans. Es wurden nun Verwandte und Freunde jener Großen in den hierher beſtimmten Regimentern angeſtellt. Die meiſten von dieſen Officieren blieben ganz dort, und naturaliſirten ſich; und man ſieht noch ſehr zahlreiche Familien von ihnen daſelbſt.

Dieſer edelmänniſche Geiſt war den Fortſchritten der Colonie in vielen Hinſichten hinderlich; er verbreitete in dieſen einſamen Gegenden die Neigung zum Luxus, zu den Freuden der Tafel und zum Müßiggange, und erzeugte jenen Charakter von Hochmuth und Arroganz, woraus in zehn bis zwölf Jahren Uneinigkeiten, Complotte und Kriege von Seiten der Wilden entſtanden, welche Blut koſteten, und beynahe die Franzoſen bis auf den letzten Mann vertilgt hätten; die rohen Canadier

ligkeiten ſein Pelzwerk ſammelte, mußte ausſchließend an die Compagnie verkaufen.

Allein bey Errichtung der weſtindiſchen Compagnie hatte man ganz andere, dem Flor Louiſiana's völlig fremde Plane; man wollte die Agiotage nähren, jenes Fieber erſchöpfter Staaten, welches alle Induſtrie lähmt, und ſelbſt die Sitten verdirbt. Damahls verſprach Law, mit ſeiner Bank, Frankreich, welches unter der Laſt ſeiner Schulden erlag, zu befreyen, den Ackerbau und Handel wieder empor zu bringen, und es würde ihm wahrſcheinlich gelungen ſeyn, wenn er nicht, noch immer genöthigt, der Verſchwendungsſucht eines ausſchweifenden Hofes zu fröhnen, gewaltſam über das hinaus geriſſen worden wäre, was er ſich eigentlich vorgeſetzt hatte: er mußte alſo dem öffentlichen Enthuſiasmus neue Nahrungsmittel wiedergeben, und er ſuchte dieſe an den Ufern des Miſſiſippi's auf, von woher zahlloſe, alle Erwartung überſteigende Reichthümer kommen ſollten. So bildete ſich dieſe Weſtindiſche Compagnie und deren Actionaire, denen an den unerſchöpflichen Schätzen des Miſſiſipi's Antheil verſprochen wurde. Um dieſen Verſprechungen Gewicht zu geben, intereſſirten ſich die Vornehmſten des Hofes bey der Weſtindiſchen Compagnie, und nahmen Conceſſionen in den verſchiedenen Gegenden Louiſiana's, wo ſie dann Niederlaſſungen einrichten laſſen wollten. Law beſonders erhielt, nebſt dem Titel eines Herzogthums, am Fluſſe der Arkenſa's ungefähr 250 Lieues von der projectirten Stadt, eine Conceſſion auf vier Quadrat-Lieues, wo funfzehn hundert Menſchen beſchäftigt werden, und eine Compagnie Dragoner ſich befinden ſollte; faſt tauſend wurden auch wirklich eingeſchickt, meiſtens Deutſche. Als dieſer Miniſter in Ungnade fiel, gingen die Angeſtellten den Fluß herab, um ſich wieder einzuſchiffen; diejenigen, welche nicht elendiglich umkamen, erhielten

die

die Freyheit, ſich längs dem Fluſſe niederzulaſſen, acht Lieues unterhalb der Stadt, wo ſie heut zu Tage unter dem Nahmen Küſte der Deutſchen (Côte des Allemands) den bevölkerteſten Canton dieſer Colonie bilden, welcher die Stadt vorzüglich mit Reiß, Mais, Bohnen, Federvieh u. dergl. verſorgt. Das Gerücht hatte damahls nicht ohne Abſicht verbreitet, an demſelben Fluſſe der Arkenſa's, aufwärts nach ſeiner Quelle zu, befinde ſich ein Smaragdfelſen. Die Köpfe wurden durch dieſe grobe Liſt dergeſtalt erhitzt, daß der Commandant des Poſtens Befehl erhielt (1721), die Entdeckung desſelben zu bewirken. Er durchſtreifte ungefähr drey hundert Lieues, und hatte Handwerker, Ingenieure, ſelbſt Soldaten zur Bewachung dieſes eingebildeten Schatzes bey ſich. Mehrere Hofleute und Große erhielten Conceſſionen in jenen Gegenden, unter andern auch die Gebrüder Paris. Um das Intereſſe, welches der Regent ſelbſt an dem Lande des Miſſouri nahm, und die Hoffnung zu beweiſen, welche man von großen, daſelbſt zu findenden, Reichthümern nährte, zierte man die Hauptſtadt mit dem Nahmen: Neu-Orleans. Es wurden nun Verwandte und Freunde jener Großen in den hierher beſtimmten Regimentern angeſtellt. Die meiſten von dieſen Officieren blieben ganz dort, und naturaliſirten ſich; und man ſieht noch ſehr zahlreiche Familien von ihnen daſelbſt.

Dieſer edelmänniſche Geiſt war den Fortſchritten der Colonie in vielen Hinſichten hinderlich; er verbreitete in dieſen einſamen Gegenden die Neigung zum Luxus, zu den Freuden der Tafel und zum Müßiggange, und erzeugte jenen Charakter von Hochmuth und Arroganz, woraus in zehn bis zwölf Jahren Uneinigkeiten, Complotte und Kriege von Seiten der Wilden entſtanden, welche Blut koſteten, und beynahe die Franzoſen bis auf den letzten Mann vertilgt hätten; die rohen Canadier hin-

gegen waren länger als dreyßig Jahre immerfort als Freunde, Gefährten und Verwandte von ihnen behandelt worden.

Der erſte Krieg der Natchez, eines Volks, welches den Franzoſen große Dienſte leiſtete, entſprang aus der hochmüthigen Weigerung eines Commandanten, den Mord eines ihrer, von einem franzöſiſchen Soldaten umgebrachten Kriegers, zu rächen; ihr Complott, alle Franzoſen deßhalb zu vertilgen, welches zum Theil ausgeführt wurde, ward erzeugt durch die Verzweiflung über einen Befehl, den ſie von einem andern Commandanten erhielten, ihr Dorf zu räumen. Nach dieſem Dorfe ſtrebte der Commandant, um ſich eine Pflanzung anzulegen, und dieſe Gegend, wo die Aſche ihrer Väter ruhte, war der Ort, wo ſie ſtets alle Tugenden der Gaſtfreundſchaft gegen die Franzoſen ausgeübt hatten. So entſtanden auch die andern Kriege gegen die Wilden Louiſiana's immer aus dem hochmüthigen Charakter, der ſich gegen dieſe Völker aller Pflichten der Gerechtigkeit, Treue und Menſchlichkeit ledig glaubte.

Die Agenten der Compagnie zerſtörten die Nation der Natchez, und dieſe Zerſtörung vernichtete gleichfalls einen der anſehnlichſten Handelszweige von Louiſiana, indem die Natchez ſehr zahlreich und mächtig waren. Streifzüge gegen andere Wilde hatten gleichen Erfolg. Dieſer Kriegszuſtand machte zugleich einen ungeheuern Aufwand für Truppen und Munition nothwendig, und verminderte die Arbeiter der Colonie außerordentlich. Die Vortheile des Monopols, welches die Coloniſten drückte, und woran ſie noch denken, entſchädigten die Compagnie bey weitem nicht, und im Jahre 1730 mußte ſie die Colonie, nach dreyzehnjährigem Beſitze, an den König zurück geben. In dieſer Zwiſchenzeit wurde die Stadt Neu-Orleans gegründet, das Fort der Illinois, Fort

Saint-Louis genannt, war von Steinen erbauet worden, das de la Balize, an der Mündung des Miſſiſſippi's, welches den einlaufenden Schiffen zum Wegweiſer und zugleich zur Vertheidigung dient, war mit großen Koſten auf Pfahlwerk, mitten in unbewohnbaren Sümpfen, erbauet worden. Bey den Natchez wurde ein Fort, Fort Roſalie genannt, auf einem Hügel, bloß wie einfache Palliſaden, gegründet. Das Fort der Arkenſas war noch weniger beträchtlich, auch das der Natchitoches am rothen Fluſſe, durch den berühmten Saint-Denis gegründet, bedeutete nicht viel. Am la Mobile hatte man eins von Steinen gebauet, welches auch noch jetzt exiſtirt. Dieſe verſchiedenen Forts hatten nur einige Bewohner um ſich her, welche ſehr arm waren, aus Mangel an Abſatz ihrer Producte und Theurung derer, welche die Compagnie ihnen zuführte. —

Die Producte beſchränkten ſich damahls auf ein wenig Reiß, Mais, Tabak, Pelzwerk nebſt etwas Holz, Bretern und ein wenig Salzſpeiſen für die Colonien. Der Canadier Saint-Denis, welcher von Natchitoches ſich eine Straße bis nach Mexico durch unbekannte Wüſten gebahnt hatte, ein eben ſo großer Staatsmann als unerſchrockener Reiſender, hatte durch ſeinen Rath die Spanier beſtimmt, ſich bey den Aſſinais, nur funfzig Lieues von den Natchitochis, niederzulaſſen, von wo aus ſie ſich, bis auf zehn Lieues ungefähr, den Adaies näherten. Er hoffte, auf dieſe Art ſich unermeßliche Abſatzwege für unſere franzöſiſche Waaren zu eröffnen, und dafür das Geld zu erhalten, deſſen die Colonie vorzüglich bedurfte. Dieſe Plane eines ehrlichen Mannes hatten den doppelten Vorzug, den Franzoſen und Spaniern gleich nützlich zu ſeyn; beyde Völker würden, angezogen durch ihre wechſelſeitigen Bedürfniſſe, ihre Länder gegenſeitig bevölkert haben. So würde Spanien heut zu Tage eine große

Population vor Mexico voraus haben, welche die mächtige Avantgarde davon bildete; und je mehr die Franzoſen ſich vermehrt hätten an dem rothen Fluſſe, von dem Fluſſe bis zu den Natchitoches, um ſo mehr würden ſie die Vermehrung der Spaniſchen Niederlaſſungen erleichtert haben. Man kann es nicht oft genug wiederhohlen, die Nationen bedürfen der gegenſeitigen Unterſtützung, wie der einzelne Menſch; allein die Grundſätze der Spaniſchen Regierung, ſich immer zu iſoliren, ſind hier, wie anderwärts, das große Hinderniß der Volksvermehrung geworden, und die Franzoſen haben mit dieſen Gegenden nur einen mittelmäßigen und gefährlichen Handel treiben können *).

Vom Jahre 1730 bis 1790, einer Zeit, wo die Colonie von der Franzöſiſchen Regierung verwaltet wurde, ſind die Producte faſt dieſelben geblieben, und die Bevölkerung hat nicht ſehr zugenommen.

Endlich führte der unglückliche Krieg von 1756 den für Frankreich entehrenden Frieden herbey, wo es einer Seits Canada an die Engländer, und von der andern Louiſiana an die Spanier abtrat, welche ohnehin ſchon ſo viel unnütze Wüſteneyen beſaßen; ſo iſt denn jener wichtige Gürtel getrennt und vernichtet worden, der die mittelmäßigen Gegenden der Engliſchen Colonien des nördlichen Amerika's in enge Gränzen einſchloß, und Frankreich verlor dadurch Gegenden, welche eine noch weit

*) Welche Ausſichten eröffnen ſich jetzt wieder für Frankreich, und die mit ihm im genaueſten Bunde ſtehenden Deutſchen und Italiäniſchen Länder in Anſehung des Handels nach jenen Gegenden, da nunmehr Spanien, durch die Abdankung des bisherigen Königs, ſo ganz eng mit Frankreich verbunden iſt. Freylich muß erſt mit England der Kampf geendet ſeyn, ehe jene Ausſichten realiſirt werden dürften.

Anm. d. Ueberſ.

größere Volksmenge fassen konnten als Frankreich selbst, und die ihm in der neuen Welt für immer das Uebergewicht gegeben, und, ich wage es zu behaupten, seinen Handel und seine Marine unzerstörbar gemacht haben würden, selbst bey der Voraussetzung, daß sich diese Colonien, wie es die Englischen in der Folge thaten, unabhängig gemacht hätten *).

Diese für Frankreich so verderblichen Colonie-Abtretungen wurden aber nur schwach von der Nation empfunden, und man weiß, mit welcher Unverschämtheit die Maitresse Ludwigs XV. sie diesem Monarchen ankündigte, der die vorübergehende Reue einer zwar gefühlvollen, aber durch Liebe unterjochten, und durch Vergnügungssucht verweichlichten Seele zeigte.

Und doch beweisen diese Colonisten, welche diese schwache Regierung preis gab, damahls eine so heroische Aufopferung, die mit dem Größten, was die Geschichte kennt, verglichen werden kann.

Während dieses Krieges hatte England versucht, diejenigen Akadier gegen Frankreich zu bewaffnen, welche durch den Utrechter Tractat von Canada getrennt worden waren, um unter Englische Herrschaft zu kommen, jedoch mit der Bedingung der Neutralität. Die Weigerung dieser Akadier, die Waffen gegen ihr Vaterland zu führen, zog ihnen Verfolgungen zu, welche sie muthig ertrugen; diese werden der Englischen Regierung immer Schande machen; dumm, unmenschlich, mit Verachtung aller Vertragspflichten, entriß sie dieses, von heiliger Vaterlandsliebe erfüllte Volk ihren ursprünglichen Wohnsitzen, und

*) Man muß nie vergessen, daß die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten sehr viel zum Wachsthum der Macht Englands beygetragen hat, und zwar durch den unermeßlichen Handel, den die vereinigten Staaten treiben. Alles ist zu Englands Vortheil: eine wichtige Wahrheit für die Mutterländer.

zerſtreute zehn bis zwölf tauſend in den Engliſchen Colonien umher. Eine große Menge Entkommener, Greiſe, Weiber und Kinder, irrten länger als ſechs Jahre in den Wäldern und den fernen Einöden dieſer Gegenden herum, lebend von wilden Früchten, von Wildbret, Gemüſen und wenigem Getreide, welches ſie ſäeten, und furchtſam einſammelten, indem ſie, wie wilde Thiere, immer von den Engländern verfolgt wurden; die Colonien waren es, wo ſolche Franzoſen lebten, deren Regierung ſelbſt die verknüpfenden Bande zerriß. Die Louiſianer trennten ſich eben ſo ungern von dem Mutterlande, und hofften immer auf Rückkehr zu demſelben, bis Ulloa von der Colonie im Nahmen Spaniens Beſitz nahm.

Im Jahre 1788 verzehrte eine Feuersbrunſt ein ganzes Drittel von Neu-Orleans. Es war ein Charfreytag, wo der königliche Schatzmeiſter, Hacienda mit Nahmen, zu ſeiner großen Erbauung in ſeinem Hauſe eine Capelle hatte errichten laſſen. Die heilige Jungfrau, angethan mit einem ganz andern Schmucke, als ſie an dem Tage trug, wo der Gottmenſch ſtarb, und umgeben von einer Menge Lichtern, gerieth in Flammen, indeß der heilige Mann, unterſtützt von ſeinen Gäſten, bey Tiſche ſeine Schmerzen vertrank. Man ſtelle ſich eine Feuersbrunſt vor bey Häuſern ganz von Holz, noch obendrein von ſehr brennbarem erbaut. In einigen Stunden lag auf der Stelle, wo die blühendſte, lebendigſte Stadt geſtanden hatte, ein Schutt- und Aſchenhaufen. Der Gouverneur leiſtete den Unglücklichen alle mögliche Unterſtützung; beſonders merkwürdig aber iſt dieß, daß ſeine junge Gemahlinn von dieſem Augenblick an den ihrem Geſchlechte ſonſt ſo werthen Putz ablegte, um der unglücklichen Stadt ein Beyſpiel der ſtrengſten Simplicität zu geben. Selbſt bey Feſtlichkeiten hätte man ſie für eine Nonne halten können. Dieſes Unglück veranlaßte ein anderes,

nicht so beträchtliches, aber weit schmerzlicheres. Mehrere Monathe lang hatte nähmlich der Oberste Marent sein Haus den Abgebrannten geöffnet, und ihnen offene Tafel gegeben, und ließ ihre besten geretteten Sachen in einem großen Magazin auf seinem Landgute verwahren. Böse wichter, welche nie bekannt geworden sind, legten des Nachts daselbst Feuer an, und so wurde die letzte Hülfe dieser Elenden eine Beute der Flammen.

Während der dreyßig Jahre, daß dieses Land unter Spanischer Herrschaft stand, sind die Französischen Sitten immer der herrschende Charakter der Colonie geblieben, und die Spanier haben sich hier leichter französisirt, als die Franzosen espagnolisirt. Alle Ländereyen sind von der Regierung immer umsonst an Privat-Leute vertheilt worden. Diese mußten bloß etwas Weniges für Ausfertigung der Urkunde bezahlen. Die Akadier und andere haben, außer diesen unentgeldlichen Geschenken, noch von der Regierung in den ersten Jahren ihres Etablissements jährliche Unterstützung erhalten; diese Ausgaben, die Erbauung des Forts, die Unterhaltung von ungefähr zwey tausend Mann Truppen, kosteten Spanien jährlich fünf bis sechs Mahl hundert tausend Piaster, und die Zollabgabe von sechs Procent brachte, wegen des vielen Unterschleifs, nicht mehr ein als hundert tausend Piaster; die Regierung mußte also noch einen Aufwand von vier bis fünf Mahl hundert tausend Piastern bestreiten, welche sich in der Colonie verbreiteten, und die Masse des baren Geldes vermehrten. Diese vier bis fünf Mahl hundert tausend, vorzüglich durch das, nichts producirende, Militär im Umlauf gebrachten Piaster vermehrten bloß die Einfuhr, welche die Ausfuhr weit überstieg; denn man mußte einführen: 1) für die Colonisten, welche ihre Waaren dafür gaben; 2) für das Militär und die Beamten, welche nur mit Geld bezahlen konnten; die Producte der

Colonie stiegen im Ganzen, selbst in der letzten Zeit, nicht höher als auf fünf bis sechs Millionen Livres tournois, wovon ein Drittel fast Zucker und Syrupp ausmachten. Diese Producte konnten die doppelt so starke Einfuhr nicht decken, es mußte also ein Theil des baren Geldes zugelegt werden, welches größten Theils von der Regierung herkam, und dieß war für die Colonie eine große Wohlthat; denn das zu große Anhäufen von Geld würde die Handarbeit immer mehr vertheuert haben, und folglich den Arbeiten des Landbaues nachtheilig geworden seyn.

Die Bevölkerung von Louisiana betrug nach den Angaben der Spanier zu der Zeit meines Aufenthaltes daselbst zusammen:

in Unter-Louisiana . . .	37,697 Seelen
in Ober-Louisiana . . .	7,000 =
Total-Summe	44,697 Seelen.

Inhalt

des ersten Theils.

Seite

Erstes Kapitel.

Abreise des Verfassers nach Nantes. Bemerkungen auf seiner Reise. Bemerkungen über diese Stadt. Kaufleute. Nützlicher Rath für die, welche sich einschiffen. Seekrankheit. Mittel, sie zu mildern. Anweisung, seine Gesundheit zur See zu erhalten. . . . 3

Zweytes Kapitel.

Ueberfahrt. Wandernde Pflanzen. Muschelthiere. Sonnenuntergang. Taufe unterm Wendezirkel . . . 11

Drittes Kapitel.

Ankunft auf Martinique. Die Stadt Saint-Pierre. Fehler und Mängel der Städte der Colonien. Sitten. Gebräuche. Handel der Weißen 15

Viertes Kapitel.

Fort-Royal. Sümpfe. Ueber die auf die Natur gegründete, sichere und minder kostspielige Kunst, sie für die Gesundheit der Menschen unschädlich zu machen. Umgebungen des Fort-Royal. Mangeln (manglas).

Seite

Krabben. Flecken. Lamantin und andere Theile der Insel. Naturgeschichte. 31

Fünftes Kapitel.

Besondere Ursachen, welche den Flor von Martinique befördern. Nachrichten über den Handel und die Industrie für die Europäer, welche in diese Colonie sich begeben. 45

Sechstes Kapitel.

Bemerkungen über die verschiedenen Zweige des Anbaues auf dieser Insel. Traurige Folgen davon, daß man die Gebirge ihrer Waldungen beraubt hat. Vom Rocou und Indigo. 53

Siebentes Kapitel.

Vom Tabak. Geschichte seines Anbaues und seiner Verbreitung. Ursachen, welche seinen Gebrauch so allgemein gemacht haben. Sein Einfluß auf unsere Colonien, unsern Handel und unsere Marine. Nicht zu berechnende unglückliche Folgen davon, daß man das Monopol desselben eingeführt und ein Jahrhundert lang geduldet hat. 62

Achtes Kapitel.

Der Kaffeh. Seine Geschichte. Seine Eigenschaften. Von seinem allgemeinen Gebrauch. Von seinem Einflusse auf die physische und moralische Natur der Menschen. Ist es vortheilhaft, den Genuß desselben unter dem Volke noch mehr zu verbreiten? 76

Seite

Neuntes Kapitel.

Krankheiten auf den Colonien. Gelbes Fieber, Siams-Krankheit, Europäische Krankheit u. s. f. Ihre Ursache, ihr Sitz; Schutzmittel dagegen, Behandlungsart derselben. Thatsachen und Anecdoten in Hinsicht darauf. Allgemeine Mittel, sie auszurotten. . . 89

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung derselben Materie. 104

Eilftes Kapitel.

Schutzmittel für die Truppen gegen die Krankheiten, auch anwendbar für Privat-Personen. 114

Zwölftes Kapitel.

Allgemeine Mittel, welche die Regierungen anwenden müssen, um die Keime dieser Krankheiten ausrotten zu helfen. 121

Dreyzehntes Kapitel.

Eine kleine Anzahl von Menschen stiftet mit wenig Hülfsmitteln die Colonie la Martinique. Reichthümer, deren Schöpfer sie geworden sind. 124

Vierzehntes Kapitel.

Gefährliche Schlangen. Ihre Ausrottung. Einfluß des Menschen auf die Natur. Bemerkungen über die Inseln, welche keine solchen Schlangen haben. Gedanken des Verf. über diesen Punct. Verschiedene Arten von Ameisen; ihre unglaubliche Vermehrung; ihre Verhee-

Seite

rungen. Mittel, welche der Mensch allein ihnen entgegen zu stellen hat. Thiere, welche die Ameisen ausrotten. Von den Ameisenfressern insbesondere. . . 130

Funfzehntes Kapitel.

Vulcane. Gebirge. Nutzen derselben. 140

Sechzehntes und siebzehntes Kapitel.

Innerliche Unruhen in der Colonie auf Martinique. Anfang der Feindseligkeiten während des Aufenthaltes des Verf. auf dieser Insel. Anmerkungen über diesen Gegenstand. Seine Abreise von dieser Insel. . 142

Achtzehntes Kapitel.

Weg nach Porto-Rico. Anmerkungen über diese Insel. . 148

Neunzehntes Kapitel.

Ankunft des Verfassers zu Saint-Domingo. Beschreibung dieser von Christoph Columbus erbauten Stadt, ihres Gebiethes und der Vortheile ihrer Lage. Ideen des Verf. über die Mittel, dieser Colonie wieder aufzuhelfen. 153

Zwanzigstes Kapitel.

Ursachen, welche vorzüglich dieser Spanischen Colonie geschadet haben. Weise Politik der Spanier in Beziehung auf die farbigen Menschen. . . . 163

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Naturgeschichte. Merkwürdige Muschelarten. Versteinerungen. Von der Verminderung des Meeres. Bemerkungen über diesen Gegenstand. . . . 172

Seite

Zwey und zwanzigſtes Kapitel.

Abreiſe von Saint-Domingo. Schilderung der Franzöſiſchen Colonie von Saint-Domingo. . . . 177

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Jamaica. 181

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Inſel Cuba. Die Havana. Mexicaniſcher Golf. . . 183

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Beobachtungen über den Golf von Mexico. Ankunft bey der Mündung des Miſſiſippi's. Mangel an Aufmerkſamkeit des Capitäns macht, daß das Fahrwaſſer verfehlt wird. Unglück, welches die Folge davon iſt. Widrig gewordene Winde. Hungersnoth. Gefahr. 189

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Neuer Unfall. Der Verfaſſer und zwey Reiſende ſteigen auf der Inſel Saint-Roſe an's Land. 195

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Abreiſe von der Inſel Sainte-Roſe, Ankunft zu Penſacole. Windſtoß, der den Verf. beſtimmt, nach Sainte-Roſe zurück zu kehren. Andere Bemerkungen über dieſe Inſel. 204

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Beſchreibung von Penſacole. Was dieſe Colonie unter der Engliſchen Regierung war. Was ſie unter der Spaniſchen iſt. Ackerbau, Boden, Erzeugung, Bewohner,

Seite

Soldaten, Schiff-Fahrt, und Mittel zur Verbeſſerung derſelben. 206

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Rehde von Penſacole. Ihre Wichtigkeit, ihre Sümpfe, Ebbe und Fluth. Begriff von dem Aufwande der Regierung in dieſer Colonie, Außerordentliche Mißbräuche. Privilegirtes, in Penſacole zurück gebliebenes, Engliſches Handelshaus. Das Unpoliſiſche dieſer Niederlaſſung. 218

Dreyßigſtes Kapitel.

Geſchichte eines Engländers, mit Nahmen Bawles, Oberanführers der Wilden. Krieg der Wilden gegen die Spanier. Gefahren der Colonie. Völkerrecht, angewandt auf die Indianer. Bemerkungen über die Veranlaſſungen dieſes Krieges. 225

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Naturgeſchichte. Bemerkung über den Urſprung der Erzadern. Ockerhaltige Erdarten. Anlagen der Kreolen zu den Künſten. Große Verſchiedenheit der Eichen. Ihr Nutzen. Andere Gewächſe. Außerordentliche, die Inſecten zerſtörende Pflanzen. . . . 236

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Abreiſe von Penſacole. Reiſe durch die Seen-Inſel Dauphine. Erſte Niederlaſſung der Franzoſen. Bewegungsgründe der Wahl dieſer Inſel. Ihr gegenwärtiger Zuſtand. Bemerkungen in Betreff dieſer Seen. Boden, welcher ſie umgibt. Producte. Pech- und Theer-Fabrik. 244

Seite

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Ankunft zu Neu-Orleans. Beſchreibung dieſer Stadt. Urſachen ihrer Unreinlichkeit. 251

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung der Nachrichten über den Handel und die Induſtrie der Stadt Neu-Orleans. Sitten. . . 264

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Natur und Beſchaffenheit der nach Neu-Orleans eingeführten Waaren. Bemerkungen darüber. . . . 270

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung derſelben Materie. Moden. Bemerkungen über den Einfluß derſelben auf den Handel und die Sitten. 275

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Fortſetzung des vorigen Kapitels, in Beziehung auf den Handel und die Induſtrie. Flinten. Pulver. Schloſſerarbeit. Quincaillerien. Ackergeräthe und Handwerkszeug. Handarbeit. Wirkungen der Theurung derſelben. Gaſtfreundſchaft. 283

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Sitten. Spiel. Nothwendigkeit der Schauſpiele. Religion. Geſetze. 288

Neun und dreyßigſtes Kapitel.

Herr Lauſſat, Colonial-Präfect, nimmt Beſitz von der Colonie. Proviſoriſche Organiſation. Der Präfect tritt, zwanzig Tage ſpäter, die Colonie wieder an die vereinigten Staaten ab. Der Verfaſſer iſt bey dieſer